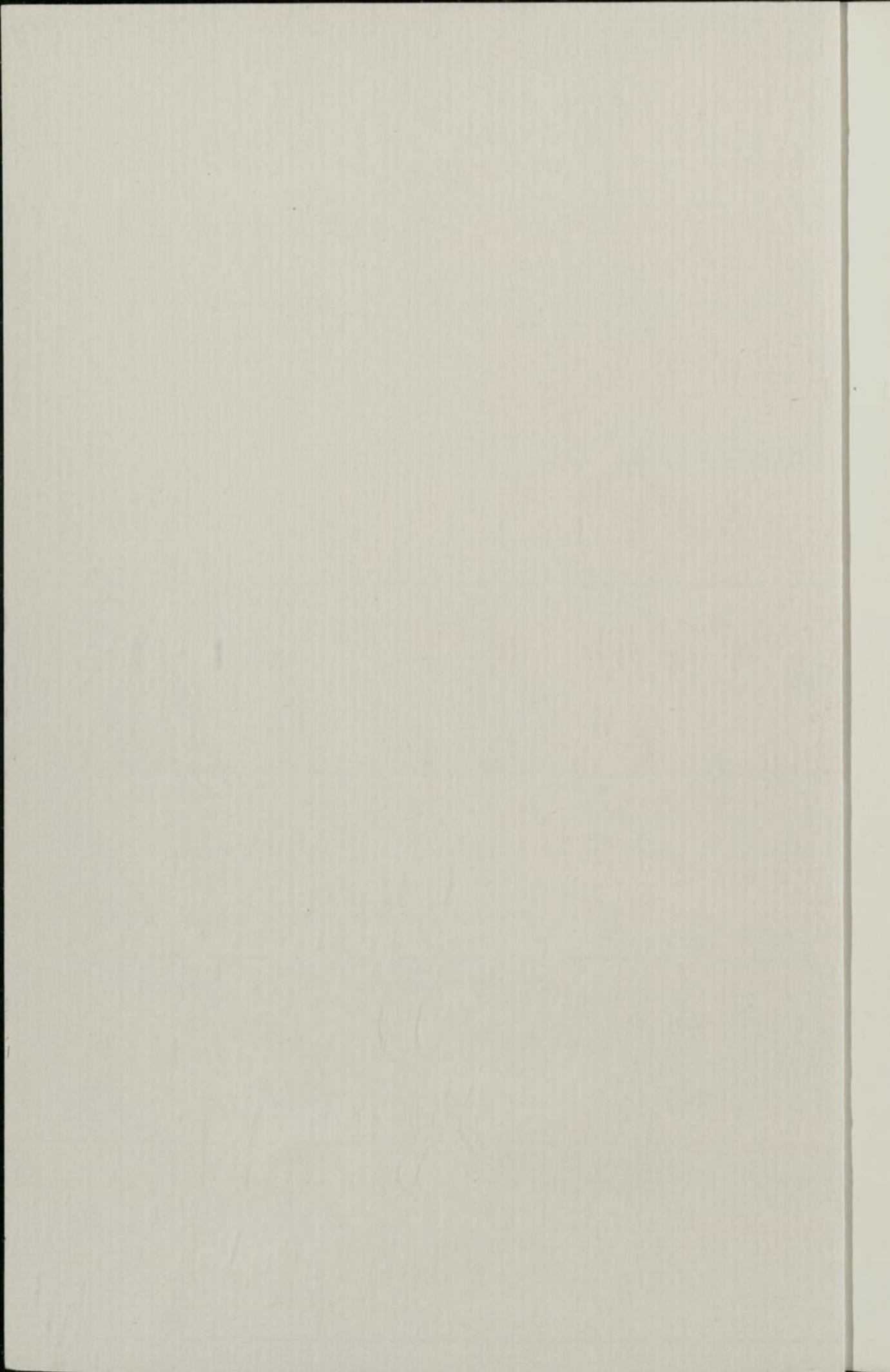


Fontane Blätter 73 2002

In diesem Heft:

»Sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität« – KLAUS-PETER MÖLLER / Eine zwielichtige Angelegenheit: Fontanes *Unterm Birnbaum* – MICHAEL NIEHAUS / Von Krotoschin nach Kessin – CHRISTINE HEHLE / Grußwort des Bundespräsidenten bei Übergabe der Fontane-Manuskripte / Fontanes Melusine-Gestalten – CHRISTINA VON BRAUN / Fontane und die Bethanischen Schwestern – URSULA RÖPER / Fragen zur Edition – GEORG WOLPERT / Ludwig Burgers Nachlaß in Breslau – JAN PACHOLSKI / Rezension / Bibliographie / Informationen



Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Helmuth Nürnberger

- 87 Von Kraschenbrunn nach Kessin. Zu Landschaft und Mythologie
Theodor Fontanes Roman *Effi Briest*
CHRISTINA HIRTZ
- 88 Fontane und die Bethanischen Schwestern
Ulrich Röyer



Konzeptionen

- 89 Peer Hasubek: „... wer sich trauten redt, ist der reinste Mensch.“
Der Gespräch in Theodor Fontanes Roman *Der Stechlin*
HILKE CHAMBERS

Mensliches

- 90 Grußwort von Bundespräsident Johannes Rau bei der Übergabe der
Fontane-Manuskripte der Stadt Wuppertal an das Theodor-Fontane-
Archiv in Potsdam am 20. September 2001
- 91 Fontanes Melaine-Gestalten
CHRISTINA VON BRAUN

73
2002

Fontane Blätter

»Welche Finesse liegt darin, daß man ein 50-Pfennigstück von einem 10-Pfennigstück nicht unterscheiden kann. Welche Schärfung von Sinn und Intellekt wird dadurch geboren. Die Fingerspitzen kommen von dem gerippten Rand nicht los und das Goethesche ›Gefühl ist alles‹ ist vorahnend eigens für unsere neue Kleinmünze gedichtet worden. Es gibt einige, die dies bezweifeln; aber meine Herrschaften was ist nicht alles bezweifelt worden.«

(Theodor Fontane, *Allerlei Glück*)

$$\frac{65}{5536} = 736$$



2004 & 60

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 »Sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität«.
Fontanes Zeugnisse aus seiner Ausbildungszeit zum Apotheker als bio-
graphische Quellen
KLAUS-PETER MÖLLER

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

- 44 Eine zwielichtige Angelegenheit: Fontanes *Unterm Birnbaum*
MICHAEL NIEHAUS
- 71 Von Krotoschin nach Kessin. Zu Landschaft und Mythos der Ostsee in
Theodor Fontanes Roman *Effi Briest*
CHRISTINE HEHLE
- 88 Fontane und die Bethanischen Schwestern
URSULA RÖPER

Rezensionen

- 106 Peter Hasubek: »... wer am meisten red't, ist der reinste Mensch«.
Das Gespräch in Theodor Fontanes Roman »Der Stechlin«
HELEN CHAMBERS

Vermischtes

- 112 Grußwort von Bundespräsident Johannes Rau bei der Übergabe der
Fontane-Manuskripte der Stadt Wuppertal an das Theodor-Fontane-
Archiv in Potsdam am 20. September 2001
- 116 Fontanes Melusine-Gestalten
CHRISTINA VON BRAUN

- 123 »Der Schlei« oder »die Schlei«?
Die ersten Buchausgaben des vierten Wanderungsbandes *Spreeland*.
Fragen zur Edition
GEORG WOLPERT

- 134 Ludwig Burgers Nachlass in den Sammlungen des Nationalmuseums
zu Breslau
JAN PACHOLSKI

- 147 *Das Trauerspiel von Afghanistan*
Mit einer Notiz zur Wirkungsgeschichte

Bibliographie

- 150 Auswahlbibliographie

Informationen

- 166 Symposium im September 2002

- 171 Autorenverzeichnis

- 172 Vertriebshinweise

- 173 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen

- 176 Impressum

- 112 Grußwort von Bundespräsident Johannes Rau bei der Übergabe der
Fontane-Manuskripte der Stadt Wuppertal an das Theodor-Fontane-
Archiv in Potsdam am 20. September 2001

- 116 Fontane-Melusine-Gedichte
CHRISTINA VON BRUNN

Editorial

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser, Zeugnisse sind nicht immer gut, in jedem Fall geben sie nur ein ganz spezielles Bild dessen, den es zu beurteilen galt. Im Falle Fontanes, der vom beruflichen Weg, für den ihn die Zeugnisse qualifizieren, so eklatant abwich und auf ganz anderem Felde Berühmtheit erlangte, fällt das besonders ins Auge. Klaus-Peter Möller hat Fontanes Apotheker-Zeugnisse zusammengetragen und stellt sie uns in der Rubrik *Unveröffentlichtes* sehr anschaulich vor.

Unter dem Rubrum *Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte* vergewärtigt uns Michael Neuhaus in seinem Beitrag neue Aspekte zum Verständnis von *Unterm Birnbaum* vor. Bei Christine Hehles Beitrag zur Mythisierung von Landschaft in *Effi Briest* handelt es sich um Überlegungen, die sie in ähnlicher Form bei der Frühjahrstagung der Fontane Gesellschaft 2000 in Swinemünde vorgetragen hat. Wer an der Jahrestagung der Gesellschaft 2001 in Potsdam teilgenommen hat, wird sich auch an den folgenden Beitrag erinnern. Ursula Röper hatte uns bei dieser Gelegenheit aus religionswissenschaftlicher Sicht ein sehr anschauliches Bild der religiösen und lebensweltlichen Situation der Bethanischen Schwestern gegeben, wiederum eine Perspektive, die in Fontanes Apothekerzeit weist.

Vor allem auf die ersten beiden Beiträge des Rubrums *Vermischtes* möchten wir Sie hinweisen. Es geht darin um ein großes Ereignis für das Fontane-Archiv. Die Stadt Wuppertal hatte sich nämlich entschlossen, dem Archiv die sich in ihrem Besitz befindlichen Fontane-Autographen aus den vermißten Beständen des Archivs in Form einer Schenkung zurückzugeben. Für diese großzügige Geste sei auch an dieser Stelle allen daran beteiligten Gremien und Personen gedankt. Bei der feierlichen Übergabe, die am 20. September letzten Jahres im Archiv stattfand, war auch Herr Bundespräsident Johannes Rau anwesend. Seine Rede und den Festvortrag von Christina von Braun, die sich mit dem Hauptgegenstand der Schenkung, dem Novellenmanuskript *Oceane von Parceval* beschäftigte, drucken wir hier ab.

Auch in diesem Jahr wird der September einen Höhepunkt bringen. Das Fontane-Archiv feiert in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen im Lande Brandenburg und veranstaltet aus diesem Grunde zusammen mit der Fontane Gesellschaft ein internationales Symposium zu Fontanes *Wanderungen. Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg*, zu dem wir Sie sehr herzlich einladen möchten. Das Programm und die Anmeldeinformationen finden Sie in diesem Heft. Wir hoffen, Sie im Herbst in Potsdam sehr zahlreich begrüßen zu können.

DIE HERAUSGEBER

Editorial

Die Herausgeberin

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

Kongresse sind nicht immer gut, in jedem Fall geben sie nur ein ganz spezielles Bild des Standes der Forschung. In diesem Fall haben wir uns für einen Kongress entschieden, der sich mit dem Thema "Die Rolle der Frau in der Kirche" beschäftigt. Wir hoffen, Sie werden sich für diesen Kongress interessieren und ihn mit Interesse verfolgen.

Unter dem Rufwort "Kongress der Frauen" haben wir einen Kongress organisiert, der sich mit dem Thema "Die Rolle der Frau in der Kirche" beschäftigt. Wir hoffen, Sie werden sich für diesen Kongress interessieren und ihn mit Interesse verfolgen.

Die Herausgeberin

Die Herausgeberin

Die Herausgeberin

Die Herausgeberin

Die Herausgeberin

»Sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität«.

Fontanes Zeugnisse aus seiner Ausbildungszeit zum Apotheker als biographische Quellen

Vorgestellt von KLAUS-PETER MÖLLER

Im folgenden sind die Zeugnisse, die Theodor Fontane während seiner Ausbildung zum Apotheker erhalten hat, erstmals vollständig abgedruckt, soweit sie im Original im Theodor-Fontane-Archiv überliefert bzw. der Forschung im Wortlaut bekannt geworden sind. Einzelne dieser Dokumente sind zwar bereits früher an verschiedenen Stellen publiziert oder abgebildet worden,¹ eine Veröffentlichung sämtlicher Zeugnisse hat es bisher jedoch noch nicht gegeben. Dabei ermöglicht erst die Zusammenschau aller Zeugnisse das Verständnis für jedes einzelne dieser Lebensdokumente Fontanes und die richtige Beurteilung der in ihnen überlieferten Daten und Fakten.

Die Apotheker-Zeugnisse sind natürlich nicht nur in ihrem Quellenwert für die Forschung von Interesse. Sie ergänzen das Wissen über die Biographie des jungen Fontane auf sinnfällige Weise. Darüber hinaus sind die Einschätzungen der Lehr- und Dienstherrn über ihren Lehrling bzw. Gehilfen mitunter auch recht amüsant zu lesen. Etwa das von Wilhelm Rose formulierte Lob, daß sich Fontane stets so betrug, »wie es einem gesitteten und verständigen Jünglinge geziemt«, und daß er sogar noch seine »Mußstunden fleißig zum Studium pharmazeutischer und anderer damit verbundener Wissenschaften« nutzte. In dem Kapitel *In der Wilhelm Roseschen Apotheke (Spandauerstraße)* seines autobiographischen Werkes *Von Zwanzig bis Dreißig* teilt Fontane dagegen mit, daß er in dieser Zeit auch mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, mit ernsthaften literarischen Projekten, mit intensiver Lektüre, keineswegs nur der pharmazeutischen Fachpresse und des »alten Hagen«,² mit regelmäßigen Besuchen in Berliner Lesecafés, und daß er sich mehr mit den Musen als mit den Wissenschaften befaßte, nicht nur in den Mußstunden, sondern auch während der monotonen Beschäftigung in der Apotheke. »Schönere Gelegenheit zum Dichten ist mir nie wieder geboten worden«,³ heißt es in einer Passage, in der er berichtet, wie er bei der Her-

stellung von Queckenextrakt den vor sich hin köchelnden Sud in einem großen Zinnkessel rühren mußte.

Allerdings sind die in den Zeugnissen enthaltenen Informationen etwa über die Lebensumstände, den Charakter, das fachliche Wissen Fontanes in ihrem Aussagewert eingeschränkt. Das hängt damit zusammen, daß Zeugnisse stets bestimmten Zwecken folgen, unter formalen und inhaltlichen Gesichtspunkten geltenden Standards unterworfen, zugleich aber auch subjektiv geprägt sind und daher oft mehr über ihre Verfasser und die Zeit aussagen, in der sie geschrieben wurden, als über die Beurteilten selbst.

Zuverlässiger erscheinen die Daten und Fakten, die in den Zeugnissen überliefert sind. Diese Dokumente erhalten für die Biographie Fontanes zusätzlich besonderes Gewicht dadurch, daß sie aus einem Lebensabschnitt stammen, aus dem chronikalische Quellen nur spärlich überliefert sind, so daß sich die wenigen Informationen teilweise nur schwer oder überhaupt nicht nachprüfen lassen. Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß die Zeugnisse nicht immer eindeutig formuliert sind und in ihren Angaben auch nicht in jedem Fall richtig sein müssen, ist ihnen in der Regel die Priorität einzuräumen, wo Diskrepanzen zu anderen Überlieferungstraditionen bestehen; im speziellen Fall kommen hauptsächlich die Angaben in *Von Zwanzig bis Dreißig* in Betracht. Es fällt auf, daß die von Fontane in diesem autobiographischen Werk offenbar aus der Erinnerung angegebenen Datierungen aus der Zeit seiner Ausbildung zum Apotheker mehrfach nicht stimmen. Das ist um so überraschender, als dem Autor seine Zeugnisse bei der Abfassung der entsprechenden Kapitel seines Lebensrückblicks zur Verfügung standen und er Daten, an die er sich nicht genau erinnerte, hätte nachschlagen können. Offenbar kam es ihm gar nicht darauf an, daß die einzelnen Datierungen auf den Tag genau stimmten. So steht beispielsweise die häufig zu findende Angabe »zu Ostern« nur selten für das genaue Datum, sondern lediglich als eine Terminierung eines Ereignisses in den Frühjahrsmonaten. Einige irrtümliche oder unsichere Angaben zur Biographie des jungen Fontane, die in der Forschungsliteratur tradiert wurden und die mehrfach darauf zurückzuführen sind, daß der Quellenwert der Lebenserinnerungen Fontanes nicht richtig eingeschätzt wurde, können mit Hilfe der Zeugnisse korrigiert oder problematisiert werden. Die Ausbildungszeit Fontanes zum Apotheker stellt sich, soweit sie anhand der Zeugnisse zu überblicken ist, wie folgt dar.

Nachdem Fontane am 28. März 1836 eine Aufnahmeprüfung beim Berliner Stadtphysikus Dr. Natorp bestanden hatte, begann zu Ostern 1836 seine vierjährige Lehrzeit in der Berliner Apotheke »Zum weißen Schwan« bei Wilhelm Rose.⁴ Der Ostersonntag fiel in dem Jahr auf den 3. April; der

1. April, der in der Literatur öfter als Datum des Lehrbeginns genannt wird, war der Karfreitag. Was Fontane in seiner Autobiographie und später in Briefen⁵ über Wilhelm Rose geschrieben hat, ist nicht gerade schmeichelhaft für seinen Lehrherrn, dem er »Vier und ein halbes Jahr lang [...] in die Karten sehen« konnte. Er sei eine »Zwittergestalt, ein Mann der Apotheker hieß, während er doch eigentlich keiner war, weil er sich eben zu gut dafür hielt und der nun allerlei Plänen und Aufgaben nachhing, zu deren Bewältigung er weder die äußeren noch die inneren Mittel besaß«,⁶ obendrein habe er eine »Geldsackgesinnung«. Die beiden Zeugnisse, die Wilhelm Rose für seinen Lehrling und späteren Gehilfen Fontane ausstellte, waren allerdings wohlwollend.

Ein Vierteljahr vor Ablauf der regulären Lehrzeit trat Fontane zu einer Prüfung an, die, wie man dem Kapitel *In der Wilhelm Roseschen Apotheke (Spandauerstraße)* aus *Von Zwanzig bis Dreißig* entnehmen kann, in der Wohnung des Berliner Kreisphysikus Dr. Natorp stattfand, den Fontane als einen »Oger« mit »Bulldoggenkopf« beschrieb, dessen »stark mit Blut unterlaufenen Augen« dem Prüfling nicht gerade ermutigend vorgekommen sein mögen. Es ging aber wider Erwarten gut. Natorp stellte seine Fragen. »Eine jede klang, wie wenn er sagen wollte: ›Sehe schon, du weißt nichts; ich weiß aber auch nichts und es ist auch ganz gleichgültig.‹ Kurzum, nach kaum zwanzig Minuten war ich in Gnaden entlassen und erhielt nur noch kurz die Weisung, mir am andern Tage mein Zeugnis abzuholen.«⁷ Vergleicht man diese mehr als 50 Jahre später aus der Retrospektive verfaßte Darstellung mit dem erhaltenen Dokument, das die Prüfung bezeugt, fällt auf, daß die Datierungen nicht miteinander übereinstimmen. In *Von Zwanzig bis Dreißig* heißt es, die Prüfung habe am 19. Dezember 1839 stattgefunden, »um halb vier Uhr nachmittags«.⁸ In dem mit Datum vom 9. Januar 1840 ausgestellten Zeugnis attestierte der Kreisphysikus Natorp dem von ihm geprüften Lehrling dagegen, daß dieser »dato«, also am selben Tage, dem »gesetzlich verordneten Examen unterzogen« wurde, »als dessen Ergebnis ich hiedurch pflichtmäßig bezeuge: daß der Fontane sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität besitze, daß sonach seiner Ernennung zum Apotheker Gehülfen, auch mit Erlaß des letzten Vierteljahres der Lehrzeit gesetzlich nichts entgegen stehe«. Auch Wilhelm Rose bescheinigte Fontane in seinem ebenfalls auf den 9. Januar 1840 datierten Zeugnis, daß dieser seine Lehrzeit »mit dem heutigen Tage« erfolgreich absolviert habe. Damit scheint der 9. Januar 1840 als Datum der Prüfung glaubhaft belegt. Im Widerspruch dazu steht die Angabe des zweiten von Wilhelm Rose für Fontane ausgestellten Zeugnisses: »Herr Theodor Fontane aus Swinemünde befand sich nach Beendigung seiner Lehrjahre bei mir, noch ferner in dem Zeitraume vom ersten

Januar bis zum ersten Oktober 1840 als Rezeptarius in meiner Apotheke.« Allerdings ist dieses Schriftstück erst Jahre später aufgesetzt worden, als Ausstellungsdatum ist der 1. Oktober 1845 angegeben, die Beglaubigung datiert vom 7. Juli 1846.

In der Erinnerung verknüpft sich für Fontane das Datum der Gehilfen-Prüfung nach Abschluß der Lehrzeit mit seinem Debüt als Erzähler. Tatsächlich war am 19. Dezember die 4. von insgesamt 6 Folgen der Novelle *Geschwisterliebe* im *Berliner Figaro* abgedruckt.⁹ »Das Erscheinen der bis dahin in mal längeren, mal kürzeren Pausen von mir abgedruckten Gedichte hatte nicht annähernd solchen Eindruck auf mich gemacht, vielleicht weil sie immer kurz waren; aber hier diese vier Spalten mit ›Fortsetzung folgt‹, das war großartig. Ich war von allem, was dieser Nachmittag mir gebracht hatte, wie benommen und mußte es sein; vor wenig mehr als einer halben Stunde war ich bei Natorp zum ›Herrn‹ und nun hier bei d'Heureuse zum Novellisten erhoben worden.«¹⁰

Nach Beendigung seiner Lehrzeit blieb Fontane noch bis zum 1. Oktober 1840 bei Wilhelm Rose in der Schwanen-Apotheke, nunmehr als »Avancierter« in der Stellung eines Rezeptars. Die Zeiten, da er die »Queckensuppe« rühren mußte, waren damit für ihn vorüber, denn in der Rezeptur werden spezielle Medikamente individuell nach vorliegendem Rezept angefertigt, »Extractum Graminis«¹¹ jedoch, von dem die Rosesche Apotheke große Fässer voll nach London, besonders aber nach Brighton lieferte, obwohl jeder Eingeweihte wußte, »daß es keinen gleichgültigeren und beinah auch keinen obsoleteren Artikel giebt«¹², fiel in die Domäne der Defektur, des Arbeitsbereiches in der Apotheke, in dem Medikamente oder Präparate in größeren Mengen auf Vorrat hergestellt und vorgehalten werden.

Daß Fontane anschließend eine Stellung in der Apotheke von Dr. Kannenberg in Burg bei Magdeburg fand, aus der er aufgrund einer Erkrankung bereits nach einem Vierteljahr wieder schied, kann man dem Kapitel *Winter 1840 auf 1841. Drei Monate in Burg* [...] aus *Von Zwanzig bis Dreißig* entnehmen. »Im Herbste 1840 verließ ich Berlin und ging zunächst nach Burg [...] und bereits am 30. Dezember früh – es war mein Geburtstag, den ich dadurch feierte – verließ ich Burg in einer bis Genthin gehenden Fahrpost.«¹³ Diese Angaben sind wenigstens unsicher. Während der Zeitpunkt des Ausscheidens aus der Apotheke »Zum weißen Schwan« durch das zweite Zeugnis, das Wilhelm Rose für Fontane ausgestellt hat, abgesichert scheint, sind zuverlässige Angaben über Beginn und Ende der Tätigkeit in Burg bislang nicht ermittelt. Ein Zeugnis über diese Zeit ist nicht überliefert. Über seinen Prinzipal, den Apotheker Dr. Kannenberg, berichtet Fontane, daß er trotz der über diesen umlaufenden Schauergeschichten gut mit ihm auskam. Ein

besonderes Zeugnis des Aufenthaltes in Burg ist das satirische Epos *Burg*, aber was läßt sich, beim besten Willen, aus diesem nach dem Vorbild von Lenau und der *Spaziergänge eines Wiener Poeten* von Anastasius Grün geschriebenen Werk an Fakten für die Biographie Fontanes gewinnen?

Zuverlässig belegt ist dagegen der Aufenthalt Fontanes in der Leipziger Apotheke »Zum Weißen Adler«, deren Inhaber Ludwig August Neubert in seinem am 10. Mai 1842 ausgestellten Zeugnis bestätigte, daß Fontane »seit Anfang April 1841. bis heute in meinem Geschäft als Gehülfe« tätig war und diese Stellung verließ, um sich einer Kur zu unterziehen. Außerdem drückte Neubert die Hoffnung aus, daß Fontane »ehemöglichst in mein Haus zurücktritt«. Der Dienst in der Adler-Apotheke dauerte also offenbar vom April 1841 bis zum 10. Mai 1842.

Über die Umstände seiner Anstellung bei Neubert berichtet Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig*, daß er nach seiner Rückkehr aus Burg am 3. Januar 1841 in Berlin zufällig den Namen des bekannten Apothekers in der Fremdenliste der Zeitung gelesen habe und ihn daraufhin kurz entschlossen aufsuchte. »Ich fand das Paar in sehr verschiedenen Stadien der Toilette vor, die Dame bereits in Mantel und Muff, er noch weit zurück, in Hemdsärmeln, eine Zahnbürste in der Hand. Bei der freien Art beider aber verursachte dies nicht die geringste Störung, und ehe drei Minuten um waren, war ich auf Ostern hin engagiert, machte meinen Diener und empfahl mich strahlenden Gesichts; denn ich hatte wohl bemerkt, daß ihn mein Auftreten amüsiert und einen guten Eindruck auf ihn gemacht hatte.«¹⁴ Am Abend desselben Tages erkrankte Fontane an Typhus, so daß er erst Wochen später seine Stelle in Leipzig antreten konnte. Am 2. April 1841¹⁵ traf er in Leipzig ein und begann seinen Dienst in der Apotheke in der Hainstraße als zweiter Rezeptar.¹⁶ Der Ostersonntag fiel 1841 übrigens auf den 11. April. Ausführlich berichtet Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig* über sein Leben in Leipzig und über die literarischen Beziehungen, die er während dieses Jahres anknüpfte. Mitte Februar 1842, so die Angabe in *Von Zwanzig bis Dreißig*, erkrankte er an Gelenkrheumatismus als Spätfolge des Typhus. Nachdem er mehrere Wochen lang krank gelegen hatte, verließ Fontane die Neubertsche Apotheke und begab sich in die Pflege von »Onkel August« und »Tante Pinchen« (August und Philippine Fontane), die in der Poststraße in Leipzig wohnten. In *Von Zwanzig bis Dreißig* findet man die Angaben, daß dieser Umzug Anfang April¹⁷ bzw. um Ostern 1842¹⁸ stattgefunden habe (der Ostersonntag fiel in dem Jahr auf den 27. März). Diese Angabe kollidiert mit der im Zeugnis von Neubert gegebenen Datierung, nach der Fontane bis zum 10. Mai 1842 sein Gehilfe war. Es ist natürlich möglich, daß der Entschluß zum Ausscheiden aus der Adler-Apotheke über längere Zeit heranreife und Neubert sein Zeugnis

erst ausstellte, als feststand, daß Fontane nicht in sein Haus zurückkehren würde.

Vom 1. Juli 1842 bis Ostern 1843 (der Ostersonntag fiel auf den 16. April) war Fontane in der Dresdner »Salomonis-Apotheke« angestellt, wie Gustav Struve in seinem am 4. Mai 1843 ausgestellten Zeugnis bestätigte. Struves Vater Friedrich Adolph August Struve (1781–1840) hatte die Apotheke 1805 durch Heirat mit der Tochter des früheren Besitzers übernommen. Er war der Erfinder der künstlichen Nachbildung von natürlichen Mineralwassern¹⁹ und der Begründer der Mineralwasserfabrikation. 1821 eröffnete er die erste Mineralwasseranstalt in Dresden.²⁰ Sein Sohn Gustav Struve, der das Geschäft übernahm, setzte diese Tradition fort. Fontane schrieb über ihn: »Struve galt für absolute Nummer eins in Deutschland, ich möchte fast sagen in der Welt, und verdiente diesen Ruf auch.«²¹ Auch in Fontanes Erinnerungen spielt das Mineralwasser eine Rolle. »Der Sommer 42 war sehr heiß und weil Struve eben Struve war, so hatten wir natürlich so was wie freie Verfügung über die Struveschen Mineralwässer oder bildeten uns wenigstens ein, diese freie Verfügung zu haben. Selterser, Biliner etc. – alles mußte herhalten und wurde täglich vertilgt, – unter reichlicher Zuthat von Himbeer- und Erdbeer- oder gar von Berberitzensaft, den wir als eine besondere Delikatesse herausgeprobt hatten. Eines Tages beschlossen wir, so wenigstens in Pausch und Bogen herauszurechnen, wie hoch sich wohl all das belaufen möchte, was von uns sechs Gehülften und drei Lehrlingen im Laufe des Jahres an Fruchtsaft und Mineralwasser ausgetrunken würde. Die Summe war ein kleines Vermögen. Wir empfanden aber durchaus keine Reue darüber, lachten vielmehr bloß und sagten: »ja, nach Apothekertaxe.«²²

Mit dem Ausscheiden aus der Dresdner »Salomonis-Apotheke« begann eine Periode, aus der es keine gesicherten Angaben über den Aufenthalt Fontanes gibt. In *Von Zwanzig bis Dreißig* schrieb er über diese Zeit: »Ich kehrte nach Leipzig zurück und machte daselbst, nicht bloß durch Dichterefreunde, sondern, was mehr sagen will, auch durch einen zahlungskräftigen Verleger dazu bestimmt, einen ersten ganz ernsthaften Versuch, mich als Schriftsteller zu etablieren. [...] Der Verleger aber [...] sprang plötzlich wieder ab, so daß mir, nach Aufzehrung meiner kleinen Ersparnisse, nichts anderes übrig blieb, als in das Haus meiner Eltern zurückzukehren. Hier kam ich auf die tolle Idee, meine Schulstudien wieder aufzunehmen, um nach absolviertem Examen irgend was zu studieren. Am liebsten Geschichte. Voll Eifers ging ich dann auch auf Latein und Griechisch aufs Neue los und wer weiß wie viel Müh' und Arbeit – denn es wäre schließlich doch nichts geworden – ich damit vergeudet hätte, wenn ich nicht durch mein Militärjahr, das abzu-

machen höchste Zeit war, davor bewahrt geblieben wäre. Schon im Oktober, als ich von Leipzig nach Hause zurückreiste, hatte ich mich in Berlin beim Franz-Regiment gemeldet und Ostern 44 war zu meinem Eintritt bestimmt worden.²³ Dieser Termin war jetzt vor der Thür. Ich warf also Horaz und Livius, womit ich mich – nur dann und wann an Macbeth und Hamlet mich aufrichtend – ein halbes Jahr lang gequält hatte, froh an die Wand und machte mich nach Berlin hin auf den Weg, um bei dem vorgenannten Regiment mein Dienstjahr zu absolvieren.²⁴

Bis Ostern 1843 war Fontane in der »Salomonis-Apotheke« angestellt, heißt es in dem Zeugnis von Gustav Struve. In einem der Zeugnisse, die Louis Henri Fontane seinem Sohn ausgestellt hat, wird dagegen versichert, daß Fontane seit dem 1. April 1843 in seiner Apotheke die Defektur-Stelle übernommen habe. Es ist klar, daß wenigstens eine der beiden Angaben nicht stimmen kann. Entweder hat Fontane nicht bis Ostern in Dresden gearbeitet (der Karfreitag fiel 1843 auf den 14. April), oder er hat nicht am 1. April 1843 in Letschin begonnen. In Widerspruch zu den vom Vater bescheinigten Angaben steht auch die in *Von Zwanzig bis Dreißig* von Fontane getroffene Aussage, er sei »im Oktober« von Leipzig aus nach Hause zurückgekehrt, eine Angabe, die ebenfalls nicht stimmt, wie Briefe aus Letschin vom 15. August und 19. September beweisen, und habe sich dort »ein halbes Jahr lang« mit Horaz und Livius gequält. Bis zum 1. April 1844, also dem Datum seines Dienstantritts beim Militär, habe Theodor Fontane in der Apotheke seines Vaters gearbeitet, heißt es in dem Zeugnis, das später sogar durch den Kreisphysikus von Küstrin beglaubigt wurde.

Ein weiteres Mal übernahm Louis Henri Fontane den Nachweis über die Tätigkeit seines Sohnes für die Periode vom 1. Januar bis 1. Juli 1845. Am 1. April 1844 begann die Dienstzeit Fontanes als Einjährig-Freiwilliger beim Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment. In *Von Zwanzig bis Dreißig* heißt es: »Ostern 45 schloß dies Dienstjahr ab [...]«. ²⁵ Der Ostersonntag fiel 1845 auf den 23. März. Daher stammt also die Angabe, daß die Militärzeit Fontanes am 22. März endete.²⁶ Wenn das Zeugnis des Vaters stimmt, hätte Fontane sogar bereits Ende 1844, also spätestens nach 9 Monaten Militärdienst, entlassen sein müssen.

Als Einjährig-Freiwillige wurden junge Männer im dienstpflchtigen Alter eingestellt, die eine Verpflichtung abgaben, die Kosten für Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung selbst zu tragen, und die einen Befähigungsnachweis durch ein entsprechendes Zeugnis oder eine Prüfung erbringen konnten. Einjährig-Freiwilligen stand die Wahl der Waffengattung und des Regiments frei. Sie wurden während ihres Wehrdienstes je nach Eignung zu Unteroffizieren oder Offizieren befördert. Während die Wehrpflicht sonst je

nach Waffengattung zwei oder drei Jahre betrug, wurden Einjährig-Freiwillige bereits nach einjähriger Dienstzeit im stehenden Heer (vom Tage des Dienst Eintritts an gerechnet) zur Reserve beurlaubt. Für Mediziner und Apotheker gab es Sonderregelungen.²⁷ Eingestellt wurden Einjährig-Freiwillige nur zum 1. Oktober, darüber hinaus in einigen Waffengattungen zum 1. April. Die Frage, warum Louis Henri Fontane seinem Sohn bescheinigte, daß er vom 1. Januar bis zum 1. Juli 1845 in seiner Apotheke angestellt gewesen ist, läßt sich also nicht ohne weiteres erklären. Wenn Fontane seiner Dienstpflicht bis zum Ende nachgekommen ist, müßte er bei Einstellung zum 1. April 1844 erst zum 1. April 1845 entlassen worden sein. Ein weiterer Nachweis über die Tätigkeit im Zeitraum vom 1. Januar bis zum 1. April 1845 muß also merkwürdig erscheinen.

Nahtlos an die durch die Zeugnisse von Louis Henri Fontane belegte Periode in Letschin schließt sich die Anstellung bei Julius Eduard Schacht in der »Polnischen Apotheke« in Berlin an. Hier arbeitete Fontane vom 4. Juli 1845 bis zum 30. Juni 1846 als zweiter Rezeptar, wie es in dem Zeugnis heißt, das Schacht am 30. Juni 1846 ausstellte und das der Stadtphysikus Natorp, inzwischen zum Geheimen Sanitätsrat avanciert, am 7. Juli 1846 beglaubigte. Abweichend dazu heißt es in *Von Zwanzig bis Dreißig*, Fontane sei »zu Johanni«,²⁸ also am 24. Juni, in die »Polnische Apotheke« eingetreten.

Die traditionsreiche »Polnische Apotheke«, an der Ecke Friedrichstraße/Mittelstraße gelegen, existierte bereits seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert. Von 1832 bis 1864 befand sie sich in Besitz von Julius Eduard Schacht (1804–1871), der einer der angesehensten und einflußreichsten Apotheker in Berlin war. Von 1861 bis 1864 stand er der Corporation der Apotheker Berlins als deren Senior vor. Außerdem war er Mitglied der Pharmazeutischen Ober-Examinations-Kommission zu Berlin und Assessor im Medizinalkollegium.²⁹

Nach dem Ausscheiden aus dieser Stellung begann die Zeit, in der sich Fontane auf das Staatsexamen vorbereitete, das er mit der Bewertung »gut« absolvierte, wie in dem mit Datum vom 2. März 1847 ausgestellten Zeugnis bestätigt wird. Über die Prüfung schrieb Fontane: »Es war alles Durchschlupf, hair breadth escape. Dabei passierte das, was immer passiert, daß ich auf dem Gebiet, auf dem es am schlimmsten mit mir stand, am besten abschloß. Das war in der Botanik. Ich ging, in Frack und weißer Binde, durch die Friedrichsstraße hin auf meine Marterstätte zu. Bei Raehmels Weinhandlung, damals Ecke der Rosmaringasse, angekommen, schwenkte ich ein, um mich durch eine halbe Flasche Rotwein so weit wie möglich zu stärken und dabei noch einen flüchtigen Blick in ein kleines, mich beständig begleitendes botanisches Büchelchen zu thun. Ich schlug blindlings auf, und

auf der linken Seite stand: »die Caryophyllaceen.«³⁰ Die Typen stehen noch deutlich vor mir. Es war hier alles nur in nuce gegeben, aber so wenig es war, es rettete mich doch, denn siehe da, der alte Link,³¹ berühmter Botanikprofessor, – Vater oder Taufpathe der Link-Straße³² – begann mit seiner Krähestimme gerade nach den Caryophyllaceen zu fragen. Er sah wohl, daß ich nur gerad' einen Schimmer davon hatte und mit diesem Schimmer alles zu vergolden trachtete. Das amüsierte ihn und so gab er mir denn ein ganz leidliches, will also sagen unverdientes Zeugnis. Ich hatte Glück gehabt.«³³

In Folge des bestandenen Examens erhielt Fontane die »Approbation als Apotheker erster Klasse und demgemäß die Befugniß zur Verwaltung und zum Besitze einer Apotheke in den Königlichen Landen«. Damit endet der durch die überlieferten Zeugnisse belegte Zeitraum. Der Vollständigkeit halber seien hier noch einige Worte über die letzten Stationen der Apothekeraufbahn Fontanes angefügt. Da es ihm aus finanziellen Gründen nicht gelang, eine Apotheke zu erwerben, nahm Fontane im Spätherbst 1847³⁴ eine Stellung in der Apotheke »Zum schwarzen Adler« in der Neuen Königstraße 50 in Berlin³⁵ an. Sein Prinzipal war Dr. Johann August Ferdinand Jung, der das bereits seit 1700 bestehende Geschäft im Jahr 1837 erworben hatte. In Fontanes Erinnerungen aus dieser Zeit nehmen die Ereignisse des 18. März 1848 breiten Raum ein. Über seine Tätigkeit in der Apotheke berichtet er: »[...] ich habe, während meiner ganzen pharmazeutischen Laufbahn, nicht halb so viel Leberthran in Flaschen gefüllt, wie dort innerhalb weniger Monate. Dieser Massenkonsum erklärt sich dadurch, daß die durch Freimedizin bevorzugten armen Leute gar nicht daran dachten, diesen Leberthran ihren mehr oder weniger verskrofelten Kindern einzutrichern, sondern ihn gut wirtschaftlich als Lampenbrennmaterial benutzten.«³⁶ Mit drastischen Worten äußerte sich Fontane in einem Brief an Wolfsohn, der einen Besuch angekündigt und offenbar vorgeschlagen hatte, bei ihm zu wohnen, über seine Lebensverhältnisse in der Apotheke »Zum schwarzen Adler«.³⁷ Fontane war froh, als sich ihm im Laufe des Jahres 1848 die Aussicht auf eine bessere Stelle bot und er, wie er mitteilt, »schon im Juni höchst vergnüglich nach Bethanien³⁸ hin«³⁹ übersiedeln konnte, wo er die pharmazeutische Ausbildung der beiden Diakonissen Emmy Dankwerts⁴⁰ und Aurelie von Platen übernehmen sollte. Die Datierung Juni 1848 als Termin für den Umzug in die Diakonissenanstalt ist allerdings anzuzweifeln. Tatsächlich wurde Fontane am 15. September 1848 provisorisch mit der Verwaltung der Apotheke in Bethanien betraut und am 4. November definitiv mit einem Jahresgehalt von 240 Rtl. und freier Unterkunft angestellt.⁴¹ Am 17. September 1848 schrieb er an Bernhard von Lepel: »Ein Sonnenstrahl des Glücks hat mich getroffen. Ich bin in Bethanien bei *freier Wohnung und Station*, mit 20 rth.

noch monatlich angestellt. Nur während zweier Mittagsstunden hab' ich in der Apotheke zu arbeiten; die übrige Zeit ist mein. [...] Ich wohne vom 1ten Oktober ab in dem Doctor-Hause (parterre) neben dem Hauptgebäude selbst. [...] Vorher lad' ich Dich nicht ein, da Du mich entweder nicht treffen, oder bei dem großen Geschäftsdrange mich stören würdest.«⁴² Auch in seiner Autobiographie schilderte Fontane seinen Aufenthalt in Bethanien als »ein Idyll«.⁴³ Allerdings deutete sich bereits im September 1849 seine Kündigung an.⁴⁴ Bereits wenige Wochen später, am 10. November, teilte Fontane Wolfsohn mit: »Ich bin [...] seit dem 1. Oktober nicht mehr in Bethanien, und lebe seit der Zeit, als bummelnder Freiherr, Louisenstraße 12, 3 Treppen. Die geringe Barschaft ist aufgezehrt, der Kredit erschöpft, und ich bin entschlossen, am 1. Dezember wieder unter die *Handarbeiter* zu gehen. Ich weiß noch nicht, ob als Apotheker oder als Kutschenschlagaufmacher (*allen Ernstes!*) bei der Eisenbahn.«⁴⁵ Am 30. September 1849 endete also Fontanes Anstellung in Bethanien, und mit dem Ausscheiden aus dieser Stellung seine Apothekerlaufbahn. Wenn er später in Krisenzeiten auch Pläne äußerte, in seinen Beruf zurückzukehren, hat er nach diesem Zeitpunkt nicht mehr als Apotheker gearbeitet.

Im Theodor-Fontane-Archiv werden die Apotheker-Zeugnisse unter den Signaturen F 2 bis F 10 aufbewahrt. Auf dem oberen Rand sind die Zeugnisse von zeitgenössischer Hand, vermutlich von Fontane selbst, durchnummeriert worden, nur die Approbationsurkunde (F 10) wurde dabei nicht erfaßt. Diese Numerierung läuft von II. bis IX. Sie entspricht der chronologischen Ordnung der Zeugnisse, wobei allerdings nicht die Ausstellungsdaten, sondern die zeitliche Abfolge der Ausbildungs-Stationen Fontanes zu Grunde gelegt wurde. Die Darbietung der Zeugnisse in der folgenden Dokumentation erfolgt nach dieser Reihenfolge. Während die Zeugnisse in der Regel unmittelbar nach dem bezeugten Ereignis ausgestellt wurden oder doch wenig später, fällt auf, daß einige dieser Dokumente erst längere Zeit später erstellt wurden. Das Zeugnis, in dem Wilhelm Rose bescheinigte, daß Fontane nach Abschluß seiner Lehrzeit noch bis zum 1. Oktober 1840 in seiner Apotheke als Gehilfe gearbeitet habe, wurde mit Datum vom 1. Oktober 1845 ausgestellt und am 7. Juli 1846 beglaubigt. Auch die beiden Zeugnisse, die Louis Henri Fontane für seinen Sohn schrieb, das eine davon mit der Datierung 2. April 1844, das andere mit dem Ausstellungsdatum 2. Juli 1845, sind vielleicht erst später aufgesetzt worden. Beglaubigt wurden diese beiden Zeugnisse durch den Küstriner Kreisphysikus an ein und demselben Tag, am 16. April 1846. Offensichtlich ging es im Frühjahr 1846 um einen dem Prüfungsreglement genügenden Nachweis über die Tätigkeit Fontanes.⁴⁶ Sowohl die nachträgliche Beibringung von Belegen als auch die Zusammenstel-

lung der Zeugnisse zu einem Dossier stehen sicher im Zusammenhang mit den Vorbereitungen auf die Staats-Prüfung, die Fontane im Frühjahr 1847 ablegte.

Es fällt auf, daß nicht jede Station der Apothekerlaufbahn Fontanes auch durch ein Zeugnis belegt ist. Über die Tätigkeit in Burg fand sich in den Unterlagen kein Zeugnis vor, eine entsprechende Lücke in der Numerierung ist nicht festzustellen. Auch die Anstellung in der Apotheke »Zum schwarzen Adler« und in Bethanien sind nicht durch Zeugnisse belegt. Aber das hängt vielleicht damit zusammen, daß Fontanes Ausbildung mit der Staatsprüfung und der Anerkennung als Apotheker erster Klasse abgeschlossen war.

Das Dokument, das ursprünglich die Nr. I. trug, war offenbar das Zeugnis der Aufnahmeprüfung, die Fontane vor Beginn der Lehre am 28. März 1836 ablegte, ebenfalls bei dem bewußten Stadtphysikus Natorp. Über den Verbleib des Originals dieses Zeugnisses ist nichts bekannt. Der Text ist abgedruckt in der Chronik von Hermann Fricke, leider ohne Angabe einer Quelle.⁴⁷ Es wird in diese Dokumentation der Vollständigkeit halber aufgenommen – als einziges Dokument, das nicht nach dem Original wiedergegeben wird, sondern nach einer Sekundärquelle.

Zeu
Wie
(s.)The
lang
als
geb
Ken
gut
Ap

1.

Zeugnis über die Aufnahme-Prüfung, Berlin 28. März 1836

Wiedergegeben nach dem Abdruck in der Chronik von Hermann Fricke
(s. Anm. 34)

[N^o I.]

Theodor Heinrich Fontane, 16 Jahre alt, in Ruppin geboren, ist dato, auf Verlangen des hiesigen Stadtapotheker Herrn Rose, welcher gesonnen ist, ihn als Lehrling aufzunehmen, von mir geprüft worden und bezeuge ich als Ergebnis der Prüfung hierdurch pflichtmäßig: daß der Fontane sehr gute Kenntnisse der Latinität und anderer Schuldisziplinen besitze auch eine sehr gute Handschrift schreibe, daß sonach seiner Annahme als Lehrling der Apothekerkunst gesetzlich nichts entgegen stehe.

Berlin, den 28. März 1836.

Natorp, Königl. Stadtphysikus.



No. II

F 3



Theodor Fontane vom Besonderen Brief in
 April das Jahr 1840 als Lesung in einem Gesellschaft
 und hat seine Lesung mit dem folgenden Satz eröffnet.
 Welche Bedeutung es gibt für, wie es einem Gesellschaften und
 gesellschaftlichen Junglingen gezeigt: die über die Bedeutung
 Gesellschaften versteht er nicht. Er hat mit seinen und anderen
 seinen Mitmenschen sprachlich zum Besten der menschlichen
 mit anderen damit verbundenen Wissenschaften. Wie es,
 das und seine Zeit als Gesellschaft in unserer Gesellschaft von
 bleiben wird, so hat es sein!

Darbin den 9ten Januar 1840.

Wilhelm Ruge G. J. R.

Die Briefe sind von Frankfurt alle
 bezeugt für den 10ten
 Mainz 1840



Handwritten signature

2.

Lehrzeugnis von Wilhelm Rose, Berlin, 9. Januar 1840

2° (34 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 3

N^o II.

[Stempel: EIN HALBER THALER
15 GR:]

Theodor Fontane aus Swinemünde trat im April des Jahres 1836 als Lehrling in mein Geschäft und hat seine Lehrjahre mit dem heutigen Tage vollendet. Stets betrug er sich so, wie es einem gesitteten und verständigen Jünglinge geziemt: die ihm obliegenden Geschäfte versahe er mit Eifer und Treue und benutzte seine Mußestunden fleißig zum Studium pharmazeutischer und anderer damit verbundener Wissenschaften. Möge er, der noch einige Zeit als Gehülfe in meiner Apotheke verbleiben wird, so fortfahren!

Berlin den 9^{ten} Januar 1840.

[Siegel: V R]⁴⁸

Wilhelm Rose Apotheker.

Die Richtigkeit vorstehenden Attestes
bezeuge hierdurch Berlin d. 10^{ten}
Märtz 1840

[Stempel: BERLINISCHES STADT PHYSICAT]

Natorp

3.

Zeugnis über die Gehilfen-Prüfung, Berlin, 9. Januar 1840

2° (34 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 2

N° III.

[Stempel: EIN HALBER THALER
15 GR:]

Theodor Heinrich Fontane
20 Jahr alt in Ruppin geboren

welcher seit Ostern 1836 bey dem hiesigen Stadt-Apotheker Herrn Rose die Apotheker Kunst erlernt hat, ist dato, auf Verlangen seines Lehrherrn, der gesonnen ist ihm ein Vierteljahr der vierjährigen Lehrzeit zu erlauben, dem vor Ernennung zum Apotheker Gehülfen gesetzlich verordneten Examen unterzogen als dessen Ergebniß ich hiedurch pflichtmäßig bezeuge: daß der Fontane sehr gute Kenntniße der Chemie Pharmacie Botanik und Latinität besitze, daß sonach seiner Ernennung zum Apotheker Gehülfen, auch mit Erlaß des letzten Vierteljahres der Lehrzeit gesetzlich nichts entgegen stehe.
Berlin d. 9^{ten} Januar 1840

[Stempel: BERLINISCHES STADT PHYSICAT] Natorp
Königl. StadtPhysikus

No. IV.

F 8



Herrn Theodor Fontane als Privatmann
 beehrt sich, auf Empfehlung seines Leipziger Vaters,
 auf dessen in dem Zeitraume von vorhergegangenen
 bis zum vorhergehenden Oktober 1848 als Regimentsarzt in
 mexicanischer Armee, ihm selber in seinem Leipziger Vater
 so wie auch als besagte Arztbesuch gegeben, auch
 lobend über ihn andeuten zu lassen: so erfüllte seinen
 Obliegenheiten mit Eifer, sowie aus Rücksichtlichkeit
 und werth sich sehr gefälliges Verhalten die Liebe
 seiner Landsleute. Herr Fontane ist dieses Jahr
 mit dem Wunsche für sein bevorstehendes Werk.

Berlin den vorhergehenden Oktober
 1848



Wilhelm Koss Arztbesuch

in Rücksicht auf seine
 Altherren bey unsen Väter etc. etc.



Fontane
 Graf: Louis: Koss

Zer
2°

[St

He
Lel
ers
ner
ber
Tre
Lie
sch

Be
184

[Si

[St

4.

Zeugnis von Wilhelm Rose, Berlin, 1. Oktober 1845

2° (34 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 8

N° IV.

[Stempel: EIN SECHSTEL THALER
5 GR:]

Herr Theodor Fontane aus Swinemünde befand sich nach Beendigung seiner Lehrjahre bei mir, noch ferner in dem Zeitraume vom ersten Januar bis zum ersten Oktober 1840 als Rezeptarius in meiner Apotheke. Wie schon in seinen Lehrjahren hat er mir auch als Gehülfe Gelegenheit gegeben, mich lobend über ihn auszusprechen: er erfüllte seine Obliegenheiten mit Eifer, Treue und Geschicklichkeit und erwarb sich durch gefälliges Betragen die Liebe seiner Hausgenossen. Gern begleite ich dieses Zeugniß mit dem Wunsche für sein ferneres Wohl.

Berlin den ersten Oktober
1845

[Siegel: V R]

Wilhelm Rose Apotheker

Die Richtigkeit vorstehenden
Attestes bezeuge Berlin d. 7. Juli 1846

[Stempel: BERLINISCHES STADT PHYSICAT]

Natorp
Geh: Sanit: Rath

5.

Zeugnis von Ludwig August Neubert, Leipzig, 10. Mai 1842

2° (28 x 23 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 4

N^o V.

Vorzeigen[der] dieses Herr Fontane welcher seit Anfang April 1841. bis heute in meinem Geschäft als Gehülfe war verläßt daßselbe wegen Kränklichkeit und um sich einer größern Kur zu unterziehen.

Ich bescheinige demselben unaufgefordert daß ich mit seinem sittlichen Verhalten sowohl als auch mit seinen Leistungen als Apotheker vorzüglich zufrieden gewesen bin und nichts mehr wünsche als daß derselbe ehemöglichst in mein Haus zurücktritt.

L. A. Neubert

Leipzig

d. 10. Mai 42

[Siegel, nicht lesbar]

No. VI.

F 5



Seine Excellenz Pontane beauftragte mich am 1. July
1842 bei Herrn 1843 in seinem Anwesen

Seine Pontane Mündlichkeit, welche ungeschwungen
in rechtlicher Ansehung, seine ungeschwungen
Pflanzung in Ansehung von sich selbst ungeschwungen
Ansehung ungeschwungen und zum Ansehung
und ungeschwungen und ungeschwungen Ansehung

Dresden

den 4 Mai

1843

Dr. Gustav Straube

Leipzig

Königliche Ansehung

Zer
2°He
ner
tisc
ger
undDre
der
184

6.

Zeugnis von Gustav Struve, Dresden, 4. Mai 1843

2° (26 x 22 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 5

N^o VI.

Herr Theodor Fontane befand sich vom 1 July 1842 bis Ostern 1843 in meiner Apotheke. Herrn Fontanes Moralität, deßen wissenschaftliche und praktische Ausbildung, seine aufopfernde Thätigkeit in Erfüllung der ihm obliegenden Geschäfte verpflichten mich zum Ausspruch des vollkommensten und unbedingtesten Lobes

[Siegel, nicht lesbar]

Dresden
den 4 Mai
1843

Dr Gustav Struve
Besitzer hiesiger
Salomonis Apotheke



N. 11.

F 6



Zufolge dieses Zeugnisses, mein k. k. k. k.
 Hof- und Landes-Postamt, in Neu-Hampin geboren,
 seit dem 1ten April 1843 bis zum 1sten 1844,
 die Defectur-Platte in meiner fünfzig
 Regolmente mit rätheligen Litter und zu
 meiner nöthigen Zufriedenheit, gerichtet,
 und in demselben für den 1sten 1844 und
 pflanzlich begangen, - folgend auch
 auf dem beidseitigen meiner k. k.
 Hof- und Landes-Postamt bekräftigt haben
 will.

Leitwin den 2ten April 1844.

L. Fontane,
 Zufolge des fünfzig Regolmente.

Leitwin 21/17 46

Fontane
 Leitwin 21/17 46

7.

Zeugnis von Louis Henri Fontane, Letschin, 2. April 1844
2° (34 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 6

N^o VII.

[Stempel: EIN HALBER THALER
15 GR:]

Inhaber dieses Zeugnißes, mein ältester Sohn Theodor Fontane, in Neu=Ruppin geboren, hat, vom 1^{ten} April 1843 bis dahin 1844, die Defec-tur=Stelle in meiner hiesigen Apotheke mit rühmlichem Eifer und zu meiner völligen Zufriedenheit verwaltet, was ich demselben hierdurch gern und pflichtmäßig bezeuge, – solches auch noch durch Beidrückung meines stets führenden Pettschaftes bekräftigt haben will.

Letschin den 2ten April 1844.

L: Fontane,
Inhaber der hiesigen Apotheke.

[Siegel: APOTHECKE V FONTANE,
Darstellung: ein Löwe]

Cüstrin d. 16/4 46 [Siegel: KÖN: PR: KREIS- UND STADT-
PHYSICAT ZU CÜSTRIN]

... .. [Name, nicht gelesen]
Cüstriner Creisphysikus.



F 7



Meinem Vornamen Friedrich, Sprössling Fontane,
 geboren in Neu-Kuppen, halte ich für ein
 ganz und gar pflichtgemäßes dies Zeugnis darüber
 aus, daß er während des Zeitraumes von
 dem Tode bis zum Juli 1845 — des Ansehens
 in meinem Ansehen mit Eifer und Opfertätigkeit
 nachgehenden sei.

Ich bin zu seinem Lobe zu sagen, was ich
 nicht leicht und nicht, verbitet mir meine
 Stellung als Vorgesetzter dieses jungen Mannes,
 ungeachtet dass ich das höchste, und dankende,
 irgend das beste Glück in seiner meine Stellung
 nachträglich zu empfangen.

Leipzig den 2ten Juli 1845.

L. Fontane,
 Besitzer des jenseitigen Anwesens.

Leipzig d. 10/7 46

Fontane,
 Leinwandfabrikant

8.

Zeugnis von Louis Henri Fontane, Letschin, 2. Juli 1845

2° (34 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 7

N^o VIII.

[Stempel: EIN HALBER THALER
15 GR:]

Meinem Sohne Theodor, Heinrich Fontane, geboren in Neu=Ruppin, stelle ich hiermit gern und pflichtgemäß dies Zeugniß darüber aus: daß er während des Zeitraumes – vom 1^{ten} Januar bis 1^{ten} July 1845 – der Receptur in meiner Apotheke mit Eifer und Geschicklichkeit vorgestanden hat.

Mehr zu seinem Lobe zu sagen, was ich wohl könnte und möchte, verbietet mir meine Stellung als Vater dieses jungen Mannes, – weshalb denn ich das unterlaße, und damit ende, ihm das beste Glück in seiner neuen Stellung recht aufrichtig zu wünschen.

Letschin den 2^{ten} July 1845.

L: Fontane,
Besitzer der hiesigen Apotheke.

[Siegel: APOTHECKE V FONTANE,
Darstellung: ein Löwe]

Cüstrin d 16/4 46 [Siegel: KÖN: PR: KREIS- UND STADT-PHYSICAT
ZU CÜSTRIN]

... .. [Name, nicht gelesen]
Cüstriner Creisphysikus

N^o 718

F 9



Herrn Theodor Fontane in Neu-Ruppin
 gütigst sei für den 4. Juli 1845 bei auf der
 letzten Zeit des genannten Brevets in meinem
 Geschäft vorgekommen. Ich beabsichtige mit Ihnen
 in die Provinz, so wie durch Ladungsbefehl
 bei sich Herr Fontane meine vörl. Auftrags-
 und Befehlsverrichtungen. Ich beabsichtige das die Befehle
 voll zu stellen in meinem Geschäft in so langer Zeit,
 wie ich für meine vörl. Auftragsverrichtungen für den
 ferneren Auftrag und stelle ich mich Ihnen
 mit der besten Gemüth an.

Berlin den 30. Juni 1845



J. E. Schacht,
 Besitzer des Postamtes Ruppin

der Königlich preussischen Altkanzlei bey uns
 Berlin d. 7. Juli 1845



Maier
 Geheimer Buchhalter

9.

Zeugnis von Julius Eduard Schacht, Berlin, 30. Juni 1846

2° (34 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 9

N^o IX.

[Stempel: EIN DRITTEL THALER
10 GR:]

Herr Theodor Fontane aus Neu-Ruppin gebürtig hat seit dem 4 Juli 1845 bis auf den heutigen Tag der zweiten Receptur in meinem Geschäft vorgestanden. Durch Accuratesse und Pünctlichkeit in der Receptur, so wie durch tadellose Führung hat sich Herr Fontane meine völlige Zufriedenheit und Achtung erworben. Ich bedaure daß der Aufenthalt desselben in meinem Hause ein so kurzer war, versichere ihn meiner aufrichtigen Wünsche für sein ferneres Wohlergehen und stelle ihm dieses Zeugniß der Wahrheit gemäß aus.

Berlin den 30 Juni 1846

[Siegel: POLNISCHE

J. E. Schacht,

APOTHEKE I. E. SCHACHT]

Besitzer der Polnischen Apotheke

Die Richtigkeit vorstehenden Attestes bezeuge
Berlin d. 7^o Juli 1846

[Stempel: BERLINISCHES
STADT PHYSICAT]

Natorp

Geheimer Sanitätsrath



F 40



**Da der Candidat der Pharmacie,
Theodor Heinrich Fontane,**

in den für Apotheker erster Classe vorgeschriebenen
Staatl. Prüfungen vor der Ober-Examinations-Commission
sich glücklich **gute** bestanden ist, so wird
denselben die Approbation als Apotheker erster Class.
seiner Vornehmheit die Befugnis zur Verwaltung und
zum Besitze einer Apotheke in den k. k. böhmischen Ländern
unter der Bedingung erteilt, daß er die ihm nach den
Medicinal-Vorschriften obliegenden Pflichten ge-
wissenshaft erfüllen werde.

Wien, den 2^{ten} März 1847.



Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

Eichler

Approbation

für den Candidaten der Pharmacie,
Theodor Heinrich Fontane,
als Apotheker erster Classe in
den k. k. böhmischen Ländern.

N^o 1640

11 408/15/40
für den k. k. böhmischen
Minister

10.

Approbation zum Apotheker erster Klasse in Preußen, ausgestellt von
Johann Albert Friedrich Eichhorn, Berlin, 2. März 1847

2° (34,5 x 21,5 cm) 1 Bg., 1^r Text, 1^v-2^v leer

Signatur: F 10

[Stempel: EIN HALBER THALER

15 GR:]

Da der Candidat der Pharmacie, Theodor Heinrich Fontane, in den, für Apo-
theker erster Klasse vorgeschriebenen Staats=Prüfungen vor der Ober=Ex-
aminations=Kommission hierselbst = gut = bestanden ist, so wird demsel-
ben die Approbation als Apotheker erster Klasse und demgemäß die Befug-
niß zur Verwaltung und zum Besitze einer Apotheke in den Königlichen
Landen unter der Bedingung ertheilt, daß er die ihm nach den
Medicinal=Verordnungen obliegenden Pflichten gewissenhaft erfüllen
werde.

Berlin, den 2^{ten} März 1847.

[Prägung: Siegel Friedrich Wilhelms IV.]

Der Minister der geistlichen, Unterrichts=und Medicinal=Angelegenheiten.
Eichhorn

Approbation

für den Candidaten der Pharmacie,

Theodor Heinrich Fontane,

als Apotheker erster Klasse in

den Königlichen Landen.

N° 1640

4 Rtl. 15 sgr.

für Stempelpapir

u Medz. Bücher

354.

Anmerkungen

Fotos: Michael Lüder, Potsdam

© Theodor-Fontane-Archiv 2001

- 1 Etwa in: JOACHIM SCHOBESS: *Fontanes Apothekerlaufbahn und ihr Einfluß auf sein literarisches Schaffen. In memoriam Theodor Fontane, gestorben vor 60 Jahren am 20. September 1898.* In: *Die Pharmazie*, Berlin, 13. Jg. (1958) Heft 9, September 1958, S. 588–594. Abgedruckt sind Abbildungen von sieben der neun Zeugnisse, allerdings in einer Qualität, die ein Lesen der Handschriften nicht zuläßt. Transkribiert sind meist nur Zitate aus den Zeugnissen. Nach den Original-Quellen verfaßt ist die nach wie vor beachtenswerte Darstellung von GEORG EDMUND DANN: *Deutsche Apothekerfamilien. IV. Die Apotheker in der Familie Theodor Fontanes.* In: *Pharmazeutische Zeitung. Zentral-Organ für die gewerblichen u. wissenschaftlichen Angelegenheiten des Apothekerstandes* 72. Jg. (1927), Nr. 19 vom 5. März 1927, S. 271–275 (vgl. auch ders.: *Theodor Fontane als Apotheker.* In: *Pharmazeutische Zeitung.* 91.–100. Jg. (1955), 13. Oktober 1955, S. 1146–1147).
- 2 *Das Lehrbuch der Apothekerkunst* von KARL GOTTFRIED HAGEN, das 1778 in Königsberg erschienen war und in der Folge mehrfach neu aufgelegt (2. Aufl. 1781, 3. Aufl. 1786, 4. Aufl. 1792, 5. Aufl. 1797, 6. Aufl. 1805–06, 7. Aufl. 1808, 8. Aufl. 1828) und nachgedruckt wurde.
- 3 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches.* Berlin: F. Fontane & Co. 1898, S. 32.
- 4 Die traditionsreiche Apotheke an der Ecke Spandauer Straße / Heidereuter-gasse, die seit 1701 existierte, befand sich bereits in dritter Generation im Besitz der aus Neuruppin stammenden Familie Rose. Valentin Rose (1736–1771) hatte sie 1761 erworben, sein Sohn, der gleichfalls Valentin Rose (1762–1807) hieß, übernahm sie 1791, dessen Sohn Wilhelm Rose (1792–1867), Fontanes Lehrherr, führte die Apotheke ab 1819, verkaufte sie jedoch 1845, um sich ganz seinem Hobby zu widmen, dem Reisen. Vgl. FRIEDHELM REINHARD: *Apotheken in Berlin. Von den Anfängen bis zur Niederlassungsfreiheit 1957.* Hrsg. vom Berliner Apotheker-Verein anlässlich seines 275jährigen Jubiläums, Eschborn: Govi-Verlag 1998, S. 66–67; OTTO DRUDE: *Fontane und sein Berlin. Personen, Häuser, Straßen.* Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 1998, S. 278–280. Über die beiden Brüder von Wilhelm Rose, Heinrich und Gustav Rose, hat Fontane zwei Einträge für das biographische Lexikon *Männer der Zeit* verfaßt (*Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. Mit Supplement: Frauen der Zeit.* Leipzig: Lorck 1862, Teil II, Sp. 269–270 und Sp. 332. Vgl. W. HERMUTH: *Drei Apothekergenerationen – vier Forscher von Rang.* In: *Amphora* Nr. 8, 1961.

- 5 Vgl. etwa den Brief an Wilhelm Hertz vom 19. November 1895, wo er ihn als altes »Unthier« bezeichnet, dessen »raufgepuffte Nichtigkeit mit Gelehrsamkeits- und Sittlichkeitsallüren« ihm »ganz besonders schrecklich« sei (HFA IV, 4, S. 505).
- 6 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 15.
- 7 Ebd., S. 4–5.
- 8 Ebd., S. 4.
- 9 [THEODOR] FONTAN[E]: *Geschwisterliebe*. In: *Berliner Figaro*. Berlin. Nr. 291, 14.12.1839, S. 1161–1163; Nr. 292, 16.12.1839, S. 1165–1166; Nr. 293, 17.12.1839, S. 1169–1171; Nr. 295, 19.12.1839, S. 1178–1179; Nr. 296, 20.12.1839, S. 1181–1183; Nr. 297, 21.12.1839, S. 1185–1187.
- 10 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 6.
- 11 Graswurzelextrakt, von *gramen* (lat. Gras) wurde eingesetzt zur Blutreinigung, als schleimlösendes Mittel und für milde Klistiere.
- 12 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 31.
- 13 Ebd., S. 105 f.
- 14 Ebd., S. 108.
- 15 Nach Ausweis des Theaterzettels vom 3. April, abgedruckt im *Leipziger Tagblatt* vom 4. April, vgl. MICHAEL MASANETZ: »...daß er einen politischen *Musen-Almanach* herauszugeben projekte«. In: *Leipziger Blätter* 33/1998, S. 21 - 23. Damit erweist sich auch Fontanes Angabe, er sei am 21. März in Leipzig eingetroffen (*Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 110) als nicht korrekt.
- 16 Ebd., S. 116.
- 17 Ebd., S. 167.
- 18 Ebd., S. 202.
- 19 Vgl. FRIEDRICH ADOLF AUGUST STRUVE: *Über Nachbildung der natürlichen Heilquellen*, 2 Hefte, Dresden 1824, 1826.
- 20 Später wurden Zweigfabriken u. a. in Leipzig, Berlin, Breslau, Königsberg, Frankfurt am M., Moskau gegründet.
- 21 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 205.
- 22 Ebd., S. 207 f.
- 23 Dann (s. Anm. 1) schrieb dazu 1927 in seinem aufgrund von Quellenstudien im Archiv bei Friedrich Fontane abgefaßten Aufsatz: »Ursprünglich war es seine Absicht gewesen, als Militärpharmazeut seiner Dienstpflicht zu genügen. Nachdem 1842 seine Erkrankung den Dienstantritt verhindert hatte, war sein Eintritt in die »*Dispensieranstalt zu Coblenz*« auf den 1. Oktober 1843 festgesetzt worden. Sie wurde nochmals hinausgeschoben und er wurde dann doch Soldat mit der Waffe.« (S. 272).
- 24 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 208 f.
- 25 Ebd., S. 253.

- 26 CHRISTIAN GRAWE: *Fontane-Chronik*. Stuttgart: Reclam 1998, S. 37. Immerhin ist Grawe die Diskrepanz zwischen dieser Datierung und den Angaben des Zeugnisses aufgefallen.
- 27 Das läßt sich einem – allerdings erst 50 Jahre später erschienenen – Handbuch entnehmen, in dem es in einem speziellen Abschnitt über den Einjährig-Freiwilligen-Dienst der Apotheker und Apothekergehilfen heißt: »Diese dienen nach ihrer Wahl entweder 1 Jahr mit der Waffe oder 1 Jahr in einer Militärapotheke, oder ein halbes Jahr mit der Waffe und ein halbes Jahr in einer Militärapotheke. Dienen sie in einer Militärapotheke, so heißen sie einj.-freiwillig. Militärapotheker.« (MAX HEIN: *Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet*. 11.–20. Tausend, Kiel und Leipzig: Verlag von Lipsius & Tischer 1901, S. 89). Man kann annehmen, daß bereits 1843 eine ähnliche Regelung bestanden hat, jedenfalls läßt das in Anm. 23 wiedergegebene Zitat einen solchen Schluß nahelegen erscheinen. Den zeitgenössischen Vorschriften und Verordnungen nachzugehen, war mir im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich.
- 28 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 533.
- 29 Vgl. REINHARD: *Apotheken in Berlin*, wie Anm. 4, S. 54–55 u. DRUDE: *Fontanes Berlin*, wie Anm. 4, S. 281–283.
- 30 Nelkengewächse.
- 31 Heinrich Friedrich Link (1767–1851), seit 1815 Professor für Botanik an der Medizinischen Fakultät der Berliner Universität und Direktor des Botanischen Gartens in Berlin, der sich damals noch in der Potsdamer Straße befand, etwa dort, wo heute das Kammergericht steht. Link war unter anderem Mitglied der Prüfungskommission für Ärzte und Pharmazeuten.
- 32 Von der 1845 nach Heinrich Friedrich Link (s. Anm. 30) benannten Linkstraße, die ursprünglich vom Reichpietschufer bis zur Potsdamer Straße führte, existiert heute nur noch ein breiter Grünstreifen in der Nähe des Potsdamer Platzes. Vgl. HANS-JÜRGEN MENDE (Hrsg.): *Lexikon. Alle Berliner Straßen und Plätze. Von der Gründung bis zur Gegenwart*. 4 Bde., Berlin 1998, Bd. 3, S. 39–40.
- 33 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 568 f.
- 34 Ebd., S. 569. Bei HERMANN FRICKE: *Theodor Fontane. Chronik seines Lebens*. Berlin: arani [1960] und anderen Orts findet sich die Angabe 1. Oktober.
- 35 Vgl. REINHARD: *Apotheken in Berlin*, wie Anm. 4, S. 64–65.
- 36 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 573.
- 37 HFA IV, 1, S. 40.
- 38 Vgl. TH. STEIN: *Das Krankenhaus der Diakonissen-Anstalt Bethanien zu Berlin*. Berlin 1850.

- 39 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 633.
- 40 Vgl. ERNST SCHERING: *Theodor Fontane und Emmy Dankwerts. Die Begegnung zwischen dem märkischen Dichter und der ersten Oberin des Henriettenstifts*. In: *Niedersachsen. Zeitschrift für Heimat und Kultur*. 60 (1960), H 2, April/Juni, S. 55–62; ders. *Emmy Dankwerts. Leben und Wirken der ersten Oberin des Henriettenstifts*. In: *Blätter aus dem Henriettenstift über und für die Diakonissensache*. 92 (1961) H. 3, Oktober 1961, S. 5–90.
- 41 MANFRED STÜRZBECHER: *Die Apothekenschwestern im Krankenhaus Bethanien und Theodor Fontane. Zur Geschichte der Dispensieranstalt in Bethanien*. In: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins*. 19. Folge 1970, Berlin: arani [1970], S. 84–105.
- 42 HFA IV, 1, S. 41.
- 43 *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 3, S. 655.
- 44 Vgl. den Brief vom 5. September 1849 an Bernhard von Lepel, in dem Fontane über ein Gespräch vom Vortag mit Ernst Schultze berichtet und mitteilt, daß er sich »auf den Abmarsch« von Bethanien innerhalb von vier Wochen gefaßt machen müsse (HFA IV, 1, S. 84).
- 45 HFA IV, 1, S. 94 f.
- 46 Vgl. Manfred Gill: *Theodor Fontanes Aufenthalte in Letschin*. In: *FBL 22/75*, S. 430–438
- 47 FRICKE, wie Anm. 33, S. 8 f.
- 48 Es handelt sich offenbar um ein Siegel, das noch von Wilhelm Roses Vater Valentin Rose oder seinem Großvater, der gleichfalls Valentin hieß, stammte (vgl. Anm.4).

Literaturgeschichtliches Interpretation Kontexte

Die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist eine komplexe und vielschichtige Erscheinung, die sich in verschiedenen Kontexten und Interpretationen darstellt. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts dominiert die Romantik, die sich durch ihre Betonung der Individualität, der Natur und der Volkskultur auszeichnet. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt die Realismus- und Naturalismusbewegung in Erscheinung, die sich durch ihre Betonung der sozialen Wirklichkeit und der objektiven Natur auszeichnet. Die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist somit eine Geschichte der Auseinandersetzung mit den großen Fragen der menschlichen Existenz und der Rolle der Literatur in der Gesellschaft.

Eine zwielichtige Angelegenheit: Fontanes *Unterm Birnbaum*

MICHAEL NIEHAUS

Von Anfang bis Ende ist Fontanes Erzählung *Unterm Birnbaum* in ein Zwielicht getaucht. Erst der Schluß, der das Verbrechen ans Tageslicht bringt und den Täter dingfest macht, schafft scheinbar klare Verhältnisse: »Es ist nichts so fein gesponnen, 's kommt doch alles an die Sonnen.« Die neuere Kritik, die die vom Pfarrer Eccelius vorgebrachte Überzeugung nicht teilen mochte, hat diesem Resümee wenig abgewinnen können. Mit den in der Erzählung angelegten »gesellschaftskritischen Motivierungen« – so etwa Walter Müller-Seidel – vertrage sich dieses »überraschende Diktum« schlecht; »nahezu jeder andere Schluß« hätte sich eher als dieser empfohlen, in dem das »Schicksalsmodell« sich »wider die besseren Intentionen der Erzählung« durchsetze. Zwar hat Müller-Seidel selbst ausgeführt, daß das, was »im Zusammenhang dieser Mordgeschichte als Schicksal allenfalls zu bezeichnen wäre«, »psychologisch motiviert oder in Psychologie übersetzt« wird. Aber gerade diese Motivierung rechtfertige es nicht, die Erzählung mit einer solchen »trivialen Alltagsweisheit« schließen zu lassen. Die »Symptomatik solcher Fehlgriffe« zeige einmal mehr, daß überkommene »Denkschemata ein langes Leben führen und daß sie sich bisweilen noch längst nicht erledigt haben, wenn neue Denkansätze bereits sichtbar geworden sind«. ¹ Es ist aber fraglich, ob sich in diesem Schluß Denkschemata niederschlagen oder Geltung verschaffen, die sich wirklich *erledigen* ließen: Das Ende der Erzählung ist selber zwielichtig. Die folgende Lektüre von *Unterm Birnbaum* möchte diese Zwielichtigkeit näher beleuchten.

I.

Ins Zwielicht führt schon die Frage, welcher Textsorte *Unterm Birnbaum* angehört. Auf der einen Seite wird der Text als Roman ausgewiesen, auf der anderen Seite hat man ihm exemplarisch novellistischen Charakter zugespro-

chen.² Diese Unentschiedenheit ist nicht nur für viele Erzählungen Fontanes kennzeichnend³, sie ist auch typisch für die Diskussion um das Genre, dem *Unterm Birnbaum* bisweilen zugerechnet wird: der Detektiverzählung. Schon die Entwicklungsgeschichte des Detektivromans im 19. Jahrhundert zeigt, daß das novellistische Erzählen von im weitesten Sinne detektorischen Vorgängen nur sehr schwer in eine Romanform zu überführen war. Auch den etwa gleichzeitig entstandenen Sherlock-Holmes-Romanen von Arthur Conan Doyle ist dies deutlich anzumerken. Andererseits liege es – so Richard Alewyn – in der Logik der Detektiverzählung, die »abstrakte Linie« der detektorischen Vorgänge zu einem »konkreten Raum« zu erweitern, und eine solche Anreicherung der novellistischen Grundstruktur sei umso weniger eine »illegitime Aufblähung« zum Roman, als die »Detektivnovelle bei E.T.A. Hoffmann und E.A. Poe ja geschichtlich eine Schrumpfform des Schauerrromans darstellt«.⁴

Es ist schon deshalb nicht ganz zufällig, daß auch *Unterm Birnbaum* als »halber Detektivroman«⁵ im Niemandsland zwischen Novelle und Roman angesiedelt ist. Höchstens ein halber Detektivroman freilich ist die Erzählung genau deshalb, weil sich die erzählte Geschichte in der Spruchweisheit vom Feingesponnenen, das gleichwohl an die Sonne kommt, zusammenfassen läßt. Die mit der Detektion betrauten Organe hingegen, die nach dem Gesetz der Detektiverzählung für das schicksalhafte Zutagetreten der Wahrheit hienieden zuständig sind, versagen jämmerlich. Man kann *Unterm Birnbaum* jegliche Zuordnbarkeit zur Detektiverzählung mit dem Argument bestreiten, daß sich das Zutagetreten der Wahrheit hier keinem als eine spezifische *Arbeit* aufzufassenden detektivischen Vorgehen verdankt, sondern eben dem Schicksal oder der Nemesis⁶ – aber das ist auch nur die halbe Wahrheit. Zum einen ist die Arbeit ja nicht darum weniger Arbeit, weil sie schlecht ausgeführt und nicht von Erfolg gekrönt ist. Zum andern ist die *Arbeit des Entbergens* ja schlicht deshalb nicht von Erfolg gekrönt, weil sie der ihr entsprechenden *Arbeit des Verbergens* (freilich nur für eine gewisse Zeit) unterlegen ist.

In gewissem Sinne erzählt der Roman die schon vor dem Mord beginnende »Geschichte dessen, der den Mord zu verbergen trachtet«⁷. Insofern handelt es sich um eine Geschichte, die unablässig auf diejenigen Instanzen *bezogen* ist, durch die und für die der Mord an den Tag treten kann. Das sind allerdings nicht in erster Linie die Strafverfolgungsorgane, sondern die dörfliche Gemeinschaft *im Ganzen*, die Honoratioren, das Dienstpersonal, die Nachbarn – allen voran Mutter Jeschke. Wenn die Detektiverzählung aus der Perspektive des *Entbergens* als Arbeit erzählt, so wird in *Unterm Birnbaum* aus der Perspektive des *Verbergens* als Arbeit erzählt. Und wie die Arbeit des Detektivs notwendigerweise erfolgreich ist, so wird der Erfolg der

Verbergungsarbeit (oder des Verbergungsaufwandes) hier notwendig vereitelt. Die Abgründigkeit von *Unterm Birnbaum* liegt in diesem Bezug von Entbergen und Verbergen. Das tritt erst dann klar zu Tage, wenn die Erzählperspektive untersucht wird, mittels derer die Arbeit des Verbergens vorgeführt wird. Sie ist der Quell des Zwielfichts.

Man hat gesagt, *Unterm Birnbaum* sei ein Detektivroman ohne Detektiv. Damit ist gemeint, daß die Geschichte zwar nicht aus der Perspektive dessen erzählt wird, der die Wahrheit an den Tag bringt, daß es sich aber trotzdem um eine Art Detektivroman handle, weil der Leser »Gewißheit darüber, daß Abel Hratscheck mit Hilfe seiner Frau den Mord an dem Reisenden Szulski verübt hat«, erst am »Schluß des Werkes« erhält.⁸ Das kann aber bei einer Erzählung, die sich andererseits auf den Täter konzentriert, nur an einer sehr *artificialen* Erzählperspektive liegen. Schon im ersten Abschnitt erweist sich die Erzählperspektive als *vorsichtig*. Von den Säcken, die vor dem Haus Hratschecks auf einen Bauernwagen geladen werden, heißt es, »einige hatten kleine Löcher, und so sah man denn an dem, was herausfiel, daß es Rapssäcke waren« (I, S. 453).⁹ Solchen Passagen – so Rudolf Schäfer – sei »die Anstrengung anzumerken, mit der der Erzähler sich bemüht, nur die ›Außenansicht‹ von Dingen und Personen zu geben und damit dem Leser weiszumachen, es sei ihm, dem Erzähler, verwehrt zu wissen, was im Innern der Säcke enthalten ist oder was im Innern von Menschen vor sich geht«.¹⁰ Diese Anstrengung ist aber nicht bloß einem letztlich lähmenden poetologischen Prinzip der Objektivität geschuldet, von dem sich der Erzähler bald freimacht. Und sie läßt sich auch nicht zurückführen auf den thematischen Gegenstand der Kriminalgeschichte, »in der der Spannung wegen manches verschwiegen werden muß«.¹¹

Allerdings ahmt der Blick des Erzählers auf die Rapssäcke einen detektivischen Blick nach, der erst aus dem, was er aus den Rissen in den Säcken *zu Tage treten* sieht, einen wenig gewagten Schluß auf ihren *verborgenen* Inhalt zieht. Viel gewagter ist schon, was wenig später anläßlich der Rapssäcke als Schluß von einem äußeren Anzeichen auf einen unzugänglichen inneren Zustand vorgestellt wird: Hratscheck sieht »nachdenklich auf die Stelle, wo vor einer halben Stunde noch die Rapssäcke gestanden hatten, und in seinem Auge lag etwas, als wünsch' er, sie stünden noch am selben Fleck, oder es wären statt ihrer neue aus dem Boden gewachsen.« (I, S. 455) Damit wird auf die materiellen Sorgen des Geschäftsinhabers Bezug genommen. Bald darauf wird Hratschecks gestörtes Verhältnis zur *Zeit* angedeutet, die für ihn als Schuldner eine *terminierte Zeit* ist.¹² Auch bei dieser Andeutung wird betont, daß es sich um eine beinahe assoziative Schlußfolgerung handelt. Als Hratscheck an seinem Pult das Kontobuch durchblättert, vernimmt er im stil-

len Zimmer den »Schlag einer Schwarzwälder Uhr«: »Es war fast, als ob das Ticktack ihn störe; wenigstens ging er auf die Tür zu, anscheinend um sie zu schließen«. (I, S. 456) Schon vorher jedoch war der Text unvermerkt in eine personale Erzählperspektive geschlüpft. So etwa im als erlebte Rede aufzufassenden Ausruf »Und das war alles sein! Aber wie lange noch?« (I, S. 455), in dem das Motiv des materiellen Besitzes und das der terminierten Zeit bündig zusammengefaßt sind.

Hier wird einerseits eine bewegliche Erzählperspektive eingeübt, die einen unauffälligen Übergang zwischen Außenperspektive und Innenperspektive erlaubt. Damit sind aber die Wechsel in der Erzählperspektive nicht ausreichend motiviert. Das so sorgsam komponierte Anfangskapitel erweist sich erzähltechnisch noch in anderer Hinsicht als Probelauf für das später angewandte Verfahren. Erst die in Hratschecks innerem Ausruf mitgeteilten Sorgen legen die Schlußfolgerungen nahe, die aus seinem Blick auf den zuvor von den Rapssäcken eingenommenen Platz und aus seiner Reaktion auf den Schlag der Uhr gezogen werden. Man könnte sagen, daß Hratscheck auf diese Mitteilung argwöhnisch daraufhin beobachtet wird, in welchen Anzeichen sich sein Zustand und seine Lage *verrät*.

Die erzähltheoretischen Operationen sind also von Anfang an mit dem Hauptmotiv der Erzählung verknüpft. Denn das ganze Sinnen Hratschecks geht ja darauf, daß seine wirtschaftliche Situation nicht zu Tage tritt. Er spielt gegenüber den übrigen Dorfbewohnern, die das Ehepaar Hratscheck argwöhnisch beobachten, den Sorglosen. Die Erzählung beobachtet sein Sinnen in jenen Momenten, in denen er sich unbeobachtet weiß. Aber weiß er es wirklich? Schon im ersten Kapitel schreckt ihn die alte Jeschke unvermittelt mit ihrem Anruf aus seinem Sinnen auf. Wie immer hat sie ihn zuerst gesehen, hat sie ihn schon beobachtet, bevor er ihrer gewahr wurde. Überdies heißt es, daß sich die alte Frau mittels Farnkrautsamen und dem Talg eines ungeborenen Lammes unsichtbar machen könne. Daher weiß Hratscheck (der »nichts davon und auch wieder alles« (I, S. 460f) glaubt), als er im zweiten Kapitel beim Graben auf den unterm Birnbaum verscharreten Franzosen gestoßen ist, nicht, ob der Blick, mit dem er sich von der Abwesenheit ihres Blickes überzeugt, nicht von ihrem *unsichtbaren* Blick gesehen wird. Und nicht nur das: Hratscheck befürchtet auch, daß sie die »unheimlich verzerrte[n] Gestalten« seines Inneren sehen könne, von denen er sich umdrängt wähnt: »Gott sei Dank, die Jeschke war nicht da. Aber freilich, wenn sie sich unsichtbar machen und sogar Tote sehen konnte, [...] warum sollte sie nicht die Gestalten sehn, die jetzt vor seiner Seele standen?« (I, S. 462) Hratscheck weiß nicht einmal, daß man seine Gedanken nicht lesen kann, wenn ihm angesichts der verscharreten Franzosen die »Gedanken und Vor-

stellungen«, die ihm seit Wochen kommen und gehen, zu »Pläne[n]« werden, »die Besitz von ihm nahmen« (I, S. 461). Mit dem »Grabscheit in der Hand« sieht er sich um, »als ob er bei böser Tat ertappt worden wäre«. Ein Grauen überläuft ihn, »nicht vor der Tat, nein, aber bei dem Gedanken, daß das, was erst Tat werden sollte, vielleicht in diesem Augenblicke schon entdeckt und verraten war« (I, S. 462) – daß es in seiner Welt eine Instanz geben könnte, für die sein Inneres ebenso zugänglich wäre wie für die Instanz des Erzählers.

II.

Die Instanz des Erzählers macht nun aber bekanntlich einen merkwürdigen Gebrauch von ihren übernatürlichen Fähigkeiten. Sie beläßt die Tat, die erst Tat werden soll, im Zwielficht. Man kann sie nicht genau erkennen, weil die Phantasien und Vorstellungen, die sich zu Plänen verdichten, nicht deutlich ausgesprochen werden. Das wird nirgendwo deutlicher als dort, wo Hratscheck seiner Frau den Tatplan auseinandersetzt und sie zur Teilnahme überredet oder gar »erpreßt«¹³. Mit der bezeichnenden Wendung »Die Wände hier haben Ohren« führt er sie ausgerechnet in den Garten – in den Einzugsbereich der Mutter Jeschke also -, um ihr sein Vorhaben zu eröffnen. Weil aber im Garten keine Wände sind, die Ohren haben, wird im Fortgang der Erzählung kein Wort vom folgenden Gesprächsverlauf verlautbart. Statt dessen teilt die Erzählinstanz nur mit, was auch die Mutter Jeschke gegebenenfalls *sehen könnte*. Anfangs hängt sich Ursel »wie zärtlich, an ihn und plauderte, während sie den Mittelgang des Gartens auf und ab schritten. Er seinerseits schwieg und überlegte, bis er mit einem Male stehen blieb und, das Wort nehmend, auf die wieder zugeschüttete Stelle neben dem Birnbaum wies. Und nun wurden Ursels Augen immer größer, als er lebhaft alles, was geschehen müsse, herzuerzählen und auseinanderzusetzen begann.« (I, S. 468)

Dieses Ausblenden des Tones mag auf der einen Seite als eine relativ simple Variante des sogenannten verdeckten Erzählens erscheinen, mittels dessen Rätselfragen evoziert und die Leserinteressen auf künftige Enthüllungen bzw. Teilantworten ausgerichtet werden. Auf der anderen Seite sind hier aber mit großer Präzision die Erzähltechnik und die spezifische *Subjektposition* Hratschecks (und auch seiner Frau) ineinandergearbeitet. Die Erzählinstanz ist gewissermaßen *zuvorkommend* und nimmt Rücksicht auf das Grauen, das den Protagonisten bei der Vorstellung überfällt, seine Tat könne schon vor ihrer Ausführung ruchbar werden.

Es bleibt also zunächst ungewiss, wie die Pläne des ehrenwerten Hratscheck genau aussehen. Würde es die Spannung steigern oder mindern, wenn man wüßte, daß Hratscheck als nächstes einen fingierten Brief erhal-

ten wird, mit dem er eine erfundene Erbschaft antritt, daß er den in Getränken reisenden Polen Szulski nachts umbringen wird, nachdem er mit seinem letzten Geld die offene Rechnung bei ihm beglichen hat, daß er erst unterm Birnbaum herumgraben und ihn dann im Keller verscharren wird, während seine Frau am frühen Morgen mit dem Mantel des Toten angetan den abfahrenden Reisenden spielen wird, dessen Kutsche sie dann vom Damm in die Oder stürzen läßt, um einen Unfall vorzutäuschen? Das ist keineswegs sicher. Vielleicht würde dann auch mehr auffallen, daß dieser Plan viel zu fein gesponnen ist, um einer genaueren kriminalistischen Durchleuchtung standzuhalten.

Abgesehen von verschiedenen günstigen Zufällen – wie etwa das stürmische Wetter in der Tatnacht –, mit denen der »Rechner Hratscheck«¹⁴ nicht rechnen können, hätte sich zum Beispiel bei einer mehr als nur oberflächlichen Untersuchung des Falles schnell herausgestellt, daß Frau Hratscheck in Wahrheit keinen Todesfall in ihrer Verwandtschaft zu beklagen hatte und das Ehepaar infolgedessen auch nicht durch eine Erbschaft aus ihrer finanziellen Notlage erlöst worden sein kann. Hratschecks Plan wäre also viel zu kompliziert. Der »perfekte Mord« hingegen müßte, wie literarische Spezialisten für das Verbrechen immer wieder betonen werden, möglichst *einfach* sein. In dieser Hinsicht scheint Hratscheck überhaupt kein wirklicher Rechner zu sein, sondern höchstens ein Spieler, der mit dem Zufall rechnet.

Hratschecks Bemühungen zielen ganz auf das Bild ab, das er in den Augen der anderen abgibt. Sein Plan ist nicht einfach auf eine unauffällige Tatbegehung ausgerichtet, sondern für den Blick der imaginären anderen berechnet. Das heißt: Es genügt nicht, die Tat zu verbergen; an die Stelle der Tat muß etwas anderes treten – eine andere Geschichte, die die Tat *bedeckt*. Der Hratscheck muß den anderen, vor denen die Tat verborgen werden soll, etwas vorspielen, etwas vormachen. Er will die Blicke der anderen lenken, sich zum Herrn ihrer Blicke machen – und die Instanz des Erzählers unterstützt ihn dabei (halbherzig).

An zwei markanten Punkten wird die Hratschecks Plan zugrundeliegende Logik besonders deutlich. Zum ersten an der Art und Weise, in der er beim Kegelspielen den fingierten Brief empfängt. Die Erzählung erfolgt hier aus der Perspektive seiner Mitspieler, für die der nach Begrüßung des Postboten ins Haus gegangene Hratscheck zuerst »Spiel und Gäste vergessen zu haben schien«, um sich dann später bei seiner Rückkehr, »hochrot und aufgeregt, aber, allem Anscheine nach, mehr in heiterer als verdrießlicher Erregung« zu entschuldigen und das Spiel scheinbar unverzüglich fortsetzen zu wollen: »Aber du bist ja gar nicht dran!«, schrie Kunicke. »Himmelwetter,

was ist denn los? Und wie der Kerl aussieht! Entweder ist ihm die Schwiegermutter gestorben, oder er hat das große Los gewonnen.« (I, S. 470) Hratscheck möchte die Blicke der anderen gerade damit auf sich lenken, daß er sich nicht um sie zu kümmern scheint. Die Glaubwürdigkeit der Mitteilung soll durch scheinbare Absichtslosigkeit erhöht werden. Letztlich will Hratscheck als jemand dastehen, der sein Inneres nicht gut verbergen kann – und der nichts zu verbergen hat.

Sich als jemand zu zeigen, der nichts zu verbergen hat – das ist ihm die wirksamste Methode des Verbergens. Der zweite markante Punkt führt vor, wie diese Logik des Imaginären ohne weiteres eine Schraubendrehung weitergedreht werden kann.¹⁵ Dann zeigt sich Hratscheck als jemand, der *scheinbar* etwas zu verbergen hat. Sein ganzer Plan beruht ja darauf, daß er den Verdacht der anderen antizipiert, daß er ihm *zuvorkommt*. Er sieht die anderen – nicht ohne Grund – *vorab* als ihn beobachtende Gegner, denen er – in Termen strategischer »Ausdrucksspiele« gesprochen – mit »Gegenzügen gegen das Aufgedecktwerden« begegnen will.¹⁶ Hratschecks Operation, in der Tatnacht so zu tun, als ob er unbeobachtet etwas im Garten vergraben wolle, ist auf einen Beobachter berechnet. Auf diese Weise »kann der Beobachtete seine eigene Enttarnung einfädeln, so daß das, was ans Tageslicht kommt [...], unkritisch als die eigentliche Wirklichkeit genommen wird«¹⁷. Freilich können solche Züge – wie alle anderen auch – besser oder schlechter ausgeführt werden: So kommt es der hellsichtigen Beobachterin Mutter Jeschke vor, »als ob er wolle, daß man ihn sähe« (I, S. 484). Hier muß man freilich innehalten, um das Unwahrscheinliche dieses Vorgangs recht zu würdigen. Zum einen mußten verschiedene, von Hratscheck weder beeinflussbare noch vorhersehbare Umstände zusammenkommen, damit die Beobachtung wirklich stattfand.¹⁸ Zum andern ist es unter den obwaltenden Umständen gänzlich fernliegend, daß Mutter Jeschke den Eindruck gewinnt, Hratscheck *wolle*, daß man ihn sehe. Ein solcher Eindruck könnte sich höchstens dann plausibel einstellen, wenn der Beobachtete wenigstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermuten könnte, daß man ihn beobachtet, und wenn die Beobachterin Hratschecks Gebaren auf eine konkrete Tat beziehen könnte.

Mit anderen Worten: Die Szene des vorgetäuschten Vergrabens der Leiche ist zwar ein Bestandteil von Hratschecks Plan, verselbständigt sich aber zugleich in ihrer imaginären Logik und ist mit dem Handlungsablauf nicht wirklich verbunden. So kann Hratscheck nicht wissen, ob er tatsächlich beobachtet worden ist – er vermutet es im Grunde nur deshalb, weil der Garten für ihn ohnehin als Beobachtungsfeld von Mutter Jeschke definiert ist; in gewissem Sinne versucht Hratscheck, sich seinen eigenen Aberglauben

dienstbar zu machen. Überdies unternimmt er nichts, als nach dem fingierten Unfall des Polen niemand an der von ihm vorgesehenen Stelle zu graben anfängt. Statt dessen verdichtet sich der Verdacht, wird eine Untersuchung eingeleitet und erfolgt Hratschecks Verhaftung völlig unabhängig von seiner Finte. Sogar der Umschwung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten erfolgt, bevor Mutter Jeschkes Beobachtungen doch noch Wirkung zeigen.

Für den Gesamtplan Hratschecks hat – bei rechtem Licht besehen – seine Idee, den verscharrten Franzosen einzubeziehen, nur marginale und ergänzende Funktion, insofern sie nur dann zur Geltung kommt, wenn sich der Rest des Planes als unzureichend erwiesen hat – wenn insbesondere seine als Szulski verkleidete Frau den naheliegenden Verdacht erregt hat. Gleichwohl ist dieser Bestandteil nicht nur der Ausgangspunkt, sondern auch der Dreh- und Angelpunkt des Plans. Und der Handlungsverlauf gibt Hratscheck gegen alle Wahrscheinlichkeit Recht, da das öffentliche Nachgraben unterm Birnbaum den entscheidenden novellistischen Wendepunkt abgibt¹⁹, der Hratscheck ins rechte Licht setzt.

Das Trachten Hratschecks war von Anfang an nicht auf einen ›perfekten Mord‹ ausgerichtet, sondern auf dieses rechte Licht, das auf ihn fällt, wenn der verscharrte Franzose – wie er selbst sagt, seine »Unschuld bezeugen« (I, S. 507) wird. Die kriminalistische Logik soll durch diesen Umschlag gerade außer Kraft gesetzt und durch eine Schein-Logik ersetzt werden. Kriminalistisch gesehen widerlegen ja der verscharrte Franzose und die Geschichte von den Speckseiten den Schuldverdacht in keiner Weise. Ein ›perfekter Mord‹ dürfte gerade nicht darauf ausgerichtet sein, den *Anschein der Unschuld* herzustellen, sondern den *Nachweis der Schuld* unmöglich zu machen; er dürfte sich nicht darauf kaprizieren, dem imaginären anderen mit falschen Spuren etwas vorzugaukeln, sondern darauf, möglichst wenig Spuren zu hinterlassen; nicht darauf, sich vor *aller Augen* von einem Verdacht zu *reinigen*, sondern ihn unterhalb einer kritischen Schwelle zu halten; nicht darauf, eine imaginäre Klarheit herstellen zu wollen, sondern sich im *Zwielicht* einzurichten.²⁰

Gleichwohl scheint Abel Hratschecks Rechnung aufzugehen. Der von ihm geplante Umschlagspunkt (der zugleich den Text in ein Vorher und ein Nachher zerteilt, ihm eine novellistische Form verleiht) wird Ereignis und beschert ihm einen narzißtischen Triumph. Der gelungene Einsatz dieses Umschlagspunktes gründet wesentlich in der Art des Verfahrens, das gegen Abel Hratscheck angestrengt wird. Denn der Justizrat selbst hat ja die Ausgrabung unter der Voraussetzung anberaunt, daß durch sie allein die zwielichtige Stellung beendet werden kann, in der sich das Verfahren von Anfang an befindet.

Zum Zeitpunkt der Geschichte zu Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts herrschte in Preußen noch das im *Criminalrecht für die Preußischen Staaten* von 1805 festgelegte Inquisitionsverfahren, in dem eine Verurteilung zur gesetzlich vorgesehenen Strafe im Prinzip nur durch ein Geständnis oder zwei Zeugen möglich war. Wenn – wie hier – keine Zeugen vorhanden sind und kein Geständnis abgelegt wird, verbleibt die Angelegenheit im Zwielficht des Verdachts. Entsprechend dem systematischen Stellenwert, den es in der Logik des Inquisitionsverfahren innehat, nimmt das Vorgehen von Amts wegen gegen Abel Hratscheck seinen Ausgang vom *Gerücht*: Das Gerücht vertritt die Position des Anklägers.²¹ Das »Gerede« (I, S. 491) – eine Spielart des Gesprächs, über das der spätere Fontane seine Romane prozediert – erfüllt in *Unterm Birnbaum* nicht zuletzt eine prozessuale Funktion. Es kondensiert sich in jenem Gedicht, in dem Hratscheck als der Abel benannt wird, der den Kain totschießt (vgl. I, S. 492). Daß dieses Gedicht »dem Küstriner Gericht zu Ohren« kommt, setzt die Untersuchung in Gang, »wiewohl es nicht viel besser als Klatsch« ist (I, S. 492). Auch die Untersuchung selbst verbleibt ganz und gar in der Sphäre sprachlicher Mitteilungen (von daher ist es folgerichtig, daß das Gericht nicht *von sich aus* nach der Leiche sucht). Das Leumundszeugnis des Eccelius und die fragwürdigen Zeugenaussagen der Bediensteten sind nur dazu geeignet, das Zwielficht erst recht zu etablieren. Von daher ist es eine feine Ironie, wenn der Justizrat als Haftgrund die Gefahr einer »Verdunkelung des Tatbestandes« (I, S. 497) nennt.

Die Untersuchung könnte – vor allem nach der Abschaffung der peinlichen Befragung – von Anfang an nur durch ein außerordentliches *Ereignis* zu einem Abschluß gebracht werden, wie es die unvermutete Zeugenaussage der Mutter Jeschke in Aussicht stellt. Es ist nun bezeichnend, daß die Anberaumung des Ereignisses, das das Zwielficht durchschlagen soll, die gesamte Dorföffentlichkeit zu Zeugen macht. Die Exhumierung verweist auf eine *andere Sphäre*, in der die Wahrheit nicht durch ein methodisches Vorgehen gesucht, sondern durch ein formelles Entscheidungsmittel gleichsam herbeigezwungen wird.²² Insofern steht die Prozedur in Analogie zum Gottesurteil (nicht nur) des germanischen Rechtsganges, in dem der Angeklagte sich vor den Augen der Rechtsgemeinschaft durch das Bestehen einer Probe entweder *reinigen* konnte oder durch ihr Nichtbestehen *überführt* war.²³ Wenn Hratschecks Plan vorsieht, daß an die Stelle der erwarteten Leiche nicht etwa nichts, sondern der Fund einer anderen Leiche tritt, so kommt er damit einem Verlangen des Inquisitionsverfahrens (und aller anderen auf materielle Wahrheitsfindung ausgerichteten Prozeßformen) nach einer binären Entscheidung entgegen – einem Verlangen freilich, dem es nicht nachgeben darf.

Vor allem allerdings ist Hratschecks Plan auf die Dorfgemeinschaft gerichtet. Es geht ihm um sein *Ansehen*. Den Verdacht derer, denen er bis in die Nacht in seiner Wirtsstube von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzt, mit denen er Haus an Haus wohnt, kann er nur dann zum Schweigen bringen, wenn er ihn nicht auf sich beruhen läßt, sondern wenn er sich öffentlich von ihm reinigt. Man könnte sagen, daß Hratschecks Trugschluß darin besteht, die gerichtliche Untersuchung mit der Dorfgemeinschaft gleichzusetzen: Ganz seiner imaginären Logik verfallen, wähnt er, in seiner Reinigungsprozedur ein Gegenmittel nicht nur für das verdächtigende Gerücht, sondern auch für die gerichtliche Untersuchung des Verdachts in Händen zu halten. Daß aber die gerichtliche Untersuchung genau dem komplementären Trugschluß unterliegt, gibt ihm recht. Und gibt ihm nicht auch die Erzählung recht?

III.

In *Unterm Birnbaum* wird der Protagonist Abel Hratscheck mit seiner Frau in ein Milieu, in ein soziales *Umfeld* gesetzt, dessen Darstellung breiten Raum einnimmt. Hratscheck ist auf der einen Seite in diesem Milieu in seinem Element. Auf der anderen Seite ist er aber ein Zugezogener, der überdies noch eine ehemals katholische Frau mitgebracht hat, die gerade in ihrem Ringen um Anerkennung durch ihr Umfeld als jemand angesehen wird, der sich für etwas Besseres hält. Hratschecks Zugehörigkeit ist zwar gegeben, sie ist aber nicht selbstverständlich und kann jederzeit thematisiert werden. Daraus erwächst umgekehrt eine Beschreibungsperspektive, in der das Umfeld zwar in sich mannigfaltig und kunstvoll gegliedert ist, Hratscheck und seiner Frau aber andererseits als ein *Ganzes* gegenübertritt, von dem spezifische *Rollen-erwartungen* ausgehen (auch die Dorfhonoratioren werden vom Text stets als Gruppe, nicht aber als Einzelne präsentiert). Mag Mutter Jeschke auch innerhalb des dörflichen Verbandes eine Außenseiterin sein, in den Augen Hratschecks muß sie als ein Teil desselben erscheinen wie alle anderen auch. Letztlich zu Recht geht er daher beispielsweise davon aus, daß das, was Mutter Jeschke des Nachts beobachtet hat, auch *den anderen* zugänglich gemacht wird.

Zweifellos muß es in aller Regel das Bestreben eines Täters sein, seine Tat geheim zu halten, hier aber wird die Perspektive, in der *die anderen* als ein dem Subjekt gegenüberstehendes Ganzes erscheinen müssen, vorab zum herrschenden Prinzip der (soziologischen) Beschreibungslogik erhoben. In ihr macht das Gerücht, von dem im Text so auffällig oft die Rede ist, *die Runde*, und es ist kennzeichnend, daß auch die Rechtsinstitution zu dieser Runde gehört, indem man sich zunächst beim Pfarrer Eccelius freundschaft-

lich nach dem Leumund der Verdächtigten erkundigt, denselben gar die Verhöre führen läßt und auch mit den anschließenden kriminalistischen Erwägungen bekannt macht. Entsprechend gibt sich Gendarm Geelhaar in seinen Stellungnahmen zum Fall Hratscheck offen parteilich.

All dies trägt dazu bei, die Beziehung zwischen Hratscheck und *den anderen* auf einer imaginären Achse zu situieren. Es handelt sich um eine Beziehung, die – von Hratscheck aus gesehen – keinen *Grund* hat. Der einzige Maßstab, über den Hratscheck verfügt, ist die Anerkennung durch die anderen, das Ansehen bei den anderen, die Erwartungen der anderen. *Die anderen* treten an die Stelle des Gesetzes. Die *Instanz des Dritten* hingegen, die institutionelle Ordnung, die allein das Subjekt aus der imaginären Verstrickung zu lösen imstande wäre und die allein das Subjekt *begrenzen* könnte, scheint ausgefallen.²⁴ Die Subjektivität Hratschecks ist auf Treibsand gebaut. Er ist ein Zugezogener, von dessen Herkunft in Neu-Lewin nichts genaues vermeldet wird. Die Referenz Gottes erkennt er als Freigeist nicht an. Er unterstellt sich nur dem tautologischen Gesetz des Lebens: »Ich denke, leben ist leben, und tot ist tot. Und wir sind Erde, und Erde wird wieder Erde. Alles andere haben sich die Pfaffen ausgedacht.« (I, S. 526) Daher erscheint er – anders als seine Frau – als ein Mörder ohne Schuldbewußtsein.

Das Subjekt Hratscheck hat im Grunde keine *Position*, sondern nur eine *Rolle*. Es ist bezeichnend für die Konstruktion von *Unterm Birnbaum*, daß es bei Hratschecks Erfüllung der Rollenerwartungen nicht zu *Rollenkonflikten* kommt. Die Rollenerwartungen der anderen treten ihm gleichsam *en bloc* entgegen. Daher braucht er letztlich niemanden vor den Kopf zu stoßen, findet er immer eine anerkennenswerte Lösung, finden seine Beiträge stets Beifall: »Bist ein braver Kerl« (I, S. 514); »Bravo, Hratscheck; bravo!« (I, S. 548) Aber diesen Beifall erntet er vor allem deshalb, weil er aus der Reihe tanzt, eine besondere Vorstellung gibt – weil er etwas zum Besten gibt, ohne sich für etwas besseres zu halten, wenn er dem Franzosen das Grab unterm Birnbaum läßt, seiner verstorbenen Frau ein Kreuz spendiert, mit der neuesten Witzliteratur aus Berlin aufwartet. Hratscheck weiß (und er rechnet sogar damit), daß diese Anerkennung vorläufig bleibt und jederzeit widerrufen werden kann. Sie ist schwankend. So beschuldigt ihn das Gerücht vor seiner Verhaftung der Untat, während sich die öffentliche Meinung nachher zu seinen Gunsten ausspricht. Nach der Entlastung Hratschecks geißelt der Pfarrer denn auch in seiner Predigt all jene, »die sich in der Hratscheck-Sache so wenig freundnachbarlich benommen und durch allerhand Zuträgereien entweder ihr Übelwollen oder doch zumindest ihre Leichtfertigkeit und Unüberlegtheit gezeigt haben« (I, S. 511). Daß damit vor allem Mutter Jeschke

gemeint sein soll, die doch nur ihre nächtlichen Beobachtungen wahrheitsgemäß zu Protokoll gegeben hat, bestätigt nur einmal mehr, daß jegliche Sachverhaltsaufklärung unter die Logik des Gerüchts subsumiert wird. Weder auf der einen noch auf der anderen Seite freilich ist man nachtragend. Hratscheck zeigt bei seiner Rückkehr aus der Haft »so viel Unbefangenheit«, daß »die ganze Szulskigeschichte« bald »so gut wie vergessen« ist (I, S. 512f). Das Kriterium für das Vergessen wird dabei durch den modifizierenden Zusatz bezeichnet: »Nur sonntags im Krüge kam sie noch dann und wann zur Sprache.« (I, S. 513) Insofern das, was Hratscheck gegenübertritt, ein *Ganzes* ist, in dem er sich bewegen will wie ein Fisch im Wasser, ist die zwielichtige Angelegenheit vergessen, sobald sie in der halböffentlichen Rede, auf die sich der Text bezieht, nicht mehr *berührt* wird. An die Stelle der Frage, wo sich der Körper des verschwundenen Polen befindet, tritt das ausgiebige Gerede über den aufgefundenen Körper des Franzosen. Das Reale wird auf frivole Weise in die diskursive Ordnung eingesponnen. Allerlei Geschichten werden ihm angedichtet, Hratscheck erklärt ihn zu seinem Schutzpatron und verwandelt den Platz unterm Birnbaum, wo er einst verscharrt wurde, durch Gitter und Buchsbaumhecke in einen Bestattungsort, und die Malvoisier-Birnen werden in Franzosenbirnen umbenannt.

Es hat den *Anschein*, als beschäftige sich Hratscheck mit seiner Tat nur, insofern andere sich mit der Tat beschäftigen, während die Beschäftigung mit *der Tat selbst* ein blinder Fleck bleibt. Seine Frau geht an der Erinnerung an die Tat und an der Sorge um ihre Seele zugrunde, ihr Mann hingegen sorgt sich nur um seine Ursel und die Umbaumaßnahmen, die den Tatort unkenntlich machen sollen. Ein Selbstgespräch Ursels überliefert das Schauern vor der bruchlosen Außenseite ihres *zuvorkommenden* Mannes: »Wenn er nur nicht so glatt und glau wär'. Er ist so munter und spricht so viel und kann alles. Ihn ficht nichts an...« (I, S. 523). Aus solchen und ähnlichen Beobachtungen hat auch die Kritik das deviante Charakterprofil bzw. die pathologische Persönlichkeitsstruktur des Abel Hratscheck zusammengesetzt. Die spezifische »Beweglichkeit« Hratschecks habe in »der Unberechenbarkeit, der Unbeständigkeit« ihre Kehrseite; es fehle ihm »an der Fähigkeit zu kontinuierlichem Leben und damit zu kontinuierlicher Erfahrung«, an deren Stelle das »Phänomen des Vergessens« getreten sei; dem bei Hratscheck vorliegenden »Prozeß der Dissoziation« entspreche auch sein »spezieller Spieleraberglaube«;²⁵ er sei »ein Mensch, der sich nur auf die Außenwelt stützt und von ihr abhängt«, und dessen »Gegenwart ohne Substanz« ist.²⁶ Solche Beschreibungen und Einordnungen sind zwar wertend, fungieren aber nicht als moralische Urteile über die Figur Abel Hratscheck. Das sieht man daran, daß die Mordtat in diesen Charakterisierungen gar nicht vor-

kommt. Denn es geht nicht um die Beurteilung Abel Hratschecks als Mörder, sondern um die *Erklärung* der Mordtat und ihrer Nachgeschichte aus der Persönlichkeitsstruktur des Täters. Dazu muß die Mordtat zunächst einmal vom Täter abgetrennt und gewissermaßen methodologisch ausgeblendet werden, ohne freilich ihre Funktion als allgegenwärtiger Bezugspunkt zu verlieren. Damit verdoppelt die Lektüre von *Unterm Birnbaum* aber nur die Logik des Textes selbst, dessen Erzählperspektive die Mordtat nur als Ausgespartes anwesend sein läßt. Das ist letztlich die Perspektive der *Kriminologie*.²⁷

So kann die Figur des Abel Hratscheck im Licht (im Zwielficht) der modernen Kriminologie betrachtet werden. Klaus Lüderssen, der dies unternimmt, erhofft sich davon sogar Denkanstöße für eine Weiterentwicklung dieser Wissenschaft.²⁸ Für Lüderssen liefert *Unterm Birnbaum* »Material für kriminogenen pathologischen Narzißmus«²⁹. Dieser Narzißmus zeichne sich durch das »Arrangement« aus, mit dem »die Betroffenen jene Symptome vermeiden«, mit denen die narzißtische Persönlichkeitsstörung gemeinhin assoziiert wird – »extreme Unfähigkeit, Frustrationen zu ertragen, grenzenloses Mißtrauen, Fehlen von Kreativität, Humor und der Fähigkeit der Anteilnahme«.³⁰ In der Tat sind das alles Symptome, die man dem zuvorkommenden Abel Hratscheck gerade nicht zusprechen würde. Ausgehend vom leisen Vorwurf seiner Frau, die, als Hratscheck den Sterbetag ihrer gemeinsamen Kinder vergessen hat, meint: »Aber du vergißt alles. Bloß dich nicht« (I, S. 456), entwirft Lüderssen anhand verschiedener kleiner Züge, die Hratscheck in der Erzählung mitgegeben werden, von diesem das »Portrait eines mit sich selbst innerlich wie äußerlich sorgfältig umgehenden, schützende Distanz vor anderen wahren Mannes«³¹. Umgekehrt macht seine Trauer über den Tod Ursels – die er, wie der Text in auffälliger Hintanstellung der selbstaufgelegten Objektivität kommentierend hinzufügt, »wenigstens auf seine Weise« wirklich »liebte« (I, S. 521) – nach den von Ede vorhergesehenen drei Tagen einer neuen Umtriebigkeit Platz.

Den »ganzen pathologischen Narzißmus«³² findet Lüderssen dann in einem weiteren von Fontane dem Bild Hratschecks wie von ungefähr hinzugefügten Zug: Es gehe, heißt es bei Fontane, »unserm Hratscheck das Herz auf«, wenn sich das Gespräch um »Freiheit und Revolution« oder wenigstens um »Tyrannei« dreht: »Aufregung, Blut, Totschießen – wer ihm das leistete, war sein Freund« (I, S. 518). Hinter dieser Vorliebe stehe die narzißtische Einstellung: »wer mich bei dem stört, was ich für mich brauche, wird eliminiert«.³³ Genauer müßte man wohl sagen: In dieser Vorliebe Hratschecks für Revolution und Tyrannei als *Gedankenspiel* kommt zum Ausdruck, daß er sich als Subjekt nicht auf eine »institutionelle Verfassung« gründet, sondern den Ausnahmezustand einsetzt, in dem er sich selbst als

»Majestäts-Subjekt« phantasiert³⁴, insofern sich dieses über das Gesetz hinwegsetzt.

Freilich setzt das Subjekt Hratscheck deshalb nicht aus. Es handelt sich um Gedankenspiele, mit denen es umgehen kann. Im Grunde ist an all diesen Zügen wenig außergewöhnliches. Daher kommt Lüderssen nicht umhin, in seiner Beschreibung der Persönlichkeitsstruktur Hratschecks eine Art Zirkel zu konstatieren: »Die die Beziehungsstörung kompensierenden Arrangements schaffen einen äußeren Zustand der Ausgewogenheit, von dem man eigentlich sagen müßte, daß er allen Ansprüchen, die man an ›Normalität‹ stellen kann, genügen würde, wenn nicht gleichzeitig etwas offenkundig nicht Normales – der Mord [...] – ablief.«³⁵ Erst der Mord, der mit ihrer Hilfe erklärt werden soll, wirft das entscheidende Zwielicht auf die Züge, mit denen Hratscheck gezeichnet wird. In Entsprechung dieses Zirkels ist es vor allem das Verhalten Hratschecks *nach* der Tat, das den Abgrund freilegt, von dem aus die Tat begangen werden konnte. Das Bestürzende besteht darin, daß Hratscheck als lebenswürdige und vielleicht sogar lebenswerte Figur erscheinen kann, daß er trotz seiner Mordtat ›unser Hratscheck‹ bleibt. Die Erzählung präsentiert Hratscheck nicht einfach als jemanden, der seine Tat verheimlicht, der sich verstellt, weil er sich auf seine Tat nur wie auf die eines anderen zu beziehen scheint. So werden wir von einer Oberfläche verführt, der die Erzählung nicht widerspricht, weil sie die Täterschaft Hratschecks nicht unmißverständlich und unzweideutig ausspricht. Unter dieser Voraussetzung besteht der Ertrag der kriminologischen Perspektive, die Tat und Täter aufeinander zu beziehen sucht, letztlich im Befund ihrer möglichen Beziehungslosigkeit – einer Beziehungslosigkeit jedoch, die sich nicht über eine Verdrängung oder Verwerfung installiert. Als Mörder ohne Schuldbewußtsein ist Hratscheck nicht verrückt; er ist ›schuldfähig‹.³⁶

IV.

Aber trifft das wirklich zu? Ist nicht gerade der Schluß der Erzählung, der den Mörder durch sich selbst zu Fall kommen läßt, der Widerruf dieser Beziehungslosigkeit? Walter Müller-Seidel zufolge ist Hratscheck »kein völlig verstockter Sünder; er hat die Stimme seines Gewissens nicht zum Schweigen gebracht. Wir lernen ihn als einen Menschen kennen, der nach dem Tode seiner Frau den Kopf in die Hände stützt und vor sich hinstarrt. Aber es gibt niemand, der ihm zu Hilfe käme. Und zu helfen gewesen wäre ihm in der Sicht des Erzählers dadurch, daß man ihm zu einem Geständnis verholfen hätte.«³⁷ Diese *psychologisierende* Stellungnahme wirft mehrere Fragen auf. Zum Beispiel die Rückfrage, worüber Hratscheck nach der Beerdigung seiner Frau grübelt und ob seine Trauer nach dem Aufstellen des Kreuzes

echt ist? Tatsächlich versetzt uns der ›Erzähler‹ eben in jene zwielichtige Situation, in der die Frage nach der Echtheit ihren Sinn verloren hat und auch von Hratscheck selber nicht beantwortet werden könnte. Und es handelt sich textlogisch gesehen um eine Situation, in der es nicht möglich ist, auf die Hratscheck unterstellte ›Stimme des Gewissens‹ ohne Umschweife *zu sprechen* zu kommen. Statt dessen könnte man sie höchstens an bestimmten, ins Zwielficht getauchten Zeichen ablesen. Ihre Lesbarkeit ergäbe sich aus der Annahme, daß das anachronistische »Gottesgericht«, das den Täter in *Unterm Birnbaum* am Ende trifft³⁸, richtigerweise als eine psychologische Kausalität verstanden werden müsse. Mehrmals wird die oberflächliche Ruhe Hratschecks durch kleine Zwischenfälle aufgeschreckt. Nach einer Ausführung des Baumeisters Buggenhagen heißt es, Hratscheck habe »die Farbe gewechselt« (I, S. 517); als Ede den Knopf aus dem Keller bringt, vermeldet der Text, Hratscheck sei »kreideweiß geworden« und habe gestottert (I, S. 518), so daß er sich mit den Worten anredet: »Aufpassen, Hratscheck, aufpassen. Und das verdammte Zusammenfahren und Sichverfärben! Kalt Blut, oder es gibt ein Unglück.« (I, S. 519) Aber als sich Ede aus Gespensterangst weigert, in den Keller zu gehen, kann er sich, bevor er die Lage dann mit bewundernswerter Geistesgegenwart meistert, vor Schwindel »nur mit Müh' auf den Beinen halten« (I, S. 541). Und als er sich schließlich dazu auffaffen will, die Leiche auszugraben und in die Oder zu werfen, muß er sich zunächst setzen, weil er sich »trotz fester Nerven, einer Ohnmacht nahe« (I, S. 548) fühlt.

Aus solchen Symptomen mag man schließen wollen, daß ein Geständnis ›unsern Hratscheck‹ erleichtern würde. In seiner psychoanalytischen Theorie vom *Geständniszwang* hat Theodor Reik erklärt, daß sich in den sprachlichen und nichtsprachlichen Fehlleistungen von Verbrechern »unbewußt starke Tendenzen zum Selbstverrat«³⁹ Bahn brechen; sie sind Zeichen der sogenannten *Geständnisarbeit*, die das Subjekt schließlich zum Geständnis treibt, und deren besonders eindrücklicher Modus die zwanghafte Rückkehr an den Tatort ist. Man könnte meinen, auch das Ausgrabungs-Vorhaben, das Abel Hratscheck zum Verhängnis wird, ließe sich als eine Art Rückkehr zum Tatort auffassen. Das ist aber schon deshalb nicht der Fall, weil der Keller nicht der Tatort ist (dieser ist als *signifikanter* Ort gerade durch die Umbaumaßnahmen zum Verschwinden gebracht worden⁴⁰). Anders als seine dahinsiechende Frau Ursel, die durch ihre erfolglosen Bemühungen um seelische Erleichterung beim Pfarrer dem Geständnisdispositiv zugeordnet ist, erweist sich Abel Hratscheck gegen das Geständnis gewissermaßen *gefeit*. Die vorgesehene Geständnisarbeit läuft ja auch Reik zufolge nur bei den Verbrechern ab, »welche überhaupt über ein Schuldbewußtsein verfügen«⁴¹.

Mit einem unumwundenen Geständnis (oder einem Selbstmord) Hratschecks könnte die Erzählung nicht an ihr Ende kommen.⁴²

Wenn aber nur bei Subjekten, die über ein Schuldbewußtsein verfügen, die Geständnisarbeit das Feingesponnene ans Licht der Sonne bringt, welche Kraft ist es dann, die sich in diesem Falle so segensreich durchzusetzen scheint? In jedem Falle ist die Spruchweisheit nicht psychologisch zu verstehen; sie transzendiert das Psychologische. Dem widerspricht nur scheinbar, daß fast derselbe Spruch einige Jahre zuvor in *Ellernklipp* ebenfalls auftaucht und dort sehr wohl als psychologische Wahrheit kommentiert wird. Den Spruch »Ist auch noch so fein gesponnen, muß doch alles an die Sonnen« erklärt der Heidereiter dort mit den Worten: »Und ist auch ein Trost und ein Glück, daß es so ist. Denn alles Unrecht muß heraus. Und was ein rechtes Unrecht ist, das *will* auch heraus und kann die Verborgenen nicht aushalten. Und eines Tages tritt es selber vor und sagt: hier bin ich.« (I, S. 156) Von solch klaren Verhältnissen kann in *Unterm Birnbaum* nicht die Rede sein.⁴³ Hratschecks Untat ist eben kein *rechtes* Unrecht. Am Ende werden die Verhältnisse gerade vermittels der Lichtmetaphorik ins Zwielficht gezogen.

Nicht um die Untat, sondern um das Verbergen der Untat dreht sich die Erzählung. Nicht dort, wo die Tat begangen wurde, sondern dort, wo die Leiche verborgen wurde, findet die Geschichte ihr Ende. Beim Rückgängigmachen des Verbergens ereilt Hratscheck folgerichtig das »Schicksal«. In der makabren Bemerkung, die Hratscheck zu sich selbst macht: »Wahrhaftig, das Einbetten war nicht so schlimm, als es das Umbetten ist« (I, S. 545), ist vor allem schon deshalb alles gesagt, weil die *Tat selbst* in diesem Vergleich wieder einmal überhaupt nicht zur Sprache kommt. Ausführlich werden die Vorkehrungen Hratschecks geschildert, mit denen dieser verbergen will, daß er das Verbergen rückgängig machen muß. Gemäß der imaginären Logik, der Hratscheck ausgeliefert ist, stellt das Ausgraben eben jene Sichtbarkeit her, die das Feingesponnene widerruft (wie es seine Frau schon bei der Darlegung des Plans vorausgesagt hatte).

Hratscheck muß sich in diesem Moment, da er sich nur mit den Augen der anderen sehen kann, selbst *als Täter dastehen sehen* (entsprechend mobilisiert er erneut seinen Aberglauben und probiert die Farnkrautsamen aus, ob sie ihn wohl unsichtbar machen können – wodurch seine Umbettungsaktion ja keineswegs unsichtbar würde). Es ist der Moment des Abgrunds, in dem die Zeit stillgestellt ist, der Moment der schwärzesten Nacht, vor dem alle Berechnungen zunichte werden müssen, weil sie immer nur auf den imaginären anderen bezogen waren, der jetzt mit der Sichtbarkeit selbst (mit dem unsichtbaren Blick) zusammenfällt. In dieser Hinsicht kommt auch dem Brett, mit dem Hratscheck im Hinblick auf diesen Moment das Keller-

fenster verschließt, weil die selbstpräparierte Blendlaterne sich als ungenügend erweist, finale Bedeutung zu: Weil das Brett dort weggenommen wurde, wo es der planende Verstand zur Arretierung der Ölfässer hingestellt hatte, wird der Moment des Abgrunds, der die Unhaltbarkeit der Subjektposition erweist, auf Dauer gestellt. Die Gegenwart tut sich dem Subjekt als Abgrund auf, in dem es verschwindet. Eine veritable Todesursache ist das freilich nicht. Die Todesursache bleibt unzugänglich. Mit dem Schließen der Falltür wird das Erzählen ausgeschlossen. Das Schicksal, das Abel Hratscheck erteilt, ist von einer bezwingenden Logik, aber unerzählbar. Es übersteigt die psychologische Kausalität. »Denkschemata«, die noch »nicht erledigt« sind⁴⁴, wären etwas anderes.

Die Leerstelle der Todesursache ruft die Deutungen der Außenstehenden und vor allem der Leser auf den Plan. Hugo Aust hat einige ihrer Vorschläge zusammengetragen: »Herzschlag, locus fatalis, Rachegeist des Opfers, Unfall, Schicksal, Nemesis, sozialer Konflikt, Folge eines pervertierten Bewußtseins«.⁴⁵ Diesen Vorschlägen läßt sich unter anderem entnehmen, daß es nicht klar ist, auf welcher Ebene eine Erklärung ansetzen muß. Sie haben einen ganz unterschiedlichen Status. Im Gegenzug bleibt der Status der Erklärung unklar, mit der der Text selbst abschließt. Der Pfarrer Eccelius, der das Geschehen in seiner Spruchweisheit sinnstiftend zusammenzufassen meint, hatte im Verlauf desselben nicht gerade viel Überblick bewiesen.⁴⁶ Er kann nicht wissen, daß das, was er als beruhigende Antwort formuliert, in Wahrheit dem Leser als beunruhigende Frage aufgegeben ist.

Fragwürdig ist allerdings auch schon die Stellung der vermeintlich abschließenden Sentenz im Text selbst. Was für eine Sonne scheint hier und was läßt sie klar hervortreten? Zunächst wird bei Begehung des Kellers festgestellt, »was sichtbar war, war gerade genug, um alles Geschehene klarzulegen« (I, S. 551), und man bedauert, daß man sich so hat »hinters Licht führen lassen« (I, S. 552). Ausgerechnet Eccelius erklärt aber kurz darauf: »Alles ist klar und doch ist nichts bewiesen.« (I, S. 552) Und der Dorfschulze pflichtet ihm bei: »Bewiesen ist am Ende nichts. Im Garten liegt der Franzos, und im Keller liegt der Polsche. Wer will sagen, wer ihn da hingelegt hat? Keiner weiß es, nicht einmal die Jeschke. Schließlich ist alles bloß Verdacht.« (I, S. 552)

Man wird einwenden, daß solche Äußerungen doch nichts von dem, was nunmehr sonnenklar ist, ins Zwielflicht rücken können. Schließlich verfolgen sie einen einfachen Zweck: Es geht um die Klärung des Problems, wo Abel Hratscheck begraben werden soll. Aber genau darin liegt der entscheidende Punkt. Die geistliche und weltliche Obrigkeit Tschechins zieht sich auf einen formalen Standpunkt zurück. Was *de facto* sonnenklar ist, muß noch längst

nicht *de jure* als Wahrheit festgestellt sein. Und anders gewendet: Was nicht anders *sein* kann, muß deshalb noch nicht unwiderleglich als Wahrheit *ausgesprochen* worden sein. Die Argumentation der Obrigkeit ist daher die genaue Umsetzung der zwielichtigen Erzählperspektive, die den Tathergang und das Ende Hratschecks ausspart, die ihn an keiner Stelle als wahrsprechende Instanz unzweideutig als Täter *namhaft* macht, die vor jedem unumwundenen Wort *zurückschreckt* – und damit Hratscheck als ein Subjekt zeigt, das sich die Tat selbst nicht vor Augen stellt und noch in seinen Selbstgesprächen *substituiert*: »Wer A sagt, muß B sagen.« (I, S. 549) Die Verwendung von *Substituten* auf verschiedenen Ebenen ist daher die entscheidende Operation dieses Textes.⁴⁷ An die Stelle des unzweideutigen, denotativen Wortes tritt ein anderes, das sich zunächst auf ein anderes Wort innerhalb des Textes und erst dann auf einen Gegenstand bezieht.⁴⁸

Wenn man behaupten kann, daß erst das Ende dem Leser die »Gewißheit« verschafft⁴⁹, dann kann man auch behaupten, daß am Ende »nichts bewiesen« und alles »bloß Verdacht« ist. So recht ins Zwielight wird die abschließende Spruchweisheit aber erst gerückt, wenn man sie zum pragmatischen Sinn der Behauptung in Beziehung setzt, daß alles bloß Verdacht ist. Als Mörder dürfte Abel Hratscheck nicht auf dem Friedhof beigesetzt werden; außerhalb des Friedhofs auf ihren »ehrlichen Acker« (I, S. 552) würden ihn die Bauern aber auch nicht haben wollen – als habe die Erde keinen Platz für Abel Hratscheck. Hier handelt es sich augenscheinlich um eine künstlich konstruierte »Sorge« (I, S. 552) der Obrigkeit. Woran es mangelt, ist nicht ein Platz im Realen, sondern im Symbolischen. So einigt man sich schließlich, daß Hratscheck zwar auf den Kirchhof kommt, aber »seitab, wo die Nesseln stehn und der Schutt liegt« (I, S. 552). Diese Zwischenstellung ist nun deshalb bezeichnend, weil sie Hratscheck die unumwundene Bezeichnung vorenthält. Wenn Hratscheck auf den »hiesigen Kirchhofsacker gelegt« wird, wie es heißt (I, S. 553), so handelt es sich weder um ein Verscharren auf dem Schindanger noch um ein ordnungsgemäßes Begräbnis. Das trägt einerseits dem Befund Rechnung, daß an Hratscheck die Unterscheidung zwischen dem Kriminellen und den »guten Leute[n]« (I, S. 552) zuschanden wird, es deckt diesen Befund aber andererseits mit der gleichen Bewegung wieder zu, da es ihm einen Platz in der symbolischen Ordnung vorenthält. So erhält sich das Zwielight auf Erden.

V.

Über der Erde ist über der Erde und unter der Erde ist unter der Erde. Die Frage ist, wie die *Grenze* zwischen dem einen und dem anderen beschaffen ist und welche Art von *Bezug* zwischen dem einen und dem anderen herrscht.

Diese Fragen sind der Erzählung *Unterm Birnbaum* schon im Titel eingeschrieben. Und was am Schluß an die Sonne kommt, ist im Grunde nichts als der Leichnam des Polen. Auf dieses nackte Faktum bezieht sich ja die Obrigkeit, wenn sie feststellt, daß Hratscheck zwar dabei war, den toten Körper auszugraben, daß man daraus aber nicht mit Sicherheit schließen kann, »wer ihn da hineingelegt hat« (I, S. 552). Entsprechend ist für Hratscheck selbst »unter der Erde« gleichbedeutend mit »aus der Welt«, weil es das, was die anderen nicht sehen können, auch nicht gibt. Aber das ist nicht alles. Da ist er nicht der einzige.

Unterm Birnbaum läßt sich als ein Text lesen, der davon handelt, daß Menschen auf verfehlte Weise unter die Erde gebracht werden. Es sind gewissermaßen die für das Bestehen der menschlichen Kultur grundlegenden Bestattungszeremonien in Unordnung geraten. Das kann man auch dem Gegensatz entnehmen, den die geistliche und weltliche Obrigkeit am Ende einvernehmlich aufstellt: »Kirchhofsordnung ist gut, aber der Mensch verlangt auch seine Ordnung.« (I, S. 552) Das gestörte Verhältnis zwischen dem, was über, und dem, was unter der Erde ist, durchzieht leitmotivisch den ganzen Text. Schon im ersten Kapitel soll Hratscheck seine Frau am Sterbetag der gemeinsamen Kinder nicht auf den Kirchhof begleiten, um dort einen Kranz niederzulegen, weil »wer den Toten einen Kranz bringen will, wenigstens an sie gedacht haben muß« (I, S. 458). Im zweiten Kapitel gräbt Hratscheck den verscharrten Franzosen aus und wieder ein. Im dritten Kapitel wird die ehemalige Geliebte Hratschecks erwähnt, die schon lange »tot und unter der Erde« (I, S. 467) ist, bei der aber dem »Geklatsch« im vierten Kapitel zufolge wegen der verdächtigen Todesumstände »auch von Ausgraben die Rede« war (I, S. 472). Tatsächlich wird ja der tote Franzose zweimal wieder ausgegraben, der Pole einmal. Zu einem dritten Ausgraben des toten Franzosen kommt es nur deshalb nicht, weil Hratscheck in einer bewegenden Rede zwar konzidiert, »ein richtiger christlicher Gottesacker« sei »jedem Christen, evangelisch oder katholisch, etwas durchaus Heiliges« (I, S. 514), in diesem Falle aber um die Freistellung seines »Schutzpatrones« bittet. Über das weitere Schicksal des toten Polen deckt die Erzählung den Mantel des Schweigens. Auch in anderen Formen wird die Frage nach der Ruhe der Toten thematisch. Im Wirtshaus spricht man darüber, ob wohl der tote Pole nach fünfzig Jahren im Acker gewordenen Schwemmland beim Pflügen gefunden wird (I, S. 513). Mutter Jeschke redet dem armen Ede ein, daß der Tote womöglich nach ihm »grappschen« könne (I, S. 537). Hratscheck erschrickt bei der Vorhersage seiner Frau, daß manche Toten schon vor dem Jüngsten Tag wieder aufstehen (I, S. 526). In einem Gespräch zwischen der Jeschke und Gendarm Geelhar wird gemutmaßt, Hratscheck habe seine

Frau nicht bei ihren Kindern begraben lassen, weil er nicht wolle, daß sie »an dem Tage, wo's losgehe«, [...] nach den Kindern greifen« könne (I, S. 535).

Ansonsten breitet der Text anlässlich des Hinscheidens von Ursel Hratscheck aus, wie jemand den Regeln entsprechend unter die Erde gebracht wird. Allerdings respektiert Hratscheck den letzten Wunsch der Toten nicht, in Krakau Seelenmessen für Szulski lesen zu lassen, weil er nicht den Regeln entsprechend unter die Erde gebracht worden ist und kein Grab hat.⁵⁰ Statt dessen verwendet er das dazu bestimmte Geld für ein aufwendiges gußeisernes Kreuz, auf dem die Lebensdaten seiner Frau verzeichnet sind. Die Obrigkeit bekundet am Ende, daß sie das zu erwartende Umreißen dieses Kreuzes stillschweigend dulden werde. Dann sind Abel Hratscheck und seine Frau nicht mehr nur unter der Erde, sondern auch aus der Welt – wie es dem verscharrten Polen und dem verscharrten Franzosen zgedacht gewesen war. Wer aber den Toten keinen Platz im Symbolischen zuweist, kann nicht wissen, wo sie wieder auftauchen, ob sie wieder an die Sonne kommen werden.

Das lehrt, bei genauerem Hinsehen, das Beispiel des verscharrten Franzosen. Nicht umsonst ist er es, auf den der Titel metonymisch verweist. Statt eines Grabsteins gibt es einen Baum, statt einer Inschrift die wohlschmeckenden »Franzosenbirnen«. Auch die Leiche selbst wird als Substitut einer anderen Leiche ins Spiel gebracht. Der tote Franzose ist die *andere Leiche*. Die Leiche, die man nicht erwartet hat; die Leiche, mit der Hratscheck stellvertretend aufwarten kann, weil eine Leiche fehlt. Gerade das macht sie zum untergründigen Angelpunkt des Textes. Untergründig nicht nur deshalb, weil sie unterm Birnbaum bleibt, sondern vor allem deshalb, weil die Substitutionslogik die Aufmerksamkeit von dieser Leiche selbst ablenkt – sowie davon, daß sie *überzählig* ist.

Hätte Hratscheck den toten Franzosen nicht unterm Birnbaum gefunden, würde es keinen darauf gegründeten Mordplan gegeben haben. Die Erzählung macht deutlich, daß sich der Plan am Leichenfund gleichsam kondensiert: Die »Gedanken und Vorstellungen«, die Hratscheck in letzter Zeit besucht haben, werden »Pläne, die Besitz von ihm nahmen und ihn, ihm selbst zum Trotz, an die Stelle bannten, auf der er stand« (I, S. 461). Auch er wird seinen Toten vergraben – nur *anderswo*. Sein Fund kann ihn wohl lehren, daß ein Toter, der unter der Erde ist, aus der Welt sein kann.

Wenn man sich fragt, wie dieser Fall zur Spruchweisheit »Es ist nichts so fein gesponnen, 's kommt doch alles an die Sonnen« steht, kommt man dem Quell des Zwielichts besonders nahe. Insofern hier einfach ein verscharrter Leichnam wieder vom Licht der Welt erblickt wird, ist der Fall ja dem des toten Polen vergleichbar. »Wer will sagen, wer ihn dort hineingelegt hat?« (I,

S. 552) lautete dort das zwielfichtige Argument. »Wie kam der hierher?« (I, S. 461), fragt sich Hratscheck beim Anblick des toten Franzosen. Wenn mit der Spruchweisheit gemeint sein soll, daß Untaten nicht verborgen bleiben können, dann ist der tote Franzose der Gegenbeweis. Die Frage Hratschecks, die auf das Kollektiv verweist – auf die *anderen*, denen Hratscheck sich gegenüber sieht –, wird nicht beantwortet. Sie wird allerdings vom Kollektiv behandelt, wird zum Gegenstand der dörflichen Folklore; Liebesgeschichten werden dem Franzosen von der angeregten »Phantasie« angedichtet, ein Nebenbuhler soll ihn »erschlagen und verscharrt« (I, S. 513) haben. Beiläufig aber erklärt der Erzähler, daß es ganz anders war, daß »sich ältere Leute sehr wohl entsannen, daß man einen Chasseur- oder nach anderer Meinung einen Voltigeurkorporal einfach wegen zu scharfer Fouragierung beiseitegebracht und stillgemacht habe« (I, S. 513). Die überzählige Leiche verdankt sich also einer Kollektivtat. Die Täter werden im überaus zurückhaltenden Referat mit dem Wort ›man‹ bezeichnet, aber nicht namhaft gemacht. Ein Schleier wird über die Tat gebreitet, die sich vor zwei Jahrzehnten ereignet hat. Merkwürdig mutet es jedoch an, daß die Anonymisierung auch jene betrifft, die nunmehr in der Gegenwart der Erzählung sich dieser vergangenen Geschichte noch entsinnen – daß nur von ›älteren Leuten‹ die Rede ist, und daß es im Anschluß heißt: »Diese Besserwissenden drangen aber mit ihrer Prosageschichte nicht durch« (I, S. 513). Auch hier, wo es überhaupt nicht um die Perspektive Abel Hratschecks und um seine Tat geht, wird die Wahrheit nicht unumwunden ausgesprochen, wird die Tat nicht als solche benannt, kommen wieder zwielfichtige Substitute zum Einsatz.

Es ist leicht einzusehen, warum die »Besserwissenden« nicht benannt werden: Denn sie würden damit als Mitwisser und letztlich als Mittäter namhaft gemacht. Sie würden sich als diejenigen erweisen, die einen Toten verscharrt haben, und die sich noch nach zwei Jahrzehnten daran erinnern können, ohne die Neigung verspürt zu haben, der besagten Spruchweisheit zum Siege zu verhelfen. Auch bei dieser Tat scheint es sich nicht um jenes »rechte[s] Unrecht« zu handeln, das heraus »will« (I, S. 156). Wie beim Einzeltäter Hratscheck gibt es bei dieser kollektiven Tat offensichtlich kein Schuldbewußtsein. Der Franzose war unter der Erde tatsächlich aus der Welt – so sehr, daß die Stelle unterm Birnbaum von niemandem mehr als Grab gewußt wurde, bevor man zu graben angefangen hat. Der tote Franzose ist die überzählige Leiche, die unvermutet wieder auftaucht, das Reale, das nur der Zufall *irgendwo* wieder an die Oberfläche spült (wie es die Bauern bei der fehlenden Leiche Szulskis vermuten).

Feingespinnen ist der kollektive Mord allerdings gerade nicht. Das mag der Grund sein, weshalb er nicht unter die Spruchweisheit subsumiert wer-

den kann. Damit wird aber auch deutlich, auf welcher Ebene vor allem sich Hratschecks Einzeltat von der Kollektivtat unterscheidet. Die Schlußbetrachtung des Eccelius hebt ja gerade darauf ab, daß sich Hratscheck »schließlich in seiner List« gefangen habe und daß er in dem Moment »von der Hand Gottes getroffen« worden sei, in dem er »hoffen durfte, sein Verbrechen für immer aus der Welt geschafft zu haben« (I, S. 554). Das Kollektiv hingegen bedarf der List nicht, um sein Verbrechen – ebenfalls das Ausdem-Weg-Räumen eines Ausländers – *aus der Welt* zu schaffen. Das Kollektiv – das Umfeld, das Hratscheck als *Ganzes* gegenübertritt, vor dem dieser sein Verbrechen verbergen muß – hat nichts weiter zu tun, um das Verbrechen aus der Welt zu schaffen. Es hat nichts zu verbergen – nichts, worin es sich *verfangen* könnte. Es kann ganz auf den natürlichen Gang vertrauen, der das Gras über die Sache wachsen läßt. Am Ende bleibt die Dorfgemeinschaft als *Ganzes* erhalten, unter der Erde und aus der Welt sind nur die Zuzügler Abel Hratscheck und seine Frau sowie die Ausländer aus Frankreich und Polen.

So gründet die Geschichte in einem in der Vorzeit verübten Mord, in einer Tat, auf die der Text mit seinem beziehungsreichen Titel *Unterm Birnbaum* metonymisch verweist, die er aber zugleich beiseite schiebt. Man weiß, daß sich Fontane für diese Seite der Sache besonders interessiert und seine Schwester Elise schon in den siebziger Jahren gebeten hatte, nähere Auskünfte über einen im Dorf Dreetz verscharften französischen Soldaten einzuholen. Seine eigenen, brieflich geäußerten Vermutungen zum Tathergang machen klar, wie sehr diese zwielichtige Angelegenheit in *Unterm Birnbaum* im Unklaren gelassen wird: Es sei anzunehmen, »daß der biedre Dreetzer von 1806 den Franzosen so todt schlug, wie man einen Pfahl in die Erde schlägt, oder mit noch viel weniger Grund. Wahrscheinlich war es ein Zurückgebliebner, ein Kranker der sich die Füße durchgelaufen oder eine dicke Backe hatte, da rafften sich Muth und Vaterlandsliebe auf und baff, da lag er! Ich kenne meine Dreetzer, einer ist wie der andere.«⁵¹

Diese Version bringt die in *Unterm Birnbaum* verhüllt angesprochene Angelegenheit unumwunden zur Sprache: Die Untat wird vom Kollektiv an einem Wehrlosen begangen, der nicht dazu gehört. Vor diesem Hintergrund verdient die Mitteilung in *Unterm Birnbaum* besondere Hervorhebung, wie doch der Franzose nach seiner unverhofften Wiederausgrabung »Held und Mittelpunkt der Unterhaltung« (I, S. 513) wird. Man kann diese wundersame Wandlung mit derjenigen vergleichen, die der Urvater in Freuds *Totem und Tabu* nach seiner Ermordung durch die Söhne macht, weil sie deren *Verkehrung* ist. Der Mord am tyrannischen Vater führt nach *Totem und Tabu* über das Schuldbewußtsein zur Inthronisierung des toten Vaters, zu seiner Auf-

richtung als psychische Instanz, die den Brüderclan unter dem Zeichen des Verzichts zusammenschließt und auf das Tötungsverbot einschwört.⁵² Die kollektive Tat der Tschechiner hingegen stellt die alternative oder komplementäre Barbarei vor, in der dieses Tötungsverbot aussetzt, ohne daß ein nachfolgendes Schuldbewußtsein eine Bearbeitung notwendig machen würde. Während die Söhne der Vorzeit den toten Urvater, wie Freud mutmaßt, verzehrten und sich so »jeder ein Stück seiner Stärke«⁵³ aneigneten, lassen sich die Tschechiner auf der Höhe der Zeit bei ihren Unterhaltungen die »Franzosenbirnen« schmecken. Hierhin gehört der Hinweis, dieser Text sei »auch und gerade ein Gesellschaftsroman (oder eine Gesellschaftsnovelle)«⁵⁴. Es ist diese diskursive Sphäre, die sich im Text als zwielfichtig erweist, weil sie als Kehrseite einer Kehrseite lesbar ist – als Kehrseite dessen, was unter der Erde ist und aus der Welt (des Gesellschaftsromans) sein soll.

Anmerkungen

- 1 WALTER MÜLLER-SEIDEL: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart [3] 1994, S. 227. Vgl. etwa auch KLAUS LÜDERSSEN: *Der Text ist klüger als der Autor. Kriminologische Bemerkungen zu Theodor Fontanes Erzählung ›Unterm Birnbaum‹*. – In: JOCHEN VOGT (Hrsg.): *Der Kriminalroman. Poetik, Theorie, Geschichte*, München 1998, S. 340–357, S. 342 und HARTMUT LÖFFEL: *Fontanes ›Unterm Birnbaum‹*. – In: *Diskussion Deutsch* (1982), S. 319–330, S. 320.
- 2 In dem von WINFRIED FREUND herausgegebenen Band *Deutsche Novellen. Von der Klassik bis zur Gegenwart* (München 1993) findet sich zum Beispiel eine Interpretation von EDA SAGARRA (S. 175–186) mit dem auf die Novellenform verweisenden Titel *Die unerhörte Gewöhnlichkeit. Theodor Fontane: ›Unterm Birnbaum‹ (1885)*. Vgl. auch LIONEL THOMAS: *Fontane's ›Unterm Birnbaum‹*. – In: *German Life and Letters*. Vol. XXIII (1969/70), S. 193–205, S. 202.
- 3 Vgl. dazu etwa auch den Abschnitt »Zwischen Novelle und Roman« in FRITZ MARTINI: *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848–1898*, 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 761–765.
- 4 RICHARD ALEWYN: *Anatomie des Detektivromans* – In: RICHARD ALEWYN: *Probleme und Gestalten*, Frankfurt am Main 1982, S. 361–394, S. 376.
- 5 ERNST BLOCH: *Philosophische Ansicht des Detektivromans*. – In: ERNST BLOCH: *Literarische Aufsätze*. Frankfurt am Main 1965, S. 242–263, S. 261; vgl. auch MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 1), S. 220f.
- 6 So HANS-OTTO HÜGEL: *Untersuchungsrichter, Diebsfänger, Detektive. Theorie und Geschichte der deutschen Detektivverählung im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1978, S. 222: »Fontanes Roman ist kein Detektivroman. In ihm wird Detektion nicht aktiv betrieben [...]«.

- 7 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 1), S. 220.
- 8 Vgl. RAINER SCHÖNHAAR: *Novelle und Kriminalschema. Ein Strukturmodell deutscher Erzählkunst um 1800*, Bad Homburg Berlin Zürich 1969, S. 49.
- 9 *Unterm Birnbaum* wird zitiert nach: HFA Abt. 1. Bd. 1, 1962, S. 453–554
- 10 RUDOLF SCHÄFER: *Theodor Fontane: Unterm Birnbaum*, 2. überarb. u. erg. Aufl., München 1991, S. 26.
- 11 Ebd.
- 12 Vgl. dazu auch SCHÄFER (wie Anm. 10), S. 57ff.
- 13 So SAGARRA (wie Anm. 2), S. 177.
- 14 LÖFFEL (wie Anm. 1), S. 323. Vgl. für eine ausführliche Entfaltung der Unzulänglichkeiten in Hradchecks Plan ebd., S. 321ff.
- 15 Vgl. zum allgemeinen Problemkontext JACQUES LACAN: *Das Seminar über E. A. Poes ›Der entwendete Brief‹*. – In: JACQUES LACAN: *Schriften I*, Frankfurt am Main 1975, S. 7–60, S. 56f.
- 16 ERVING GOFFMAN: *Strategische Interaktion*, München Wien 1981, S. 25. Zu *Ausdrucksspielen* allgemein vgl. ebd., S. 11–73.
- 17 GOFFMAN (wie Anm. 16), 26.
- 18 Vgl. LÖFFEL (wie Anm. 1), 322. Allerdings ist für die Ausführung des Plans die Beobachtung des Vergrabens zwar förderlich, nicht aber notwendig. Hradcheck könnte auch auf andere Weise nachträglich einen diesbezüglichen Verdacht erregen (etwa durch scheinbar unabsichtliches Aufmerksam-Machen auf die frisch umgegrabene Erde).
- 19 Sowohl quantitativ wie kompositorisch (im elften von zwanzig Kapiteln) steht diese Szene in der Mitte der Erzählung.
- 20 Der in der literarischen und filmischen Detektiverzählung Kundige weiß: Der Versuch des Täters, durch ein *falsches Alibi* die Annahme seiner Täterschaft zu *widerlegen*, ist regelmäßig der Ansatzpunkt für seine Überführung.
- 21 Vgl. dazu WINFRIED TRUSEN: *Der Inquisitionsprozeß. Seine historischen Grundlagen und frühen Formen*. – In: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung*. Bd. LXXIV, (1988), S. 169–230, S. 179ff.
- 22 In diesem Sinne unterscheidet Michel Foucault zwischen der »Wahrheit qua Probe« und der »Wahrheit qua Konstatierung«; in der ersteren erscheint die Wahrheit als herbeigelocktes *Ereignis*, in der zweiten als methodisch gewonnenes Ergebnis (MICHEL FOUCAULT, *Macht-Wissen*. – In: FRANCO BASAGLIA und FRANCA BASAGLIA-ONGARO (Hrsg.): *Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen*, Frankfurt am Main 1980, S. 63–81, S. 66).
- 23 Vgl. zur Logik und zur Verbreitung des Gottesurteils grundlegend HERMANN NOTTARP, *Gottesurteilstudien*, München 1956, insbes. S. 15–88.
- 24 Vgl. PIERRE LEGENDRE: *Das Verbrechen des Gefreiten Lortie. Abhandlung über den Vater*, Freiburg 1998, S. 40: »Die institutionelle Konstitution der Subjekti-

- vität ist [...] jenes lebenswichtige Band zwischen dem Subjekt und dem Raum des Dritten, in dem die juristischen Gerüste des Verbots errichtet werden«.
- 25 SCHÄFER (wie Anm. 10), S. 54–56.
- 26 SCHÄFER (wie Anm. 10), S. 58.
- 27 Mit dieser gleichsam kriminologischen Perspektive hängt die »befremdliche Abweichung« vom Schema der Detektivgeschichte zusammen, insofern die erzähltechnisch erzeugten »Aussparungen« hier nicht die »typischen Verrätselungseffekte« bewirken (HUGO AUST: *Theodor Fontane. Ein Studienbuch*. Basel 1993, S. 101).
- 28 Fontanes »Text könnte [...] die Basis sein, Kriterien, welche die moderne Kriminologie noch nicht voll entwickelt hat, zu erschließen oder ins Licht zu rücken« (LÜDERSSEN (wie Anm. 1), S. 347).
- 29 Ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Ebd., S. 348.
- 32 Ebd., S. 350.
- 33 Ebd.
- 34 LEGENDRE (wie Anm. 24), S. 40.
- 35 LÜDERSSEN (wie Anm. 1), S. 350.
- 36 Man könnte ihn daher als (gleichsam erzähltechnisch erzeugten) Vorboten eines »neuen Typ[s] von Entmenschlichung« auffassen, der Legendre zufolge die Moderne kennzeichnet: »Die neuen Mörder sind Verbrecher ohne Schuld, sie sind aber auch nicht verrückt. Entsprechend verlieren sich die zuständigen Interpreten, Psychiater und Richter, in Konjekturen und stehen ratlos vor Reden und Taten, die völlig unbegreiflich geworden sind. Sie stehen der *Entwertung jeder sich auf die Vernunft stützenden Rede durch die Beseitigung der subjektiven Schuld* gegenüber« (LEGENDRE (wie Anm. 24), S. 51).
- 37 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 1), S. 224f.
- 38 Vgl. zu Fontanes Text im Vergleich zu andern Versionen ausgleichender Gerechtigkeit JÖRG SCHÖNERT: *Kriminalgeschichten in der deutschen Literatur zwischen 1770 und 1890. Zur Entwicklung des Genres in sozialgeschichtlicher Perspektive*. – In: JOCHEN VOGT (Hrsg.): *Der Kriminalroman. Poetik, Theorie, Geschichte*, München 1998, S. 322–339, S. 330f. Daß allerdings *Unterm Birnbaum* unter das »Schicksalsmodell« in den sogenannten »frühen Erzählungen« Fontanes nicht so recht zu subsumieren ist, belegen die Ausführungen von HEINZ SCHLAFFER (*Das Schicksalsmodell in Fontanes Romanwerk*. – In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*. Bd. XLVII (1966), S. 392–409), in denen diese Erzählung merkwürdigerweise kaum vorkommt; das hängt gerade damit zusammen, daß in *Unterm Birnbaum* das Schicksalsmodell gleichsam zitiert wird.

- 39 THEODOR REIK: *Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie*. – In: TILMANN MOSER (Hrsg.): *Psychoanalyse und Justiz*, Frankfurt am Main 1971, S. 9-204, S. 97. Vgl. zum Problemfeld ausführlich MICHAEL NIEHAUS: »Geständniszwang«. *Überlegungen zu einer Theorie des Geständnisses*. – In: *Kriminologisches Journal*, 32. Jg. H. 1 (2000), S. 2–18.
- 40 »Es sind neue Steine« (I, S. 524), rechtfertigt sich Hratscheck, als er seiner Frau den alten Tatort als neues Domizil zumutet. Für Hratscheck ist der Tatort durch die Tilgung dessen, was ihn *bezeichnen* könnte, zum Verschwinden gebracht (nicht aber für seine Frau, die die Erinnerung an den Tatort *in sich* trägt).
- 41 REIK (wie Anm. 39), S. 101.
- 42 Nach dem kriminologischen Modell wäre das Geständnis die Voraussetzung für die *Resozialisierung*; dazu bemerkt Lüderssen bezeichnenderweise: »Warum sträubt sich indessen alles gegen die Vorstellung, daß dies das Ende der Geschichte sein könnte? Nicht unbedingt, glaube ich, weil man gegen Resozialisierung ist, sondern, weil man eine so optimistische Bereitschaft und Hoffnung, aus Unglücken und Fehlern zu lernen und sie ins Gute zu wenden, angesichts dessen, was zur Tat geführt hat, dann noch unpassender finden würde als den melodramatischen Schluß, den Fontane gewählt hat« (LÜDERSSEN (wie Anm. 1), S. 355).
- 43 Wie es um die Stellung dieses Kommentars zum Fortgang der Erzählung in *Ellernklipp* bestellt ist, läßt sich allerdings auch nicht so ohne weiteres beantworten.
- 44 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 1), S. 227.
- 45 HUGO AUST: *Die Bedeutung der Substitute für die Interpretation. Zu Theodor Fontanes ›Unterm Birnbaum‹*. – In: *Der Deutschunterricht* 1977/6, S. 44–51, S. 48 (dort auch die Nachweise für die einzelnen Vorschläge).
- 46 Andererseits hatte Fontane bekanntlich neben *Fein Gespinst, kein Gewinn* auch *Es ist nichts so fein gesponnen* als möglichen Titel erwogen (vgl. Aust (wie Anm. 45), S. 48).
- 47 Vgl. dazu ausführlich AUST (wie Anm. 45).
- 48 Der verhüllende Charakter dieser Substitute ergibt sich bisweilen unmittelbar aus erzähltechnischen Notwendigkeiten. Wenn etwa aus der Perspektive Jakobs erzählt wird, wie die als Szulski verkleidete Ursel Hratscheck am morgen das Haus verläßt, so würde es der Wahrheitsinstanz des Erzählens unmittelbar zuwiderlaufen, wenn sie als »Szulski« bezeichnet würde. Die Wahrheit soll aber ebensowenig ausgesprochen werden; also wird die Gestalt in einer an sich widersprüchlichen Kompromißbildung »der Reisende« genannt.
- 49 Vgl. SCHÖNHAAR (wie Anm. 8), S. 49.
- 50 In Bezug auf das Verhältnis *über der Erde / unter der Erde* bevorzugt der Text offensichtlich die katholische Seite.

- 51 Brief vom 12. 10. 1873. Zit nach: THEODOR FONTANE: *Briefe II. Briefe an die Tochter und an die Schwester*. Hrsg. von KURT SCHREINERT, Berlin 1969, S. 322. Diese Wahrnehmung der Gratis-Gewalt durch die Bauern muß mit der Vorliebe Hradtschecks für ›Aufregung, Blut, Totschießen‹ im Rahmen der lizensierenden Situation ›Freiheit und Revolution‹ zusammengelesen werden. Im übrigen stellte sich die Sache dann wohl doch anders dar als von Fontane zunächst vermutet. Der in Dreetz verscharrte Franzose wurde (in der Nähe der Kirchtür) zufällig ausgegraben, als man ein Kriegerdenkmal zum Krieg 1870/71 errichtete. Er soll – wie Fontanes Schwester wohl in Erfahrung gebracht hat – mit einer Sense von einem Bauern abgeschlachtet worden sein, dessen Pferd er zu stehlen versucht hatte (vgl. THEODOR FONTANE: HFA Abt. IV: *Briefe*. Bd. 5,2. Register und Kommentar, München 1994, S. 389).
- 52 Vgl. SIGMUND FREUD: *Totem und Tabu*. – In: DERS.: *Studienausgabe*. Bd. IX, Frankfurt am Main 1974, S. 287–444, S. 424ff.
- 53 Ebd., S. 426.
- 54 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 1), S. 221.

Von Krotoschin nach Kessin. Zu Landschaft und Mythos der Ostsee in Theodor Fontanes Roman *Effi Briest*¹

CHRISTINE HEHLE

In Berlin, so lassen die sechs oder sieben glücklichen Ehejahre der Innstettens nach dem Umzug uns vermuten, wäre es nicht passiert. Hätte Effi gleich am Beginn ihrer Ehe gefunden, was sie sich im Gespräch mit ihrer Mutter wünschte:

»Reichtum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes, wo Prinz Friedrich Karl zur Jagd kommt, auf Elchwild oder Auerhahn, oder wo der alte Kaiser vorfährt, und für jede Dame, auch für die jungen, ein gnädiges Wort hat [und] Hofball und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge«, dann hätten ihr »Glanz und Ehre [und] Zerstreung« vielleicht über den Mangel an »gleich und gleich« und an »Zärtlichkeit und Liebe«² hinweggeholfen.³ Es hätte dann vielleicht keiner Ausritte, Spaziergänge und Picknicks in den Dünen mit dem Landwehrbezirkskommandanten Crampas bedurft, die später Crampas einen unrühmlichen Tod auf eben dieser Picknick-Düne durch Innstettens Kugel finden ließen und zur Scheidung der Innstettens und in der Folge zu Effis vorzeitigem Tod führten.

Im und beim Fall von Fontanes Ehebrecherinnen spielt bekanntlich der Einfluß der unmittelbaren Umgebung stets eine wichtige Rolle – sei es das Treibhaus der Melanie van der Straaten oder die regnerische Einsamkeit des ländlichen Ungarn und der lebensbedrohliche Sturm auf dem Balaton im Fall der Franziska Petöfy. Im Fall der Effi von Innstetten ist es die Einsamkeit und unheimliche Fremdheit des Ostseebades Kessin, wo sie die ersten anderthalb Jahre ihrer Ehe verbringt.

Der Ortsname Kessin kommt nicht weniger als dreimal im pommerschen Ostseeraum vor, allerdings jeweils in Vorpommern,⁴ während Fontane sein Kessin in Hinterpommern lokalisiert, in nicht allzu weiter Entfernung von Bismarcks Gut Varzin (Warcino), also etwa bei Köslin (Koszalin). Die »Scenerie« dagegen gestaltete er bekanntlich größtenteils nach Swinemünde (Świ-

noujsćie), wie er in Briefen bezeugt⁵ und wie ein Vergleich der Kessin-Deskriptionen mit dem Swinemünde der *Kinderjahre* und der Ostseestadt, aus der Franziska Petöfy stammt, unschwer erkennen läßt.⁶

Der Rolle, die der Ostsee, ihrer Küstenlandschaft und den mit ihr verbundenen Mythen im Romangefüge zukommt, möchte ich im folgenden nachgehen.

I.

Der Entstehungsprozeß des Romans *Effi Briest* ist sowohl durch textexterne als auch durch textinterne Zeugnisse gut dokumentiert. Die frühesten bekannten Entwürfe stammen mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Jahren 1888/89; zu dieser Zeit will Fontane von der Ehebruchs- und Duellgeschichte der Ardennes gehört haben, der er die Anregung zu dem Roman entnahm. Als 1890 ein Roman mit dem Titel *Effi Briest* erstmals in seiner Korrespondenz Erwähnung fand,⁷ existierte offenbar bereits eine erste Niederschrift oder zumindest eine stichpunktartige Disposition des gesamten Romans in Kapiteln.⁸

Der Komplex der Entwürfe aus den Jahren 1888/89 macht mit acht Seiten nur einen sehr geringen Teil des über 750 Seiten umfassenden erhaltenen handschriftlichen Materials zu *Effi Briest* aus – doch er ist aufschlußreich nicht nur für Fontanes Arbeitstechnik, sondern auch für die Frage, warum die Ostsee in die Geschichte der im havelländischen Luch beheimateten Effi Briest hineingeriet.

Daß die Protagonistin – die in diesen frühen Entwürfen Betty heißt, sich also dem Namen nach noch näher an der historischen Elisabeth von Ardenne befindet, und deren Familienname von Ottersund oder von Pervenitz ist – mit ihrer Eheschließung in eine fremde Welt verpflanzt wird, in der sie nicht heimisch werden kann, der sie mit den ihr vertrauten Begriffen, Werten und Verhaltensweisen nicht beizukommen vermag, steht schon in dieser frühen Phase fest. Doch die Eheschließung führt sie nicht an die pommersche Ostseeküste, sondern in die Provinz Posen, in die Stadt Krotoschin (Krotoszyn).

Ein im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrter Entwurf skizziert die Ankunft dort:

»Am andern Morgen reisten sie ab; Bei Sonnenuntergang waren sie in Krotoschin in ihrer neuen Heimath, eine Kutsche wartete, um sie nach dem Landrathsamt zu führen. Alles stand auf der Rampe oder im Vorflur, um den gnädigen Herrn und die junge Frau zu begrüßen, von der man nur wußte, daß sie sehr jung, sehr hübsch und protestantisch sei.«⁹

Ein zweiter Entwurf, der sich im Stadtmuseum Berlin befindet, schließt an dieser Stelle an und entwirft die gesamte in Krotoschin verbrachte Zeit:

»Alles stand da, um die junge Frau zu begrüßen, von der man nur wußte, daß sie sehr jung und sehr hübsch sein sollte. Nun ganz kurz das winterliche Leben. Vorher Zwiegespräch beim Thee: ›Ja, Hugo, wie lebst Du nun hier und wie lebe ich nun hier?‹ Nun nimmt er die Stadthonoratioren durch: den Gerichtspräsidenten, Amtsrichter, Referendare, Doktoren, Apotheker, Liqueursfabrikant Commerzienrath so und so, der katholische u. der protestantische Prediger, das Landwehrbezirksamt, ein sehr netter Major, aber er geht bald fort, er wird ersetzt, übrigens auch unverheirathet, also nicht recht zu brauchen. Diese Gesellschaft durchführen. Im Mai kam Besuch. Die Freundin. Im Juli entbunden. Eine Tochter. Die Mutter kam u. blieb bis in den Herbst. Dann der Winter. Das Kind hatte eine schöne polnische Amme. Im Winter erholte sich Betty, u. sie fuhr mit über Land. Aber es war ihr zu polnisch laut. ›Sieh, Hugo, ich liebe das alles, aber es ist mir zu viel. Ich bin fürs Vertrauliche, fürs Stille, für stille, verschwiegene Zärtlichkeit, nichts Lautes, nichts wovon die Welt weiß, je stiller je glücklicher. Kleine Aufmerksamkeiten, ganz kleine, nur daß man weiß, er denkt an mich, er beschäftigt sich mit mir, ich bin ihm etwas. Das ist alles, das ist mir genug.‹ Diesen zweiten Winter in Krotoschin muß ich nun ziemlich genau schildern, sie sind viel zu Haus, haben wenig Verkehr, weil nichts recht passen will, namentlich weil *er* es findet, daß die Leute nicht zu ihm passen, sie würde sich mit den kl. Leuten amüsiren, aber ihm ist es zu langweilig u. so sind sie viel allein und sie wird halb gemüthskrank vor Sehnsucht, Einsamkeit, Verlangen nach Jugend, Frohsinn und Zerstreung. Sie darf nicht tanzen. Er findet es nicht recht passend, auch nicht gesundheitlich für wünschenswerth, außerdem gehört eine junge Mutter zu ihrem Kind. Eine Theateraufführung wird geplant. Eine reisende Truppe kommt. Nun erst die Fahrt über Land, zu dem benachbarten Adel, aber es ist ihr zu laut. Nun das obige Gespräch. So kam Weihnachten, dann Fasching. Es war von einem Ausfluge nach Breslau die Rede. Er unterblieb. Im März schrieb Betty an die Mutter. Nun ein ziemlich langer, das Leben schildernder Brief. ›Vielleicht wird es besser wenn der neue Landwehrbezirkscommandant kommt. Hugo kennt ihn. Sie sind gleichaltrig, haben ein paar Jahre zusammenstudirt und waren zusammen Offiziere bis Hugo abging; der andre ist geblieben, aber sein linker Arm ist etwas gelähmt in Folge eines Duells. Es soll eine Liebesgeschichte gewesen sein. Natürlich. Immer. etc. etc.‹

5. Kapitel. Der Landwehrbezirkscommandant kommt. Das veränderte Leben. Die Frau des Commandanten, gut, brav, einfach, ohne Piquanterie, bürgerlich, spießbürgerlich. Nun bündelt es sich an. Aber alles wird nur angedeutet; es bleibt unsicher. So vergehen 2 Jahre. Dann kommt er fort. Wie das von Beiden aufgenommen wird. So vergehen wieder 3 Jahre, so daß im Ganzen 5 Jahre vergangen sind; sie ist nun ungefähr 23.«¹⁰

Das Gebiet um Posen (Poznań), ein polnisches Kernland, war erstmals 1793, im Zuge der zweiten polnischen Teilung, an Preußen gefallen. 1807 wurde es Teil des von Napoleon etablierten Herzogtums Warschau, um dann auf dem Wiener Kongreß 1815 als Großherzogtum Posen, eine Provinz mit Sonderrechten, erneut an Preußen zu fallen. Nach 1848 verlor Posen den Status des Großherzogtums und wurde zu einer reinen preußischen Provinz. Die von Bismarck nach der Reichsgründung 1871 betriebene Germanisierungspolitik begegnete gerade in der Provinz Posen, in der das polnische Nationalgefühl früher und stärker entwickelt war als in anderen Teilen Preußens mit polnischer Bevölkerung, einer starken polnischen Protestbewegung.¹¹

In der Druckfassung von *Effi Briest* hat die frühere Situierung der Handlung in der Provinz Posen eine eher unauffällige Spur hinterlassen: Als im 25. Kapitel das gesellschaftliche Leben der Innstetters in Berlin geschildert wird, erzählt Geheimrat Wüllersdorf von seiner Zeit als Beamter »in den verschiedensten kleinen Nestern der Provinz Posen« (S. 261). Der damals offenbar bekannte, bei Fontane auch andernorts¹² vorkommende Spruch auf drei solche »Nester«, Śrem, Rogoźno und Szamotuły, den er zitiert, illustriert, wie die dorthin versetzten preußischen Beamten die Situation dort empfanden: »Schrimm / Ist schlimm, / Rogasen / zum Rasen, / Aber weh' dir nach Samter / Verdammter.«

Vor diesem Hintergrund werden die Übereinstimmungen, aber auch die Differenzen gegenüber der Kessiner Welt deutlich: Der preußisch-protestantischen Obrigkeit steht im Krotoschiner Szenario eine vom Adel bis zu den »kleinen Leuten« im wesentlichen homogen skizzierte polnische katholische Bevölkerung gegenüber, zu der neben dem Mentalitäts- und dem Konfessionsunterschied wohl auch noch eine sprachliche Barriere besteht. Zudem ist die Provinz Posen aus der Sicht der preußischen Beamten, für die sie nur einen möglichst rasch zu absolvierenden Karriereschritt auf dem Weg in ein Berliner Ministerium bedeutet, eben tiefste Provinz, gesellschaftlich uninteressantes und dazu noch zumindest latent feindliches Hinterland.¹³

Mit der Verlegung des Schauplatzes an die Ostseeküste – die schon in einem Entwurf des Betty-Komplexes geschieht¹⁴ – wird diese Situation komplexer, entsprechend der Geschichte Pommerns, die seit dem Mittelalter vom Zusammenleben zwischen deutschen Einwanderern und slawischen Einwohnern geprägt war. Hier gibt es einen preußisch-deutschen Adel, der mit seiner ultrakonservativen Ideologie und seinem bigotten Protestantismus aber weder für Innstetten noch für Effi einen angenehmen Umgang darstellt, daneben einen alteingesessenen slawischen Adel und die teils kaschubische, teils polnische Bevölkerung des eher an westpreußische Verhältnisse erinnernden Hinterlandes.¹⁵ Diese Bevölkerungsgruppe charakterisiert Innstet-

ten – am Beispiel des Gastwirts Golchowski – als verschlagen und aus der Perspektive der preußischen Obrigkeit als unzuverlässig. (S. 49f.) Eine weitere Gruppe bilden – neben den saisonabhängigen Badegästen – die dauerhaften Bewohner der Hafenstadt Kessin, Seefahrer, Kaufleute und Handwerker, »Menschen aus aller Welt Ecken und Enden« (S. 51), deren Internationalität und weltläufige Umgangsformen Innstetten rühmt, deren Geschäftsmoral er allerdings auch wieder anzweifelt¹⁶ – ohne daß Effi selbst jedoch interessante Erfahrungen in der einen oder anderen Richtung mit ihnen macht, abgesehen von ihrer Freundschaft mit dem Halbspanier Alonzo Gieshübler.¹⁷

Die Einsamkeit der jungen Ehefrau wird gegenüber dem Entwurf des Betty-Komplexes sogar noch stärker betont: Während Betty in Krotoschin zunächst von einer Freundin, dann von ihrer Mutter Besuch erhält, bleiben solche Besuche für Effi in Kessin bloße Wünsche und Pläne; sie selbst fährt nach der Geburt der Tochter urlaubshalber zu ihren Eltern nach Hohen-Cremmen, in die Welt ihrer Kindheit, die keinerlei Verbindung mit ihrer Kessiner Welt eingeht.

II.

Die Verlagerung der Handlung an die pommersche Ostseeküste ermöglicht es Fontane nicht nur, eine Landschaft zu schildern, die ihm von Kindheit an vertraut war – indem er eben Kessin die »Scenerie« von Swinemünde gab,¹⁸ für die Schlittenfahrt nach Uvaglia auf seine Erinnerung an eine sommerliche Fahrt zur Oberförsterei Pudagla zurückgriff¹⁹ usw. – sondern vor allem auch, Motivkomplexe einzuführen, die ihn zeitlebens faszinierten und die den Roman *Effi Briest* mit jenem berühmten Gewebe von Subtexten und – mit einem Begriff von Renate Böschstein – »horizontalen« und »vertikalen« Geschichten²⁰ unterlegen, das sicherlich einen großen Teil seiner literarischen Qualität ausmacht.

Das Wasser als das lockende, zugleich das unheimliche und verderbenbringende Element – dieses in bildender Kunst und Literatur des 19. Jahrhunderts omnipräsente Thema spielt in *Effi Briest* bekanntlich eine wichtige Rolle. Bereits im ersten Kapitel – das nach Fontanes Vorstellung von einer gut konstruierten Erzählung ja immer das Wesentliche bereits enthalten soll – wird das Motiv angeschlagen: Das Wasser tritt hier noch in scheinbar harmloser Form, in Gestalt des Hohen-Cremmener Gartenteiches, auf, doch die von Effi erzählte Geschichte der »arme[n] unglückliche[n] Frauen«, die in Konstantinopel »vom Boot aus« versenkt wurden, »natürlich wegen Untreue« (S. 14), reißt schlaglichtartig schon den ganzen Horizont auf, den das Motiv im Roman erhalten wird. Parallel mit der Entwicklung Effis vom kindlichen

Mädchen zur erwachsenen, erotisch attraktiven Frau verändert sich auch die Gestalt, in der das Wasser erscheint: Als Effi nach der Geburt ihrer Tochter Annie von ihrem Hohen-Cremmen-Aufenthalt verändert nach Kessin zurückkommt, frühstücken Innstetten und sie auf der Veranda, die zur Straße und zum Meer hinausgeht.²¹ Innstetten bemerkt mit ebensoviel Erstaunen wie Wohlgefallen, daß Effi nun auf einmal »'was Verführerisches« (S. 144) habe, und der unverzüglich auf der Bildfläche erscheinende Crampas, der übrigens gerade von einem Bad in der Ostsee kommt, bemerkt es mit ebensoviel Wohlgefallen und zieht augenblicks die Konsequenzen daraus. Zwischen ihm und Effi, die nicht mehr wie am Hohen-Cremmener Gartenteich auf der Schaukel steht, sondern sich im Schaukelstuhl wiegt, entspinnt sich, mit Blick auf die Ostsee, ein Geplänkel über die Gefahren des Meeres und die Mythologie des Wassers. Später wird Effi sich an diesen Vormittag im September mit den Worten erinnern: »Das war der erste Tag; da fing es an.« (S. 257)

Herbstliche Ausritte am Strand entlang sind es später, auf denen die entscheidende Annäherung zwischen Crampas und Effi stattfindet; Meer und Wetter spiegeln dabei die innere Entwicklung. Der Höhepunkt des ersten Ausritts, an dem auch Innstetten teilnimmt, ist die Beobachtung einer Robbe, die von einem Stein ins Meer gleitet. Während die beiden Männer über Gesetzlichkeit und Ungesetzlichkeit der Robbenjagd reden, blickt Effi aufs Meer:

»Sie war dicht an die Stelle getreten, wo die Robbe gelegen, und Rollo stand neben ihr. Dann sahen beide, von dem Stein weg, auf das Meer und warteten, ob die ›Seejungfrau‹ noch einmal sichtbar werden würde.« (S. 151)

Das Wort »Seejungfrau«, das, wie in der Handschrift zu sehen ist, im Zuge einer Überarbeitung von Fontane nachträglich anstelle des Pronomens »sie« gesetzt wurde,²² ist eine der Stellen, an denen die Landschaftsdeskription mit mythologischer Bedeutung aufgeladen wird.²³ Die Seejungfrauen werden an einer prominenten Stelle wieder auftauchen, nämlich auf der dicht am Meer entlangführenden weihnachtlichen Rückfahrt von der Oberförsterei Uvagla, als Effi glaubt, »die Meerfrauen singen« zu hören. (S. 184) Kurz darauf, während des Umwegs, den der Schloon, der vom Gothener See zum Meer hin fließende unterirdische Wasserstrom, verursacht, gelangt Crampas bei ihr ans Ziel.

Ende Oktober wird Innstetten durch sein Engagement für die beginnende »Wahlkampagne« von weiterer Teilnahme an den Ausflügen abgehalten, Crampas und Effi, begleitet von den beiden Dienern, setzen sie aber fort:

»Ein Wetterumschlag war freilich eingetreten, ein andauernder Nordwest trieb Wolkenmassen heran, und das Meer schäumte mächtig, aber Regen und Kälte fehlten noch, und so waren diese Ausflüge bei grauem Himmel

und lärmender Brandung fast noch schöner, als sie vorher bei Sonnenschein und stiller See gewesen waren. Rollo jagte vorauf, dann und wann von dem Gischt überspritzt, und der Schleier von Effi's Reithut flatterte im Winde. Dabei zu sprechen, war fast unmöglich; wenn man dann aber, vom Meere fort, in die schutzgebenden Dünen oder noch besser in den weiter zurückgelegenen Kiefernwald einlenkte, so wurd' es still, Effi's Schleier flatterte nicht mehr, und die Enge des Wegs zwang die beiden Reiter dicht nebeneinander. Das war dann die Zeit, wo man – schon um der Knorren und Wurzeln willen im Schritt reitend – die Gespräche, die der Brandungslärm unterbrochen hatte, wieder aufnehmen konnte.« (S. 152)

Auf diesem Ausflug erzählt Crampas Effi von Innstettens Faible für Spukgeschichten und suggeriert ihr so, die Geschichte vom Chinesen im landrätlichen Haus und die unheimlichen nächtlichen Geräusche in dem öden Saal im oberen Stockwerk seien Teil einer planvollen Inszenierung Innstettens mit dem Zweck, seine Frau durch Furcht »in Ordnung zu halten« (S. 157).

Der letzte Ausritt vor dem Beginn des Winters findet Mitte November statt; ein erster Herbststurm hat bereits das Meer so in die Kessine zurückgestaut, daß sie die Straßen des Ortes überschwemmte. Als es danach noch einmal spätherbstlich sonnig wird, halten Effi und Crampas ihr Dünen-Picknick:

»Über das von den Sturmtagen her noch bewegte Meer goß die schon halb winterliche Novembersonne ihr fahles Licht aus, und die Brandung ging hoch. Dann und wann kam ein Windzug und trieb den Schaum bis dicht an sie heran. Strandhafer stand umher, und das helle Gelb der Immortellen hob sich, trotz der Farbenverwandtschaft, von dem gelben Sande, darauf sie wuchsen, scharf ab.« (S. 162)

Dieser Ausritt mit Picknick ist die Gelegenheit, bei der Crampas erotisch angehauchte Schauergeschichten aus dem Fundus von Heines Lyrik zum besten gibt, aber auch *der* Mythos der pommerschen Ostseeküste schlechthin zur Sprache kommt, die Sage von der versunkenen Stadt Vineta. In der Druckfassung des Romans ist es Effi, die die Sage von Vineta thematisiert, die Crampas dann aufgreift, um auf Heines *Seegespenst* hinüberzulenken.

»[...] Aber sehen Sie da die Bojen, wie die schwimmen und tanzen. Die kleinen roten Fahnen sind eingezogen. Immer, wenn ich diesen Sommer, die paarmal wo ich mich bis an den Strand hinauswagte, die roten Fahnen sah, sagt' ich mir: da liegt Vineta, da *muß* es liegen, das sind die Turmspitzen ...« (S. 160)

Im Betty-Komplex, in jenem Entwurf, in dem der Schauplatz bereits aus Krotoschin an die Ostseeküste verlegt ist, spricht »der Hauptmann«, wie die Vorläuferfigur des Crampas hier heißt, während der Rückfahrt von der Oberförsterei Pudagla (hier noch der reale Name), sogar in Gegenwart von

Bettys Bruder und der Amme mit dem Kind von Vineta und liefert eine Interpretation dafür:

»[...] Nun die Fahrt schildern, das Meer, das halbe Nordlicht, der Winterhimmel. Der Schloon. Er (der Hauptmann) trug sie hinüber. Nun ging es weiter. ›Da liegt Vineta‹ sagte der Hauptmann. ›Das liegt ja wo anders‹. ›Ich nehme an, es liegt hier. Ueberall liegt ein begrabnes Glück und man muß es heraufschaffen.‹ Er citirt nun passende Stellen. ›Ach Betty, daß wir uns eher gesehn hätten, daß dies alles anders wäre.[<] ›Doktor sind Sie des Teufels‹²⁴ sagte sie übermüthig, aber ihre Stimme zitterte. Der Hauptmann hörte das. ›Sie entrinnen mir nicht, Betty, sagen Sie mir etwas das mich glücklich macht.‹ ›Ich kann nicht, ich will nicht. [...]«²⁵

Die Sage überliefert, Vineta, eine unermeßlich reiche Stadt an der Ostseeküste, sei zur Strafe für das frevelhaft verschwenderische Verhalten ihrer Bewohner in einer stürmischen Novembernacht (worin vielleicht die historisch bezeugte Allerheiligenflut von 1304 nachklingt)²⁶ im Meer versunken. Am Johannistag sollen mitunter die Glocken zu hören sein und die Zuhörer zum Sturz in die Fluten verlocken, am Ostermorgen und an anderen Sonntagen um die Mittagszeit ist die Stadt über der Wasseroberfläche zu sehen.²⁷

Vineta wird identifiziert mit der slawischen Siedlung Iumne, die Adam von Bremen im 19. Kapitel seiner um 1075 entstandenen *Hamburgischen Kirchengeschichte* schildert.²⁸ Aus der latinisierten Form von Iumne, Iumneta, mag durch Lese- und Schreibversehen (die in der karolingischen und vor allem der gotischen Minuskel hier naheliegen) der Name Vineta entstanden sein, der dann etymologisch als *urbs Venetorum* gedeutet wurde, als »Stadt der Wenden«.²⁹ Iumne/Vineta – ob es nun mit Julin auf Wollin (Wolin) identisch war, ob seine Überreste im Vinetariff vor Usedom zu sehen sind oder ob es gar, nach einer These, die die Lokalisierung Adams von Bremen in anderem Licht liest und eine einstige Odermündung weiter im Westen annimmt, im Barther Bodden lag³⁰ – muß ein bedeutendes slawisches Handelszentrum gewesen sein, das im 11./12. Jahrhundert durch die kriegerischen Einfälle der Dänen seine beherrschende Stellung verlor. Das letzte historiographische Zeugnis für ihre Existenz, die zwischen 1167 und 1172 entstandene Slawenchronik Helmolds von Bosau, spricht von Vineta als einer zerstörten Stadt.³¹

Im Bild von Vineta verdichten sich mehrere Motivkomplexe, die für die Rolle der Ostseelandschaft innerhalb der Bedeutungsstruktur des Romans wichtig sind: zunächst natürlich das Wasser als lockendes, unwiderstehlich anziehendes und gleichzeitig tödliches Element (man denke an die Ironisierung in Heines *Seegespenst*, wo der Sprecher vom Boot aus seine in der versunkenen Stadt sitzende Geliebte erblickt und sich hinabstürzen will).

Verbunden damit ist das Motiv des Versinkens/Versenktwerdens als Folge einer oder Strafe für eine Verfehlung, das mit den untreuen Frauen in Konstantinopel zum ersten Mal anklingt und dann durch den ganzen Roman hindurch bis hin zum Schloon und zum Herthasee auf Rügen in subtiler Weise fortgesetzt wird.

Als Hafen- und Handelsstadt, die weitreichende Verbindungen unterhält, erinnert Vineta an Kessin; die Weltoffenheit und Internationalität trägt aber nicht die Züge von Moderne und technisch perfektioniertem Verkehrswesen, sondern steht im Zeichen von Fremdheit, Unverlässlichkeit, düsterer vergangener Geschichten und Un-Heimlichkeit. In Kessin ist ein Fliegender Holländer aus vergangenen Zeiten oder eben ein aus dem kolonialen Nirgendwo aufgetauchter und wieder verschwundener Chinese viel eher am Platze als etwa die britische Marine oder Handelsflotte: So scheitert auch ein »von Sunderland her« kommendes englisches Schiff bei der Hafeneinfahrt, »hundert Schritt vor der Mole« (S. 196), wenige Tage nach dem Ausflug in die Oberförsterei Uvagla.

Vineta ist wie Kessin eine Stadt des Nordens. Daß Kessin unendlich weit nördlich liegt, ist Effis prägende Vorstellung davon, ehe sie Hinterpommern jemals betritt; vor ihrer Hochzeit wünscht sie sich einen Pelzmantel, »da mir's nun 'mal bestimmt ist, so hoch nördlich zu kommen« (S. 30). Auch wenn Frau von Briest und Innstetten darüber spotten, da Kessin nur fünfzehn Meilen nördlicher als Hohen-Cremmen liege (vgl. S. 54), läßt dieser Eindruck sie nicht los, sondern verstärkt sich noch, als sie sich mit Innstetten, von der Hochzeitsreise kommend, auf der abendlichen Fahrt nach Kessin befindet:

»Effi war wie benommen. ›Ja, Du hast recht, Geert, wie schön; aber es hat zugleich so 'was Unheimliches. In Italien habe ich nie solchen Eindruck gehabt, auch nicht als wir von Mestre nach Venedig hinüberfahren. Da war auch Wasser und Sumpf und Mondschein, und ich dachte, die Brücke würde brechen; aber es war nicht so gespenstig. Woran liegt es nur? Ist es doch das Nördliche?« (S. 54)

Zudem fasziniert sie der Gedanke, daß jenseits des Meeres, hinter Bornholm, Schweden liegt, Visby, dahinter Stockholm – ihre Assoziation dabei ist bezeichnenderweise das »Stockholmer Blutbad«, jene vom dänischen König Christian II. veranlaßte Massenhinrichtung des Jahres 1520, die zur Revolution führte und der dänischen Herrschaft in Schweden ein Ende bereitete –, dahinter »die großen Ströme und dann das Nordkap, und dann die Mitternachts-sonne.« (S. 128) Eine Sehnsucht nach Schweden erfaßt sie, als sie am Johannis- tag, also nur zehn Tage vor der Geburt ihrer Tochter, in der Mittagsstunde von der Hotelterrasse aus übers Meer blickt, eine Sehnsucht, über die sie wie

über eine »Sünde« – so sagt sie ausdrücklich – erschrickt. Der Johannistag ist bekanntlich im Volksglauben mit allerlei Bedeutungen aufgeladen: unter anderem fordern Wassergeister an diesem Tag ihr alljährliches Opfer³² und steigen die Meerfrauen um die Mittagsstunde an die Oberfläche der Ostsee.³³

Warum Effi Schweden mit Sünde assoziiert, erklärt sich vielleicht, wenn man Schweden im Kontext von Fontanes Erzählwerk als einen erotisch besetzten Ort auffaßt: Vor ihrer Heirat stellt sich Effi einen Ballabend auf einem von Kessin aus nach Schweden fahrenden Schiff vor – nicht mit Innstetten, sondern mit ihrem Cousin Dagobert von Briest, der im Roman ja stets unterschwellig als Alternative zu Innstetten präsentiert wird. Auffallenderweise stammt auch der Verführer Crampas zwar nicht aus Schweden selbst, aber doch aus Schwedisch-Pommern, also jenem Teil Vorpommerns westlich der Peene, der von 1648 bis 1815 unter schwedischer Herrschaft stand. In *Unwiederbringlich*, dem zum Teil gleichzeitig mit *Effi Briest* geschriebenen Roman, ist Ebba von Rosenberg, die den Grafen Holk verführt, eine schwedische Hofdame und ehemalige Geliebte eines schwedischen Prinzen, übrigens aus einer Familie, die ursprünglich aus dem preußisch-polnischen Grenzland stammt. Der Norden also als Ort erotischer Anziehung,³⁴ wenn auch unter sinistren Vorzeichen – mythologisch-literarisch klingt dieses Motiv auch im *König von Thule* an, auf den Crampas am Ende des mit Vineta begonnenen Gesprächs anspielt (vgl. S. 166).

Schließlich konzentrieren sich im Bild von Vineta als *urbs Venetorum* auch all jene Spuren der »wendischen« Vergangenheit, die als Substrat unter der christlich-deutschen – was im 19. Jahrhundert dann heißt: protestantisch-preußischen – Kultur Pommerns gegenwärtig sind. Allenthalben stößt Effi auf Residuen dieser versunkenen Kultur, die zur Atmosphäre des Lockenden und zugleich Fremd-Unheimlichen wesentlich beitragen. Sie sind zu finden in der in der Topographie bewahrten Erinnerung an »wendische« Heiligtümer: So soll zum Beispiel an der Stelle der Oberförsterei Uvagla (Pudagla auf Usedom, in dessen Nähe einer der möglichen Orte Vinetas ist)³⁵ ein Wendentempel gestanden haben (vgl. S. 175). Uvagla wird im Roman zum Ort der Verführung; der wirkliche Name Pudagla aber stellt in der Art einer »vertikalen Geschichte« die Verbindung zu der pommerschen Gräfin Sidonie von Pudagla in *Vor dem Sturm* her, die zur Ehebrecherin wird und ihren Mann verläßt – mit dem Grafen Miekusch, der die Attribute des Verführers, »polnisch« und »rotblonder Bart«, mit Crampas gemeinsam hat.³⁶

Neben Orten lassen auch Personen, Angehörige alteingesessener Adelsfamilien, in Namen und Gesichtszügen ihre »wendische« Herkunft erkennen. Der Fall ist das z.B. bei der alten Frau von Padden, deren Geburts- und Ehe-name identisch sind wie bei der suspekten dänischen Kapitänsfrau Bri-

gitte Hansen in *Unwiederbringlich*. Sie hat ausgeprägte Backenknochen, und in ihr vereinigen sich »die Radegaster und die Swantowiter Linie des Hauses« (S. 194). Radegast und Swantowit sind bekanntlich zwei der »wendischen« Hauptgötter. Eine ähnliche »wendisch«-urtümliche Herkunft signalisiert Fontane auch für Adelheid im *Stechlin*, deren Mutter eine geborene Radegast war.³⁷ Wie die Handschriften zu *Effi Briest* zeigen, lehnt sich der Name Padden an den Namen der pommerschen Adelsfamilie Thadden an, und statt »Radegaster Linie« heißt es in einer früheren Textschicht »Triglaff Linie«³⁸ – und Triglaff ist eine dritte prominente »wendische« Gottheit. Auch damit ergibt sich wieder eine Verbindung zum *Stechlin*, nämlich in Gestalt der in ihrer unheimlichen Starrheit an einen »Wendengötzen« erinnernden Wutzer Konventualin von Triglaff, die einen Groll gegen die Familie Thadden-Triglaff hegt, weil diese den Götternamen quasi usurpiert.³⁹ Frau von Padden unterscheidet sich von den Wutzer Konventualinnen zwar nicht in ihrer lutherischen Glaubensstrenge, mit der sie auszugleichen sucht, »was die Natur [...] nach der wendisch-heidnischen Seite hin für sie gethan hatte« (S. 193f.), wohl aber in ihrer Haltung gegenüber anderen: Auf dem Silvesterball erkennt sie – anscheinend aufgrund eigener Erfahrungen – sofort die Anzeichen von Effis Befinden, wenige Tage nach dem Ausflug nach Uvagla, und kommt ihr freundlich und hilfsbereit entgegen, während sie für Crampas' subtile Anzüglichkeiten hinsichtlich der »scheidenden Kraft des Wassers« einen »feinen Instinkt« beweist. (S. 195)

Alles also, was Vineta verkörpert, nördlich-maritime Landschaft, fremde Kultur und Vergangenheit, die nicht zur Ruhe kommt, nicht in Vergessenheit gerät, sondern in subversiv wirkenden Spuren weiterlebt, bestrafter Frevel, unheilvolle Anziehungskraft, wirkt zusammen, um jene Atmosphäre zu schaffen, die Effi verführbar macht – neben ihrer Langeweile, gesellschaftlichen Isolation und Unausgefülltheit in der Ehe. Im Zeichen von Vineta steht ihre Verführung, steht ihr Ehebruch und stehen schließlich noch dessen katastrophale Folgen.

Denn die Ostsee und ihre unheimliche Faszination werden Effi nicht loslassen, auch nicht nachdem sie Kessin hinter sich gelassen und in Berlin emphatisch »ein neues Leben« (S. 239) begonnen hat. Der Sommerurlaub nämlich führt das Ehepaar Innstetten nicht, wie ursprünglich geplant, zu den Passionsspielen nach Oberammergau, sondern an die Ostsee, nach Rügen. Bereits am ersten Morgen nach der Ankunft gerät Effi, als sie auf Zimmersuche geht, an einen Aussichtspunkt in der Bucht von Saßnitz, dessen Lage an die Picknick-Düne bei Kessin erinnert, und muß zu ihrem Schrecken hören, daß das von dort aus sichtbare Dorf »Crampas« heißt. Der Besuch des Herthasees mit seinen vagen Erinnerungen an vorzeitliche Menschenopfer⁴⁰ gibt

ihr den Rest; die Innstettens verlassen Rügen und fahren nach Kopenhagen und Jütland, wo Effi sich sichtlich erholt. Doch das heitere Dänemark ist – wie wiederum der Blick auf *Unwiederbringlich* lehrt – ebenfalls ein Ort der Verführung und des Ehebruchs.

Jahre später, als sie nach ihrer Scheidung wieder in Hohen-Cremmen lebt, erzählt Effi dem Skandinavien-Enthusiasten Jahnke vom Herthasee und schreibt die Sage von den Menschenopfern den »Wenden« zu, worauf Jahnke sie aufklärt:

»Ach, gnäd'ge Frau verzeihen. Aber das waren ja keine Wenden. Das mit den Opfersteinen und mit dem Hertha-See, das war ja schon wieder viel, viel früher, ganz vor Christum natum; reine Germanen, von denen wir alle abstammen ...« (S. 331)

Nicht die »wendische«, die verführerische fremde Kultur ist es also, die Verfehlungen grausam bestraft und Menschenopfer bringt, sondern die »eigene«, »germanische«.⁴¹ Denn nicht einem Wendengötzen, sondern dem Götzen des preußisch-deutschen »Ehrenkultus« (S. 280), im Roman unter anderem verkörpert durch die schon beinahe numinose Gestalt Bismarcks, der als der »Schwefelgelbe« in Kessin umgeht und Effis gesamte Ehe überschattet, bringt Innstetten im Duell Crampas, durch die Scheidung und ihre daraus resultierende Vereinsamung und Erkrankung Effi und letztlich auch sich selbst zum Opfer.

III.

Komme ich nun auf meine Ausgangsfrage zurück, welche Konsequenzen die Verlegung des Schauplatzes von Krotoschin nach Kessin, von der Provinz Posen an die Ostseeküste für den Roman *Effi Briest* hat – soweit man natürlich eine Konzeption, die nur in acht Handschriftenseiten erhalten ist, überhaupt mit einem ausgearbeiteten Roman von 350 Druckseiten vergleichen kann –, so läßt sich zusammenfassend sagen:

An die Stelle der homogenen und gleichsam handgreiflich gegenwärtigen polnischen Andersartigkeit und der Hinterland-Provinzialität, die in den Entwürfen des Betty-Komplexes die Umgebung der Protagonistin charakterisieren, treten die differenziertere Gesellschaft und die maritime Landschaft Pommerns mit ihrer Offenheit nach Norden hin, mit ihren Mythen und den Spuren der archaischen »wendischen« Kultur. Ein Teil der Fremdheit wird in Geschichte und Sage hinein »entrückt« und gewinnt so an unheimlicher Faszination.

Der konfessionelle und kulturelle Gegensatz, der diesen Eindruck der Fremdheit bestimmt, wird komplexer: Effi ist nicht mehr wie Betty in Krotoschin ein protestantisch-preußischer Fremdkörper in einer katholisch-pol-

nischen Welt, sondern wird, offen für und verführbar durch das Andersartige, zu einer Fremden, Ausgegrenzten innerhalb der »eigenen« Welt. Katholizismus und Katholiken wechseln innerhalb der Bedeutungsstruktur des Romans gewissermaßen die Seiten: Je mehr Effi in Schwierigkeiten gerät, desto mehr wird die katholische Welt – die im Kontext des Kulturkampfes und der preußischen Hegemonie im Deutschen Reich verfolgte und unterlegene Welt – zu einer positiven, potentiell rettungbringenden und helfenden Gegenwelt: in Gestalt des Dienstmädchens Roswitha, das Effi auch nach der Scheidung und bis zu ihrem Tod treu bleibt, in Form der geplanten Reise nach Oberammergau, zu den Passionsspielen, die auch ein Menschenopfer thematisieren, aber eines, das im Gegensatz zu dem germanischen Menschenopfer am Herthasee für Erlösung, Vergebung und Versöhnung steht, schließlich in Form der sich in Effis Berliner Zeit als geschiedene Frau häufenden Hinweise auf die nicht-preußische deutsche und österreichische Welt.⁴²

So scheint die Geschichte der Effi von Innstetten, die in Kessin durch das Meer und seinen Mythos verführt wird, gegenüber der Geschichte der Betty von Treskow oder von Pervenitz,⁴³ die aus Langeweile und Einsamkeit in Krotoschin Ehebruch begeht, nicht nur komplexer zu werden, sondern auch größere politische und gesellschaftskritische Brisanz zu gewinnen.

Anmerkungen

- 1 Leicht überarbeitete Fassung eines Referats auf der Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., »Zwischen Ostsee und Balaton. Literarische Bezüge im Werk Theodor Fontanes«, in Świnoujście, 3. Juni 2000.
- 2 THEODOR FONTANE: *Effi Briest*. In: GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 15. 1998, S. 34f. Ich zitiere den Roman im folgenden nach dieser Ausgabe und gebe die Seiten in Klammern im Text an.
- 3 Zur Interpretation dieses Bedürfnisses nach einem »ganz vornehmen Haus« vgl. MICHAEL MASANETZ: *Vom Leben und Sterben des Königskindes. »Effi Briest« oder der Familienroman als analytisches Drama*. In: *Fontane Blätter* 72 (2001), S. 42–93. Dieser für das Verständnis des Romans in vieler Hinsicht bahnbrechende Aufsatz wurde mir erst nach Abschluß der Arbeit an diesem Referat bekannt.
- 4 An der Warnow, südöstlich von Rostock; als Ortsteil von Krebsow, südöstlich von Greifswald; im Kreis Altentreptow.
- 5 Z.B. an Anna Catharina Amalia Mayer, 12. Juni 1895: »[...] Kessin, dem ich die Scenerie von Swinemünde gegeben habe«. In: HFA IV/4. 1982, S. 454f.

- 6 Einschlägig sind vor allem Kap. 6 von *Meine Kinderjahre* und Kap. 9 von *Graf Petöfy*.
- 7 Vgl. das Exposé im Brief vom 28. Juli 1890 an Adolf Kröner, den Herausgeber der Zeitschrift *Die Gartenlaube*. In: HFA IV/4. 1982, S. 55.
- 8 Vgl. auch Fontanes Tagebuch von 1893: »[...] Korrektur meines schon vor drei Jahren geschriebenen Romans: ›Effi Briest‹ [...]«. In: GBA *Tagebücher*. Bd. 2. 1994, S. 260.
- 9 Theodor-Fontane-Archiv, N 17, 27^v; vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 394.
- 10 Stadtmuseum Berlin, Konvolut *Effi Briest*, Kap. 21, 6^v und 5^v; vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 397f.
- 11 Vgl. THOMAS NIPPERDEY: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd. II. *Machtstaat vor der Demokratie*. – München 1992 (Sonderausgabe im Taschenbuch 1998), S. 266–281.
- 12 Im unvollendeten Aufsatz *Darstellende Künstler und die Kritik* (1882). In: NFA XXII/3. 1967, S. 249–254, hier S. 251. Vgl. auch das Gedicht *Haus- und Gartenfronten in Berlin W.* (entstanden zwischen 1892 und 1898). In: GBA *Gedichte*. Bd. 2. 2. Aufl. 1995, S. 483; vgl. dazu die Interpretation von NORBERT MECKLENBURG: *Ein Flaneur mit bösem Blick*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.7.2000.
- 13 Das Thema des karrierebedingten Umzugs in eine der »östlichen Provinzen« kehrt wieder in Fontanes unvollendetem Roman *Mathilde Möhring*. Allerdings handelt es sich hier nicht um Posen, sondern um die Provinz Westpreußen, und die Protagonistin weiß sich die dortigen Verhältnisse geschickt für ihren sozialen Aufstieg zunutze zu machen.
- 14 Stadtmuseum Berlin, Konvolut *Effi Briest*, Kap. 21, 24^v und 23^v; vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 398f.
- 15 Detailliert zur Struktur der geschilderten Bevölkerungsgruppen vgl. MIROSLAW OSSOWSKI: *Fragwürdige Identität? Zur national-territorialen Bestimmung der Figuren aus dem deutsch-slawischen Kulturgrenzraum in Fontanes Spätwerk*. In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*. Hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN in Zusammenarbeit mit HELMUTH NÜRNBERGER. – Würzburg 2000. Bd. 1, S. 255–267, hier S. 260.
- 16 »mit Wechseln von zweifelhaftem Wert immer bei der Hand« (S. 52).

- 17 Vgl. zu Gieshübler GUNTHER H. HERTLING: *Alonzo Gieshübler: Theodor Fontanes persönlichste »Neben-«, »Mittelgrunds-« und Schlüssel-»Figur«*. In: *Michigan Studies* 16 (1990), H. 2, S. 150–183; CHRISTINE HEHLE: *»Ich steh und falle mit Gieshübler.« Die Verführung der Effi Briest*. In: *Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von ROLAND BERBIG. Frankfurt a. M. u.a. 1999, S. 137–162, sowie MASANETZ, wie Anm. 3, S. 65–67.
- 18 Zu Kessin vgl. STEFAN NEUHAUS: *Kessin. Zur Topographie eines literarischen Ortes in Fontanes »Effi Briest«*. In: *Germanistische Schlaglichter. Eine Reihe der Institute für deutsche Sprache der Universitäten Göteborg & Uppsala* 1 (1998), S. 23–47, mit Hinweisen auf die einschlägige Forschung.
- 19 Vgl. THEODOR FONTANE: *Meine Kinderjahre*, Kap. 11. In: HFA III/4. 1973, S. 102–104.
- 20 Vgl. RENATE BÖSCHENSTEIN: *Caecilia Hexel und Adam Krippenstapel. Beobachtungen zu Fontanes Namengebung*. In: *Fontane Blätter* 62 (1996), S. 31–57.
- 21 Balkon- und Verandaszenen markieren wesentliche Einschnitte in der Handlung; vgl. die Hohen-Cremmener Verandaszenen in Kap. 1 und 4, die Berliner Balkonszenen in Kap. 23 und 24 sowie die Emser Verandaszene in Kap. 30.
- 22 Vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 457.
- 23 Zur Wassermithologie in *Effi Briest* vgl. KARLA BINDOKAT: *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt*. – Frankfurt a. M., Bern 1984, *passim*. Zum Motiv der Melusine in Fontanes Werk vgl. grundlegend RENATE SCHÄFER [= BÖSCHENSTEIN]: *Fontanes Melusine-Motiv*. In: *Euphorion* 56 (1962), S. 69–104, und RENATE BÖSCHENSTEIN: *Melusine in der Neuzeit*. In: *Verführer, Schurken, Magier*. Hrsg. von WERNER WUNDERLICH und ULRICH MÜLLER. – St. Gallen 2001, S. 645–661, hier S. 655 (Mittelalter-Mythen Bd. 3), sowie HUBERT OHL: *Melusine als Mythos bei Theodor Fontane*. In: *Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von HELMUT KOOPMANN. – Frankfurt a. M. 1979, S. 289–305.
- 24 Letzter Vers aus HEINRICH HEINE: *Seegespenst (Buch der Lieder. Die Nordsee. 1. Zyklus, 10. Gedicht)*. Heine spielt damit auf eine Szene aus E.T.A. HOFFMANN: *Der goldene Topf* (2. Vigilie) an. Vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 461f.
- 25 Vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 398.
- 26 Vgl. INGRID LANGE/PETER W. LANGE: *Vineta. Atlantis des Nordens*. – Leipzig u.a. 1988, S. 18.
- 27 Vgl. ADALBERT KUHN/WILHELM SCHWARTZ: *Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen*. – Leipzig 1848, Repr. Hildesheim, New York 1972, S. 28. – Eine Sage berichtet von einem Hirtenjungen, der sie am Strand von Koserow auf Usedom erblickte, hineinging und von den Händlern

- auf dem Markt die kostbarsten Stoffe um einen einzigen Pfennig angeboten bekam, aber absolut kein Geld besaß und die Stadt wieder verließ. Als er sich umdrehte, war sie verschwunden. Später erfuhr er, daß die Stadt erlöst gewesen wäre, hätte er auch nur für einen Pfennig etwas gekauft. Vgl. LANGE/LANGE, wie Anm. 26, S. 7f.
- 28 *Adami Bremensis Gesta Hammaburgensis Ecclesiae pontificum*. Hrsg. von JOHANN MARTIN LAPPENBERG. – Hannover 1846. In: *Fontes mediae aevi*. Quellensammlung zur mittelalterlichen Geschichte. – Berlin 1998 (CD-Rom).
- 29 Vgl. LANGE/LANGE, wie Anm. 26, S. 26. – Der Name Wenden für slawische Stämme geht auf die illyrischen Stämme der Veneter zurück, die die entsprechenden Gebiete vor den Slawen besiedelten (vgl. Venedig, Venetien, Windischgrätz; »die Windischen« für die slowenische Bevölkerung Kärntens und der Steiermark); vgl. dazu ebd., S. 8.
- 30 Vgl. AXEL WERMELSKIRCHEN: *Und Adam hatte doch recht. Liegt Vineta im Barther Bodden? Zwei Berliner mit neuer These zu alter Sage*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17.9.1998, S. 11f. Der hier vorgestellten These von Klaus Goldmann und Günter Wermusch zufolge stimmen Adams Zeit- und Entfernungsangaben mit dieser Lokalisierung überein, während sie mit der Lokalisierung auf Wollin oder Usedom nicht in Einklang zu bringen sind. Der »Untergang« der Stadt wird damit erklärt, Iumne/Vineta habe auf eingedeichtem Land unter dem Meeresspiegel gelegen; als die Dänen die Dämme zerstörten, »versank« die Stadt. Vgl. auch KARIN RESCHKE: *Die Erfindung des Sauerteigs. Lange Suche, kurze Reise: nach Vineta*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.5.2000, S. R 1f.
- 31 *Chronica Slavorum, cap. II: De civitate Vinneta*. In: *Helmoldi presbyteri Bozoviensis Chronica Slavorum* [HELMOLD VON BOSAU: *Slawenchronik*]. Hrsg., übs. und erläutert von HEINZ STOOB. [1963]. – Darmstadt ²1973, ⁴1983, S. 38–42 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe Bd. 19)
- 32 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Hrsg. von HANNS-BÄCHTOLD STÄUBLI unter Mitwirkung von EDUARD HOFFMANN-KRAYER mit einem Vorwort von CHRISTOPH DAXELMÜLLER. 10 Bände. – Berlin, Leipzig 1927–1942, Repr. Berlin, New York 1987, hier Bd. 9, Sp. 165f.
- 33 Ebd., Bd. 6, Sp. 72.
- 34 Fontane knüpft damit (wie auch in den »nordischen« und den »englisch-schottischen« Balladen) an die romantische Tradition mit ihrer Valorisierung der nordischen Sagentradition und Volksüberlieferung an – gegen die klassische Tradition, deren Sehnsuchtslandschaft der Süden der griechisch-römischen Antike ist. Die klassische Italienreise ist in *Effi Briest* kein beglückendes Identifikationserlebnis, sondern erschöpft sich in passivem Nachvollzug einer durch Kanonisierung erstarrten, nur mehr als museal empfundenen Tradition.

- 35 Vgl. FONTANE: *Meine Kinderjahre*, wie Anm. 19, Kap. 11, S. 102.
- 36 Vgl. THEODOR FONTANE: *Vor dem Sturm*, Bd. 3, *Alt-Berlin*, Kap. 3, *Geheimrat von Ladalinski*. In: HFA I/3. 3. Aufl. 1990, S. 324–327. Über Crampas sagt Innstetten: »[...] er ist so'n halber Pole, kein rechter Verlaß, eigentlich in nichts, am wenigsten mit Frauen. Eine Spielernatur. Er spielt nicht am Spieltisch, aber er hazardiert im Leben in einem fort, und man muß ihm auf die Finger sehen.« (S. 172)
- 37 Vgl. THEODOR FONTANE: *Der Stechlin*, Kap. 39. In: GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 17. 2001, S. 417.
- 38 Vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 476f.
- 39 Vgl. FONTANE, *Der Stechlin*, wie Anm. 37, Kap. 7, S. 104, und Kap. 8, S. 105.
- 40 Zum Herthasee gibt es neben dem bei Tacitus (*De origine et situ Germanorum*, Kap. 40) überlieferten Bericht vom Nerthuskult auch eine Sage von der erotischen Verfehlung einer Nerthuspriesterin; vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 491f.
- 41 Vgl. CHRISTIAN GRAWE: *Crampas' Lieblingsdichter Heine und einige damit verbundene Motive in Fontanes »Effi Briest«*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1982, S. 148–170.
- 42 Vgl. ebd., S. 157.
- 43 Vgl. FONTANE, wie Anm. 2, S. 408.

Fontane und die Bethanischen Schwestern

URSULA RÖPER

Am Ende des Romans *Effi Briest* beschrieb Theodor Fontane folgende kleine Begebenheit: Einige Jahre nachdem Baron von Innstetten den ehemaligen Freund seiner Frau im Duell getötet hatte, wurde der Baron von seinem Minister zum Ministerialdirektor ernannt. Die Nachricht erhielt er zuhause durch einen Brief des Ministers. Mit gleicher Post empfing er einen zweiten Brief von anscheinend unbekannter Hand. Er war geschrieben worden von der Dienstbotin Roswitha, die nach der Scheidung zu seiner ehemaligen Frau Effi gezogen war, um sie nach dem Verlust von Familie, Tochter und Ehre nicht völlig allein zu lassen. Roswitha teilte in ihrem Brief dem »Gnädigen Herrn« in schlichter Form mit, daß sich Effi als Begleitung bei ihren einsamen Spaziergängen nach dem Hund Rollo sehne, der nach wie vor bei ihm und seiner Tochter Annie weile. »Ich fürchte mich eigentlich Roswitha, weil ich da so allein bin; aber wer soll mich begleiten? Rollo, ja das ginge, der ist mir auch nicht gram. Das ist der Vorteil, daß sich die Tiere nicht so drum kümmern.« Diese kleine Bemerkung hatte Effi gegenüber Roswitha geäußert, und die bekümmerte Dienstbotin hatte dies daraufhin unaufgefordert zum Anlaß genommen, an »Wohlgeborenen« weiterzugeben. Sie hatte daran keine Bitte angeschlossen. Nein, soweit ging sie nicht. Doch der Duell-Sekundant Geheimrat Wüllersdorf und Baron von Innstetten waren nach der Lektüre der wenigen Zeilen der Auffassung: »Die ist uns über«. Kurze Zeit später war Rollo wie zu früheren Zeiten wieder Effis Begleiter.¹

Zwei Briefnachrichten also für Baron von Innstetten zu gleicher Zeit: Der erfolgreiche berufliche und gesellschaftliche Aufstieg, der Erfolg einerseits – die Erinnerung an den Verlust der selbst gegründeten Familie, geschuldet dem Ehrdiskurs der Zeit, und damit die Erinnerung an das Versagen andererseits, zwei Briefe also, deren Inhalte die Spannbreite offenbaren, zwischen deren Polen der von Effi Briest geschiedene Mann sein Lebensglück verorten

muß. Die beiden Briefe wühlen in ihm alle Zweifel über sein Leben wieder auf und er äußert seine Grübeleien gegenüber Wüllersdorf.

»Es quält mich seit Jahr und Tag schon« sinniert Innstetten »und ich möchte aus dieser Geschichte heraus; nichts gefällt mir mehr; je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, daß dies alles nichts ist. Mein Leben ist verpfuscht, und so hab ich mir im stillen ausgedacht, ich müßte mit all den Strebungen und Eitelkeiten überhaupt nichts mehr zu tun haben und mein Schulmeisterum, was ja wohl mein eigentlichstes ist, als ein höherer Sittendirektor verwenden können. Es hat ja dergleichen gegeben. Ich müßte also, wenn's ginge solch schrecklich berühmte Figur werden, wie beispielsweise der Doktor Wichern im Rauhen Hause zu Hamburg gewesen ist, dieser Mirakelmensch, der alle Verbrecher mit seinem Blick und seiner Frömmigkeit bändigte.« Und nach kurzem Zögern fuhr er fort:

»Nein, es geht auch nicht. Auch das nicht mal. Mir ist eben alles verschlossen. Wie soll ich einen Totschläger an seiner Seele packen? Dazu muß man selber intakt sein.

[...] Und da hab ich mir denn, weil das alles nicht geht, als ein Bestes herausgeklügelt: weg von hier, weg und hin unter lauter pechschwarze Kerle, die von Kultur und Ehre nichts wissen. Diese Glücklichen.« Soweit die Schilderung aus Fontanes *Effi Briest*.

Warum ist genau diese Passage aus dem Roman *Effi Briest* für das Thema *Fontane und die Bethanischen Schwestern* aussagekräftig? Warum wird bei der Frage nach den Frauen des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin, an dem Theodor Fontane (1819–1898) in den Jahren 1848 und 1849 als Apotheker arbeitete, zuerst an ein nachdenkliches Gespräch zwischen zwei Männern über deren männlichen Lebensentwurf erinnert? An der zitierten Passage aus dem Roman *Effi Briest* interessieren die alternativen Lebensentwürfe des unglücklichen Baron Innstetten, die seine Phantasie beschäftigten und ihn schwanken ließen zwischen strenger Moral und Sittlichkeit und »glücklicher Kultur- und Ehrlosigkeit«. Denn: Zum einen ist es der »schrecklich berühmte Doktor Wichern aus dem Rauhen Hause zu Hamburg«, dieser »Sittendirektor« und »Mirakelmensch«, dessen Arbeit Innstetten aus seinem schulmeisterlichen Naturell heraus nachahmenswert findet, zum anderen sind es die glücklichen »pechschwarzen Kerle«, die von »Kultur und Ehre« nichts wissen, an die Effis ehemaliger Mann denken muß, wenn ihm die gesellschaftlichen Pflichten und Spielregeln eine Last werden und er allem am liebsten entfliehen möchte.

Bei aller Gegensätzlichkeit dieser beiden Phantasien denkt Innstetten dennoch in beiden Fällen über einen Gesellschaftsentwurf nach, der im 19. Jahrhundert heftig diskutiert wurde und weitreichend in die preußische, deutsche

und auch europäische Gesellschaft hineinwirkte. So gehören die sozialpolitische Tätigkeit des Theologen Johann Hinrich Wichern (1808–1881) in Hamburg einerseits und die Phantasien über das Leben der »pechscharzen Kerle« zum gleichen ideologischen Kontext. Es ist das Programm der aus dem Pietismus des 17. und 18. Jahrhundert herrührenden Bewegung der Äußeren Mission, aus der im 19. Jahrhundert die Arbeit der Inneren Mission abgeleitet wurde. Während sich die Äußere Mission zum Ziel gesetzt hatte, die Menschen, die in anderen Kontinenten der Erde lebten und andere Religionen praktizierten, zum Christentum zu bekehren, zielte die Innere Mission auf die Rechristianisierung im eigenen Land. Zum einen also beabsichtigte man die Verbreitung des abendländisch geprägten Kultur- und Zivilisationsverständnisses in anderen, fremden Kulturen, während mit der Inneren Mission vor allem dem Säkularisierungsprozeß im eigenen kulturellen Umfeld entgegengesteuert werden sollte. Der Theologe Johann Hinrich Wichern hatte in einer 1849 publizierten Denkschrift mit dem Titel *Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation*² die Strategien für eine konservative Sozialpolitik niedergeschrieben.

Ein wichtiger Teil der Arbeit der Inneren Mission wurde durch Diakonissen in den Diakonissenhäusern und in Kirchengemeinden geleistet. Bethanien in Berlin, von Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), der den Ideen und Konzepten der Inneren Mission sehr nahe stand, gestiftet, war als Modelleinrichtung für Diakonissenhäuser der Inneren Mission von Theodor Stein (1802–1876) und Friedrich August Stüler (1800–1865) gebaut worden. 1847 wurde dort die Arbeit aufgenommen, und bereits ein Jahr später wurde Theodor Fontane als Apotheker eingestellt. In seinem Lebensrückblick *Von Zwanzig bis Dreißig* beschreibt er seine knapp eineinhalbjährige Berufstätigkeit in Bethanien, und äußert sich in diesem Text über die dort tätigen Personen. Zum einen über den leitenden Geistlichen Pastor Ferdinand Schultz (1811–1875), der ihm zu dieser Arbeitsstelle verholfen hatte, außerdem über die Frauen, mit denen er zu tun hatte, vor allem über die damalige Oberin Mariane von Rantzau (1811–1855) und die beiden ihm als Schülerinnen zugeordneten Apothekerschwestern Emmy Dankwerts (1812–1865) und Aurelie von Platen (1828–1904). Bereits 1968 und 1970 haben Ernst Schering und Manfred Stürzbecher auf der Basis von Originalakten ausführliche Aufsätze über Fontanes Tätigkeit in Bethanien publiziert und vor allem zugleich über die politische Haltung Fontanes zu Bethanien im Revolutionsjahr 1848 nachgedacht.³ Diese Fragen sollen hier nicht weiterdiskutiert werden, sondern vielmehr soll die Lebenssituation der Frauen in Bethanien in den Blick genommen werden, die Fontane dort beobachtete und miterlebte. Die erste Oberin Mariane von Rantzau verfaßte eine Chronik über ihre Arbeit, die uns

darüber einigen Einblick gewährt. Bevor ich mich jedoch den bethanischen Frauen zuwende, möchte ich noch einmal einige Aspekte der Inneren Mission und ihre Bedeutung für die Frauen skizzieren, um dann zum Abschluß noch einmal auf Fontanes Romane zurückzukommen.

1. Das Programm der Inneren Mission und ihre Wirkung auf die Frauen

Begonnen hatte das Engagement der Inneren Mission angesichts der zunehmenden Verelendung der Armenbevölkerung in den Städten. Die soziale Not vieler Menschen nach den Freiheitskriegen, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Industrialisierung hatte den Pauperisierungsprozeß beschleunigt. So waren beispielsweise im Norden Berlins Mitte der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts Mietskasernen entstanden, die – um einen modernen Begriff zu verwenden – die Slums der Stadt geworden waren. Armut, Krankheit, Kriminalität, hungernde und bettelnde Waisenkinder und Prostitution waren dort zuhause. Nun war der Armenarzt des Viertels beauftragt worden, für den Magistrat von Berlin ein Gutachten über den Verwahrlosungszustand des Quartiers anzufertigen. Er kam zu dem Schluß: »Auf welcher Stufe der inneren Cultur und Sittlichkeit die niedere Classe überhaupt steht, wäre zu erinnern überflüssig. – Welcher Geist in diesen Häusern herrscht, wo nur arme und viel sehr liederliches Gesindel wohnen, leuchtet von selbst ein. Daß aber dieser Geist auf die zahlreiche Menge von Kindern und auf einzelne Bessere übertragen wird und werden muß, ist leider Thatsache.« Er forderte daher die Einrichtung von Schulen und vor allem die Verstärkung der Seelsorge, und fuhr fort: »In wiefern dies am besten zu erreichen, ob durch Anlegung neuer Kirchen und Fundirung neuer Pfarren, oder durch Missionaire, welche vielleicht hier eben soviel als unter den Südsee Insularen zu bekehren bekämen – hierüber zu urtheilen liegt außer meinem Bereich.«⁴

Der Armenarzt argumentierte im Geiste der Inneren Mission, in dem er die soziale Notlage der Armenbevölkerung als eine Folge der niederen Stufe der Sittlichkeit und Kultur erklärte.

Der Teufelskreis der Armut (Hunger, Diebstahl, Kriminalität, Obdachlosigkeit etc.) wurde dabei nicht primär als wirtschaftliche Not begriffen, sondern als sittlich verwerfliches Handeln des Einzelnen gedeutet, das durch pädagogisch geprägte Seelsorge wieder auf den richtigen, sittlichen Weg gelenkt werden sollte. Doch die »kirchlichen Notstände« wurden noch weitgehender gefaßt, wie Wichern in seiner Denkschrift schrieb:

»Die meisten größeren Städte stehen da, gesättigt mit Früchten einer von Gott entfremdeten Intelligenz, ausgestattet mit allem Prunk einer sinnverwirrenden Genußsucht, verzehrt von der rastlosen Betriebsamkeit zur Erhaltung und Erhöhung des irdischen Lebens, in ihren Massen verführt durch den Schein einer irreleitenden Literatur und durch Predigt, welche das Wort Gottes verfälscht hat, mit Schulen versehen, in denen nur in den seltensten Fällen das lautere Evangelium gelehrt wird, jetzt vollends hineingestürzt in den Wirbel politischer Aufregung.[...] Die innere Erschlaffung, Verdampfung und das Kränkeln des etwa noch vorhandenen christlichen Lebens und Wirkens steht mit all dem vorigen in lebendigster Wechselwirkung [...] Das ist der Notstand unserer Kirche in Stadt und Land! «⁵ Deshalb sehe er das Hauptanliegen der Inneren Mission in der »christlichen Wiederherstellung der Familien und Hausstände in jeder Beziehung und die Erneuerung und Wiedergeburt aller damit unmittelbar zu verknüpfenden Verhältnisse der Erziehung, des Eigentums, der Arbeit und der durch sie bedingten Stände.« Denn, so argumentierte Wichern: »Die Familie ist [...] der eigentliche Ausgangspunkt, um den es sich bei den sogenannten sozialen Fragen handelt.«⁶

Die Wiederherstellung der Sittlichkeit des Einzelnen und der Familie auf der Grundlage der christlichen Lehre war – nach dieser Auffassung – die alleinige Basis für ein funktionierendes Staatswesen und das probate Mittel gegen den sozialen revolutionären Aufstand. Der Armenbevölkerung sowie der liberal denkenden oder gar säkularisierten Intelligenz schien es aus dieser Sicht vor allem an der notwendigen Überzeugung zu mangeln, daß christlich-sittliche Werte eingehalten werden sollten. An der Rechristianisierung mitzuwirken, war die Aufgabe der Inneren Mission und der Kirche. Dazu nötig aber war das Engagement vieler einzelner, ähnlich denkender Christen, die sich in Vereinen zusammentun und sich dieser Sittlichkeits- und Bildungsfragen annehmen sollten. So wurden von Gleichgesinnten Armen- und Krankenvereine, Gefängnisvereine, Nähvereine, Missionsvereine und vor allem Frauenvereine in vielen deutschen Städten gegründet, in denen sich Frauen, aber auch Männer diesen frommen Zielen widmeten.

In *Mathilde Möhring* beispielsweise wird Fontane genau darauf Bezug nehmen, als er Thilde in einem lancierten Zeitungstext über den Landrat berichten läßt, daß die politische landrätliche Charakterstärke unterstützt werde durch ein Hauswesen, in dem »die feine Sitte«, die sich nicht nur durch Vornehmheit sondern auch durch Humanität auszeichne, anzutreffen sei. Denn so war in der Zeitung zu lesen: »Frau v. Schm. hat einen Krippenverein gegründet [...] und die Tätigkeit dieses Vereins wird am Weihnachtsabend Freude in die Hütten der Armut tragen.«⁷

Viele Frauen jener Zeit interessierten sich durchaus sehr für das Vereins-Angebot der Inneren Mission, denn sie sahen die Notwendigkeit dieser sozialen Arbeit, die hier auch nicht weiter in den Blick genommen werden soll. Das Interesse der Frauen an den Vereinen hatte darüber hinaus auch einen anderen, einen frauenspezifischen Aspekt. Denn die gesellschaftlichen und ökonomischen Umwälzungen seit dem 18. Jahrhundert hatten auch Veränderungen im Familienleben nach sich gezogen. Die Mehrzahl der Menschen des Bürgertums vor allem in den Städten lebte nicht mehr in der Großfamilie, sondern in kleinfamiliären Strukturen. Dies hatte Konsequenzen für die Aufgabenverteilung der einzelnen Familienmitglieder. Der Familienvater war für das Erwerbsleben, für die öffentliche Sphäre bestimmt, die Familienmutter für das Familienleben, für das Private. Ausbildungs- und vor allem Studienmöglichkeiten gab es für Frauen nicht. Berufliche Tätigkeiten im öffentlichen Bereich und damit in der Sphäre des Mannes waren ihnen aus sittlich-moralischen Gründen versagt. »Geldverdienen-müssen« wurde von den Frauen bürgerlichen oder adeligen Standes als gesellschaftliche »Degradierung« empfunden. Für die verheirateten Frauen blieb außerhalb der Fürsorge für die Familie kein weiteres Betätigungsfeld.

Frauenvereine für die vielfältigsten Aufgaben waren daher durchaus beliebt, denn sie eröffneten die Möglichkeit für ein außerhäusliches Engagement zusammen mit anderen Frauen und auch einigen Männern, die gewöhnlich versuchten, die Vereine zu präsidieren. 1854 wurde beispielsweise ein Büchlein herausgegeben mit dem Titel *Die Arbeit der Frauen in Vereinen für Armen- und Krankenpflege. Ein Briefwechsel zweier Freundinnen*. Dieses Büchlein wurde im gleichen Jahr ausführlich in der *Evangelischen Kirchenzeitung* besprochen und damit zugleich kräftig die Werbetrommel gerührt:

»Bei der gegenwärtigen Entwicklung des christlichen Lebens trifft es sich oft so, daß die Frau oder die Tochter im Hause oder in der Familie mit ihrem Glauben und daher auch mit dem Drange der Liebe allein steht. Wie schwer ist ihre Stellung. Die Frau muß dem Manne folgen in die Kreise, wo er seine Erholung und sein Vergnügen sucht, ebenso kann sich die Tochter nicht dem Umgange entziehen, den die Eltern haben und pflegen, und welche Versuchungen und Kämpfe müssen sie bestehen!« und der ungenannte Autor fuhr fort:

»Die Töchter der Familien, die den höhern Ständen angehören, sind in den Jahren, die der Einsegnung folgen, großen Versuchungen ausgesetzt. Ein arger Feind der christlichen Entwicklung ist der Mangel an einer geordneten ausreichenden Thätigkeit. Müßiggang ist des Lasters Anfang. Zuerst werden noch einige Privatstunden im Englischen und Malen oder der Musik genommen, nach und nach hören auch diese auf, und was nun thun, und womit die Zeit ausfüllen? Abendgesellschaften, Theater, Concerte, Bälle bleiben

zuletzt fast allein übrig, wofür die arme Jungfrau vorzugsweise zu denken und zu leben hat. Das ist der Weg in die Welt, aber nicht in das Reich Gottes. [...] Der Mensch aber soll im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen. Jeder muß seinen Beruf, seine Pflichten und einen Kreis haben, in dem er nicht bloß getragen wird, sondern sich auch nützlich erweisen kann. In den Vereinen wird den Töchtern der höhern Stände eine Art von Thätigkeit und Arbeit angewiesen und ihre Gedanken werden auf Dinge gerichtet, die heilsam auf sie zurückwirken können.«

Der Autor machte den interessierten Frauen aber zugleich unmißverständlich klar: »Aber zu den Arbeiten in den Vereinen gehört im ganzen Umfange des Wortes Selbstverleugnung und demüthige Liebe, die gerne sich mit einem Schurz umgürtet und den Jüngern des Herrn die Füße wäscht.« Die Erfahrungen aus der bisherigen Vereinsarbeit zeigten, so fuhr er fort, daß sie deshalb oft schwierig sei, weil »in den höhern Ständen die Subjectivität im Urtheilen und im Handeln« so deutlich erkennbar sei, »da jeder seine eigenen Wege gehen und in seiner Klugheit sich nicht gar unterordnen will.« Und er betonte: im »Reiche Gottes (sei) die Frage nach der Nützlichkei und nach dem Erfolge gar viel unbedeutender, als die Frage nach dem Gehorsam« Denn »der Gehorsam kommt zum Frieden.«⁸

Hatte nicht beispielsweise Fontanes Cécile bereits diese Lektion gelernt, als sie »in guter Laune« Herrn von Gordon versicherte, daß sie »lange genug verheiratet (sei), um auch in kleinen Dingen Gehorsam und Unterordnung zu kennen.«⁹

Nun also hatten die kirchlichen Sozialpolitiker die Nützlichkei von Frauen entdeckt. Als fromme, gehorsame Ehefrauen und Mütter würden sie zu Hause in ihren Familien die Erziehung in die »rechten«, staatlicherseits erwarteten Wege leiten und in ehrenamtlicher Arbeit die gesellschaftliche Erziehung weiterführen.

Die bereits beschriebene Konsolidierung der Kleinfamilie hatte auch Konsequenzen für lediggebliebene Töchter. In den Großfamilien fühlten sie sich zur Familie gehörig und wurden beispielsweise für die Kindererziehung oder die Bewältigung der großen Hauswirtschaft dringend benötigt. Nun mußten sie feststellen, daß sie überflüssig geworden waren. Selbständige Lebenskonzeptionen für Frauen der höheren Stände, unabhängig von Familie und Ehemann waren in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts nicht vorgesehen. Selbst wenn eine ledige Frau ein eigenständiges Leben für sich als wünschens- und erstrebenswert ansah, war dies nur unter Widrigkeiten realisierbar. Die Abhängigkeit von Familie und Verwandtschaft, und die darin enthaltene Erfahrung, ein geduldetes, überzähliges Familienmitglied zu sein, wurde somit zum Grundgefühl für viele unverheiratete Frauen. Die Suche

nach einem Ehemann wurde daher zu einer grundlegenden Lebensaufgabe und zum Gegenstand unzähliger Gespräche und Aktivitäten von Frauen, Müttern und Vätern, die Fontane vielfach beschrieben hat. Diejenigen Frauen aber, die dennoch keinen Mann fanden, rückten nun ins Visier der konservativen Sozialpolitiker.

2. Die Bethanischen Frauen

Der Minister der geistlichen Angelegenheiten, Johann Albrecht Eichhorn (1779–1856), hatte 1842 in einem Gutachten festgestellt: »Den weiblichen Gliedern der evangelischen Kirche hat bisher die Gelegenheit gefehlt [...] den ihnen von Gott geordneten Beruf, in Werken der Liebe und Barmherzigkeit zu dienen, [...] zu erfüllen.« Und er fuhr fort: »Indeß zögerte man so lange, bis man sich endlich des Gedankens ganz entwöhnte, es könne und müsse dem weiblichen Geschlechte, außer den häuslichen Kreisen, auch am Dienst der Kirche und des öffentlichen Wohles ein bestimmter und angemessener Wirkungskreis eröffnet werden.«¹⁰ Dieses Gutachten, das für eine Berufstätigkeit der Frauen innerhalb der Kirche plädierte, war zugleich der Ausgangspunkt für die Gründung des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin.

Man wollte ledige Frauen aus allen Ständen bis zum Alter von 40 Jahren für das Diakonissenamt gewinnen. Im Berliner Modellprojekt Bethanien setzte der König eine Oberin ein, der der Pastor und der leitende Arzt gleichgestellt waren, während ihnen ein Kuratorium übergeordnet war. Die Oberin aber repräsentierte das Haus nach außen. Diese Leitungsstruktur, die für die damalige Zeit völlig ungewöhnlich war, hatte nur für kurze Zeit Bestand, dann gelang es dem Pastor und dem leitenden Arzt, die Kompetenzen zugunsten der Männer zu verschieben. Damit wurde es noch schwieriger, auch adlige Frauen für den Diakonissendienst zu gewinnen, denn ihrem gesellschaftlichen Rang gemäß konnten sie sich als Berufsbild allenfalls eine Leitungsposition vorstellen. Nur so konnten sie auch der nötigen Zustimmung und dem Rückhalt ihrer Familien sicher sein. Für Frauen aus den unteren Ständen hingegen bedeutete eine Aufnahme in ein geordnetes Ausbildungs- und Berufsverhältnis und der Rückhalt in einem Mutterhaus einen gesellschaftlichen Aufstieg. Daher wurden die Dienstboten in zweierlei Hinsicht Zielgruppe der evangelischen weiblichen Bildungsarbeit: Zum einen wollte man sie für den Diakonissendienst werben, zum anderen zugleich vor den sittlichen Gefahren der Städte bewahren.

Die Wahl Mariane von Rantzaus zur ersten Oberin Bethaniens war ein langwieriger Prozeß. Man hatte keine Erfahrung mit der Berufung einer Frau

in eine Leitungsposition. Der König und seine Minister, aber auch die Königin und der weibliche Hofstaat sowie die Ehefrauen der zuständigen Minister waren in das Auswahlverfahren involviert. Die führenden Theologen der Inneren Mission, Theodor Fliedner (1800–1864) aus Düsseldorf-Kaiserswerth und der bereits erwähnte Johann Hinrich Wichern ebenfalls. Erst nachdem mehrere andere Kandidatinnen als nicht geeignet verworfen worden waren und mehrere Anfragen bei den Theologen von seiten der Minister nach geeigneten Frauen adeligen Standes ebenfalls nicht zum Erfolg führten, hatte Fliedner endlich die frohe Kunde an den König mitteilen können: »Freuen Sie sich Majestät! Der unterthänigst Unterzeichnende hat gute Botschaft zu bringen wegen einer Vorsteherin«. ¹¹ Die Mecklenburgerin Mariane von Rantzau, aus traditionsreicher Familie stammend und mit den besten Beziehungen zum mecklenburgischen Hof, war 1840 durch Wichern auf die Arbeit der Inneren Mission aufmerksam geworden und hatte in ihrem Heimatstädtchen Wittenburg eine Kinderwarteschule und einen Nähverein ins Leben gerufen. Nun war sie nach Kaiserswerth gefahren, um sich bei Fliedner weiter auszubilden, um später auch einen Krankenverein in Wittenburg leiten zu können. ¹²

Fliedner hatte seinem Empfehlungsschreiben hinzugefügt: »Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß nicht sie eine solche Stelle sucht, sondern wir sie dafür gesucht haben, daß sie nicht einer solchen Stelle bedarf, da sie als Stiftsdame jährlich 600 Tlr bezieht u. somit selbständig und comfortabler leben kann [...] daß sie nur aus innerem Beruf sich einer so schwierigen u. verleugnungsvollen Stellung hingeben will, worüber mehrere ihrer nächsten Verwandten sehr ungehalten sind, die sie davon abspenstig zu machen suchen«. ¹³ An Mariane von Rantzau aber schrieb Fliedner in seinem Glückwunschschreiben nach ihrer Berufung: »Minister Thile schrieb, daß der Herr Sie dem König zur Vorsteherin gegeben hat für die neue Anstalt. Das soll und wird Sie nicht stolz machen, ich weiß es, sondern demütiger und sehnsüchtiger nach mehr Gnade.« ¹⁴ Fünf Jahre leitete Mariane von Rantzau das Diakonissenmutterhaus Bethanien, und es sollte sich zeigen, daß sie eine Gratwanderung zwischen Selbstverleugnung und Selbstbehauptung vollführen mußte, wie auch Fontane erkannt hatte: »Hier ihres Amtes zu walten, war damals eine sehr schwierige Aufgabe, die viel Takt erheischte. Denn die Berliner Bevölkerung wollte von dem ganzen auf protestantischer und wie mancher fürchtete vielleicht sogar auf katholischer Kirchlichkeit aufgebauten Krankenhause nicht viel wissen. Der Gräfin lag es also, neben andrem ob, die ziemlich widerwillige öffentliche Meinung mit Bethanien zu versöhnen. Sie vermied dem entsprechend alle Friktionen und wenn es mir auch gewiß ist, daß spätere Oberinnen ihr nicht nur an kirchlicher Deziertheit sondern

namentlich auch an Rührigkeit und Rüstigkeit [...] überlegen gewesen sind, so möchte' ich doch behaupten dürfen, daß sie die zu solcher Stellung wünschenswerten Eigenschaften in ganz besonderem Maße besessen habe. Der König, als er sie wählte, zeigte auch darin wieder seine feine Fühlung.«¹⁵

Neben der Leitung des Diakonissenhauses war es vor allem ihre Aufgabe, eine eigene Schwesternschaft aufzubauen. Interessierte Anwärterinnen wurden zunächst ca. zwei Jahre als Probepflegerinnen aufgenommen und entweder als Krankenpflegerinnen (hierzu zählte die Fachausbildung zur Apothekenschwester), Kinderwärterinnen oder Gemeindeschwestern ausgebildet. Ein Diakonissenschwesternschaft verstand sich jedoch immer zugleich auch als eine Frauengemeinschaft. Und diese zu gestalten war ebenfalls die Aufgabe der Oberin. Begonnen hatte sie ihr Werk mit sieben Schwestern, die ihr Fließband aus dem Kaiserswerther Mutterhaus zur Unterstützung geschickt hatte. Darunter waren einige erfahrene Diakonissinnen, die bereits seit zwei bzw. fünf Jahren im Rheinland als eingeseignete Kranken- oder Gemeindeschwestern gearbeitet hatten. Nun aber sollten junge Diakonissen aus Berlin und vor allem, den östlichen preußischen Provinzen für diese Arbeit gewonnen werden.

Von den Bewerberinnen wurde ein »gesunder Leib, ein unbescholtener Ruf und demütiger Sinn« und die »Zartheit des Gemüts, die damit verbunden« erwartet.¹⁶ Für die Berliner Mädchen hielt die Oberin eine 14tägige Vorprobenzeit für notwendig, um schnellen und unüberlegten Entschlüssen unter Dienstboten, die nach Berlin kamen, um Arbeit zu finden und nicht wußten, wo sie unterkommen sollten, vorzubeugen. Wenn wir in das Diakonissenbuch von Bethanien in diesen ersten Jahren schauen, so stellen wir fest, daß sie ein Jahr nach Eröffnung und im Revolutionsjahr 1848 vier Schwestern einsegnen konnte, und zwar die 22-jährige Berliner Postbeamtentochter Auguste Marquardt, die 19-jährige Rügenwalder Bauerntochter Sophie Vanselow, die 34jährige Pauline Jacobi, die auch als Apothekerin vorgesehen war, aber bereits ein Jahr später starb und die 19-jährige Schuhmacherstochter Emilie Beyerlein aus Halberstadt, die allerdings bereits nach zwei Jahren wegen heimlicher Liebschaft und Lügen entlassen werden mußte. Im Jahre 1849 konnte die Oberin sechs junge Schwestern ins Diakonissenamt einsegnen lassen: Die 23-jährige Berliner Angestelltentochter Antonie Fritze, die 27-jährige Rügenwalder Fischerstochter Caroline Marks, die 25-jährige preußische Hauptmannstochter Aurelie von Platen, die 37-jährige Pastorentochter Emmy Dankwerts aus Hannover, die Berliner Wirtstochter Minna Zerrahn und die 22-jährige Elbinger Lehrerstochter Rosalie Nüstedt, die ebenfalls wie Emilie Beyerlein zwei Jahre später entlassen wurde.¹⁷

Die Zahl der eingesegneten Schwestern macht deutlich, daß sich nicht sehr viele Frauen für diese Aufgabe wirklich begeistern konnten. Die Zahl derjenigen, die versucht hatten, als Diakonissen aufgenommen zu werden, lag ungefähr fünfmal so hoch. So schrieb die Oberin in einem Bericht an das Königspaar im Jahr 1851, sechs der Probepflegerinnen hätten in ihre Familien zurückgemußt, während 16 wegen Unbrauchbarkeit oder weil sie selbst nicht fanden, was sie erwartet hatten, zurückgeschickt werden mußten.¹⁸ Doch Mariane von Rantzau merkte bald, daß das Interesse unter den Berlinerinnen nicht sehr groß war. Es war das eng geführte Lebenskonzept, die Forderung nach Selbstverleugnung, Gehorsam und Demut und das mangelnde Gehalt, das viele der Frauen aus den unteren Schichten abhielt, das Berufsangebot einer sozialen und pflegerischen Arbeit der Inneren Mission anzunehmen, an dem sie von der Berufsaufgabe her durchaus Interesse gehabt hätten.

Schwierig gestaltete sich das Zusammenleben der Frauen, die aus unterschiedlichsten Familienverhältnissen stammend nun in einer gemeinsamen Schwesternschaft vereint waren und dies ohne Ansehen des Standes, wie der Chronik von Mariane von Rantzau zu entnehmen ist. Durch wöchentliche Gespräche versuchte die Oberin die Gemeinschaft unter den Schwestern zu befördern, und ihre Chronik berichtet uns heute über diese Zusammenkünfte, die auch die Konflikte nicht verschweigt. So waren beispielsweise von den Schwestern beim Eintritt die bereits genannten Tugenden wie Selbstverleugnung, Demut und Gehorsam selbstverständlich verlangt worden, und bei der Einsegnung mußten sie geloben, daß sie diese Tugenden fortan als Teil ihres Lebens ansahen. Doch was bedeutete dies im alltäglichen Leben der Diakonissen, die ohne Ansehen des Standes eine Gemeinschaft bilden sollten? Der Konflikt scheint so heftig geworden zu sein, daß Mariane von Rantzau in ihrer Chronik vermerkte:

»Schwer ist's auch die verschiedenen Persönlichkeiten –, zumal solche die aus den verschiedensten äußeren Verhältnissen herkommen, irgend wie in Einklang zu bringen. Wenn bei uns allen die dankbare Liebe der einzige Beweggrund unsers Thuns – u. Gottes Ehre das einzige Ziel unserer Arbeit wäre, da würde sich das alles von selber machen. So aber bleibt die freige-wordene Dienstmagd immer noch in der knechtischen Furcht vor jedem strafenden Wort, versteht es so schwer, daß es jezt auch noch auf etwas anderes ankomme als auf die bloße Arbeit mit ihren Händen – thut sich aber darauf etwas zu Gute, den Ungeübteren gegenüber – u. sezt sich von vornherein innerlich zur Wehr gegen alles, was diese ihrer Meinung nach voraus haben oder doch haben könnten. Das sieht sie nicht, das solche die bisher ein bequemes Leben gehabt –, die gewohnt gewesen sind, sich bedienen zu

lassen – äußerlich viel aufgeben, woran nun mal der natürliche Wunsch mehr oder weniger hängt – daß diese, mit einem Wort herabstiegen; – u. nicht bloß die Arbeit machts – das Aufgeben der Bequemlichkeit – sondern viel mehr das Aufgeben des ausgedehnteren geistigen Verkehrs mit allem was daran sich knüpft – während sie selber, die Dienstmagd einen bedeutenden Schritt aufwärts thut in jeglicher Beziehung. – Nun aber will sie auch diese äußerliche Gleichstellung ängstlich festhalten, – begreift es so schwer, daß was ihr noch ein Vorzug zu sein scheint, für die andern längst keiner ist, sondern nur eine nothwendige Berücksichtigung dessen, was nun mal bisher seine volle Berechtigung gehabt u. sich nicht ohne weiteres abstreifen läßt wie ein altes Kleid. – Dies Mißtrauen erschwert nun nicht nur den Schwestern das Leben untereinander – sondern es erstreckt sich auch bis auf uns die ihnen vorgesezt sind –. Ich kann mich darin von einer Schuld nicht freisprechen –, ich beachte nicht genug die verletzbaeren Seiten derer, die bisher in ganz untergeordneten Verhältnissen gestanden. – Der Verkehr mit den andern macht sich von selbst weit leichter u. freier u. darin lasse ich mich gehen- u. will ich nun auch in diesen selben Ton mit ihnen eingehen, so verstehen sie mich nicht. Der *Standes*unterschied bedingt das nicht, u. ich weiß mich davon frei, daß ich nicht sollte mich eben so herzlich freuen über die Bauerntochter die Gott uns zugeführt als über jegliche andere, sie sei wes Standes sie wolle! – Der knechtische Sinn machts, der so schwer überwunden wird – der bei uns noch in keinem einzigen Falle überwunden ist – wodurch wir denn auch immer mehr dahin kommen zu glauben, daß es besser sei keine Dienstmagd aufzunehmen – wenigstens in der Regel nicht.»¹⁹

Dieser Passus macht deutlich, daß die Tochter aus bestem Hause darum bemüht war, Frauen als Diakonissen zu gewinnen, die in der Lage waren, selbstbewußt die eigenen Gaben und Fähigkeiten zu erkennen und zu nutzen, diese selbstverantwortlich im Sinne des selbst gewählten und gemeinsamen Zieles in nicht unterwürfiger Haltung einzusetzen, dies ohne Stolz und Überheblichkeit anderen Menschen und der schwesterlichen Gemeinschaft gegenüber. Sie legte Wert darauf, daß die Ausbildung der Frauen in ihrem Hause gerade an diesem Punkt ansetzte und erhoffte sich durch eine solche selbständige Grundhaltung, daß sie auch als innere Freiheit empfunden wurde. Als Folge aber erwartete sie ein »vornehmeres« Klima unter den Schwestern und gegenüber den Patienten. Unter »vornehm« aber verstand sie eine »höhere Stufe geistiger Bildung.« Es war aufgeklärtes und zugleich standesbedingtes Denken, was sich in ihrer Auffassung vom dienenden Menschen formulierte. Sie war zu der Auffassung gelangt, daß die Vornehmsten »nicht nur die brauchbarsten und umsichtigsten sind, sondern im Ganzen auch die demüthigsten«²⁰, denn, so fuhr sie fort, diese wüßten, daß

»sie etwas verlassen haben um des Herrn willen.« Mariane schien die Tugend der Demut in ihrem Weiblichkeitsentwurf durchaus vorzusehen. Demut war da allerdings nicht losgelöst von selbständigem, freiem Denken und Handeln, sondern gewählt aus eigenem, freiem Willen, als Akt gläubiger Hingabe. Mit dieser Auslegung unterschied sie sich jedoch deutlich von denjenigen Deutungen, die die Theologen vorgaben. Diese wiederum predigten im Gottesdienst und unterwiesen die Frauen im Religionsunterricht und damit in der Tugendlehre. Dabei legten sie ihren Schwerpunkt auf ein Tugendkonzept, das zugleich auf das Verhalten der Frauen im Arbeitsprozeß und in der Gesellschaft einwirken sollte. Pastor Schultz, der Seelsorger der Bethanischen Schwestern, erläuterte ihnen zum Beispiel in einer Einsegnungspredigt, was er unter Mariensinn, den er von Diakonissen erwartete, verstehe. Er interpretierte die theologische Dimension der neutestamentlichen Gleichnisgeschichte von Maria und Martha als Aufforderung zur unablässigen Selbst- und Gewissensprüfung des Individuums. Mariensinn sei »sich vom Herrn dienen«, »sein Werk in sich treiben« lassen. Es sei daher eines jeden Christenpflicht, jeden Tag aufs Neue zu prüfen, ob man die marianische Grundhaltung, die eigene Willenlosigkeit auch praktiziere oder sich eher wie die tätige Martha gebärde. Denn sie »treibt ihr eigen Werk«, hatte der Pastor gesagt, wie Mariane in ihrer Chronik nach dem Gottesdienst niederschrieb.²¹ Und in einer Schwesternlehre aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für Bethanien ist zu lesen: »Die Demuth ist auch eine rechte Diakonissentugend, denn sie allein ermöglicht das friedfertige Zusammenleben so vieler nach Alter, Stand, Bildung und Gaben verschiedener Schwestern [...] Die Demuth lehrt auch gehorchen und sich unterordnen. Sie macht willig zu jeder Arbeit und wehrt dem Gedanken, dies oder das passe nicht für seinen Stand.«²² Demut wurde da umgedeutet als Willenlosigkeit und williges sich Einfügen in vorgebene Forderungen. Auf diese Weise wurden die christlichen Tugenden umgeschrieben und benutzt zur weiblichen Disziplinierung. Es ließen sich viele Zitate dieser Art zusammenfügen, um die Erziehungslinien für Frauen der Inneren Mission nachzuzeichnen. Diese Ansätze, die absichtlich in die psychische Konstitution der Frauen eingriffen, aber sollten in den allgemeinen gesellschaftlichen Weiblichkeitsentwurf des 19. Jahrhunderts Eingang finden.

Etliche Diakonissen vor allem aus den gebildeten Ständen sahen den daraus entstandenen Konflikt, wie eine Freundin Mariane von Rantzaus, die in Kaiserswerth bei Theodor Fliedner als Diakonisse ihren Dienst tat, an die Berliner Oberin schrieb:

»Es ist doch recht schwer schwer, so allen eigenen Willen drauf und dran zu geben und sich so ganz von anderer Willen abhängig zu machen [...] Hier soll man eigentlich nur Maschine sein, die sich ganz willenlos hierin oder

dorthin stellen läßt, wie es eben den Vorgesetzten gut dünkt; für die wird allerdings das schwere Amt des Regierens um ein Bedeutendes erleichtert; aber ich wenigstens glaube, daß ich nie dahin komme, so ganz Maschine zu werden, meine auch nicht, daß ich es muß; solch knechtisches Wesen widersteht meinem innersten Sein. Mir kommt es auch wie eine Lüge vor, wenn ich aus Menschenfurcht da schweige, wo ich anderer Meinung bin. Am Ende wird auch von denen, die vor den Augen und Ohren der Vorgesetzten aus Furcht schweigen, nicht mehr erreicht, als von denen die offen ihre Meinung sagen, denn jene, die erst schweigen, haben nachher oft desto mehr zu reden. Das haben sie zwar erlangt, daß sie von den Oberen als gehorsam und demütig angesehen werden. Aber um welchen Preis?«²³

Kurze Zeit später aber brach diese Schwester mit Fliedner und verließ Kaiserswerth.

3. Bethaniens Frauenkonzept in Fontanes Romanen

Kehren wir nun zu Fontane in Bethanien zurück. Er erlebte die Apothekerschwestern und die Probepflegerinnen, aber auch die Oberin vor Ort und wird nicht nur mit Pastor Schultz und Doktor Wilms ausführliche Gespräche über die Ziele und Absichten von Bethanien geführt haben, wie er dies in seinen Erinnerungen *Von Zwanzig bis Dreißig* schilderte. Und so ist es naheliegend, daß er um die inneren und religiösen Konflikte wußte, die das Leben der frommen Frauen prägte und denen sie während ihrer Ausbildungs- und Berufstätigkeit in einem Diakonissenmutterhaus ausgesetzt waren.

An einigen Beispielen aus Fontanes Frauenromanen wird dies deutlich: Während Fontane die herrnhutische und pietistisch geprägte Herkunft von Christine Gräfin Holk in *Unwiederbringlich* zum Leitfaden seines Romans nimmt und in der ehelichen Beziehung des Grafenpaares genau den ideologischen Konflikt zwischen Erweckungsbewegung und Liberalismus und seine jeweiligen psychologischen Auswirkungen und Unverträglichkeiten vorführt, nimmt er in seinen anderen Romanen immer wieder zum Demutskonzept der »Frommen« – wie er sich ausdrückt – Stellung: So im *Stechlin*, wo er Pastor Lorenzen und Melusine Gräfin Ghiberti ein längeres Gespräch über die Demut in den Mund legt, und als Interpretation der Demut folgendes vorschlägt: »Demut erschrickt vor dem zweierlei Maß. Wer demütig ist, der ist duldsam, weil er weiß, wie sehr er selbst der Duldsamkeit bedarf; wer demütig ist, der sieht die Scheidewände fallen und erblickt den Menschen im Menschen.«²⁴

Auch in *Cécile* äußert er sich ausführlich zur Tugend der Demut, als er den Hofprediger Dr. Dörffel zu Cécile sagen läßt: »Ich weiß wohl, was die-

sen Ihren beständigen Zweifel zugrunde liegt, es ist das, daß Sie, vor Tausenden, in Ihrem Herzen demütig sind. Und diese Demut soll Ihnen bleiben. Aber es ist doch zweierlei: die Demut vor Gott und die Demut vor den Menschen. In unserer Demut vor Gott können wir nie zu weit gehen, aber in unserer Demut vor den Menschen können wir mehr tun, als nötig. Und Sie tun es. Es ist freilich ein schöner Zug und ein sicheres Kennzeichen edlerer Naturen, andere besser zu glauben als sich selbst, aber wenn wir diesem Zuge zu sehr nachhängen, so verfallen wir in Irrtümer und schaffen weit über uns selbst hinaus allerlei Schädigungen und Nachteile. Damit spreche ich dem Hochmute nicht das Wort. Wie könnt ich auch? Ist doch Hochmut das recht eigentlich Böse, die Wurzel alles Übels, fast noch mehr als der Geiz, und hat denn auch die Engel zu Fall gebracht. Aber zwischen Hochmut und Demut steht ein Drittes, dem das Leben gehört, und das ist einfach der Mut.«²⁵

In beiden Romanen ist es an zentraler Stelle der Prediger, der im Gespräch mit einer zentralen Frauenfigur die Tugend der Demut von einem religiös verengten Frauenbild trennt und auf ein menschlich-gesellschaftliches Grundbedürfnis bezieht: Fontane ist der Auffassung: Demut sieht den Menschen im Menschen – und ist damit kein genuin weibliches Attribut zur Disziplinierung der Frauen – so im *Stechlin*. In *Cécile* kommt Fontane zum Schluß: Es ist ein Drittes, das außerhalb der Tugenden und Sünden steht, dem das Leben gehört, das ist einfach der Mut. Auch hier spricht er für den Menschen im Menschen.

Hofprediger Dörffel versuchte, die melancholische Frau, die unter den ehrkränkenden Anwürfen ihrer Umgebung litt, zu stärken. *Cécile* hatte durch eigene bittere Erfahrung die Botschaft des Pastors verstanden und sich als ehemalige Katholikin der neuen Lehre anvertraut. Nun lebte sie ihre Pflicht, wie sie selbst sagte. In ihrer Zurechtweisung Gordons macht sie dies deutlich, als sie ihre gelebte Zurückhaltung, ihre Demut als Teil dieser protestantischen Pflicht interpretiert, sich jedoch gegen die Eifersuchtsattacken zur Wehr setzt, die sie als selbstgerechten Begriff von Ehre, als Überheblichkeit und Sittenrichterei ausdeutete. Als die Katastrophe jedoch ihren Verlauf nimmt, löst sie sich aus diesem Teufelskreis des Gewissens, der Ehre und der Pflicht und entscheidet unabhängig und allein über ihr Leben. Sie legt Hand an sich, weil sie keine Chance für den Mut zum Leben sah. Ihr persönlicher Tugendkatalog aber lautete völlig anders, als der gesellschaftlich auferlegte: »Liebe und Freundschaft und um der Liebe willen auch Achtung. Denn Vornehmheit und Herzensgüte sind nicht alles, aber sie sind viel.«²⁶

Die restaurative Kirchenpolitik des 19. Jahrhunderts hat die Lebenssituation der Frauen ihrer Zeit in einer Hinsicht richtig erkannt: Sie sah, daß sich viele Frauen langweilten und sich gerne als berufstätige Frauen in der

Gesellschaft engagieren wollten. Durch ihr Angebot an Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten im pädagogischen und sozialen Bereich hat sie Abhilfe zu schaffen versucht und entscheidend zu einem Professionalisierungsprozeß der Frauen in diesen Bereichen beigetragen. Allerdings haben die Kirchenpolitiker zugleich durch ihre Ausdeutung von Sittlichkeit und Moral den Lebensentwürfen von Frauen, aber auch denen der Männer im 19. Jahrhundert ihren unbezwingbaren und langanhaltenden Stempel aufgedrückt.

Theodor Fontane hat in seinen Romanen immer wieder kleine süffisante Bemerkungen, aber auch längere Passagen der Auseinandersetzung mit dieser protestantischen Strömung gewidmet. In dieser Weise, ist auch der einleitend zitierte Passus in seinem Roman *Effi Briest* zu verstehen.

In Innstettens Phantasie von den »glücklichen pechschwarzen Kerlen« ist zugleich Fontanes deutliche Kritik am Kulturverständnis seiner Zeit enthalten: Mangelnde »Kultur und Ehre« würden die Fremden glücklich machen, so hatte Fontane Innstetten in den Mund gelegt. Glück sei also dort angesiedelt, wo demütigende, verachtende Lebensentwürfe und Ideologien den Menschen keine solchen Beziehungstragödien zumutet. Oder anders formuliert: Solange solche Ehrbegriffe einer Kultur die Spielregeln diktieren, die die Menschen entweder zu Unterdrückten oder zu Mördern macht, solange kann keine – heute würden wir sagen – Zivilgesellschaft und keine Menschenwürde – gelebt werden. Nicht nur hierin ist Fontane modern und hochaktuell.

Anmerkungen

- 1 FONTANE, THEODOR: *Effi Briest*, München 1966, S. 278–279.
- 2 WICHERN, JOHANN HINRICH: *Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation*. In: *Ausgewählte Schriften* Bd. 3, Gütersloh, 1979.
- 3 SCHERING, ERNST: *Der junge Fontane zwischen Revolution und Diakonie (1848–49)*, in: *Die innere Mission. Zeitschrift des Diakonischen Werkes* 59. Jg. S. 531–546. DERS.: *Von der Revolution zur preußischen Idee. Fontanes Tätigkeit im Mutterhaus Bethanien und der Wandel seiner politischen Einstellung*, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*. Bd. 22, H.4, Köln 1970, S. 289–323.
- STÜRZBECHER, MANFRED: *Die Apothekenschwestern im Krankenhaus Bethanien und Theodor Fontane. Zur Geschichte der Dispensieranstalt in Bethanien*, in: *Der Bär von Berlin*, 19. Folge 1970, S. 84–105.
- 4 GEIST, JOHANN FRIEDRICH; KÜRVERS, KLAUS: *Das Berliner Mietshaus 1740–1862*, Bd. 1. München 1980, S. 198–199.
- 5 Vgl. Anm. 2, S. 185.

- 6 Ebd. S. 153.
- 7 FONTANE, THEODOR: *Mathilde Möhring*, Frankfurt/M. 1988, S. 110.
- 8 Evangelisches Zentralarchiv (EZA), *Evang. Kirchenzeitung* Jg. 1854 S. 340–343.
- 9 FONTANE, THEODOR: *Cécile*, Frankfurt/M. 1983, S. 29.
- 10 Geheimes Staatsarchiv, GSTA PK, Rep. 89H, Nr. 24379, Bl. 6-12.
- 11 SCHULZE, GUSTAV: *Bethanien. Die ersten fünfzig Jahre und der gegenwärtige Stand des Diakonissenhauses Bethanien zu Berlin. 1847–1897*, Berlin 1897, S. 162.
- 12 RÖPER, URSULA: *Mariane von Rantzau und die Kunst der Demut. Frömmigkeitsbewegung und Frauenpolitik in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV.*, Stuttgart 1997. Kap. 1 und 2.
- 13 Ebd. S. 128/129.
- 14 Ebd. S. 71.
- 15 FONTANE, THEODOR: *Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches*. Hrsg. v. OTTO DRUDE, Frankfurt/M. 1987, S. 430.
- 16 EZA, Bestand 7, Nr. 13555. Bl. 28.
- 17 Archiv der Stiftung Diakonissenhaus Bethanien (Abeth), Berlin, Diakonissenbuch.
- 18 Wie Anm. 16.
- 19 ABETH, Chronik der Mariane von Rantzau, Februar 1850, Bl. 40/41.
- 20 Wie Anm. 16.
- 21 Wie Anm. 19, Bl. 36/37.
- 22 Archiv des Lazarus Kranken- und Diakonissenhauses, Berlin (Alaz), Alt-Bestand A 365.1, Pastor Schulze, Schwestern Unterricht. O.Bl.
- 23 Emma to den Horst an Mariane von Rantzau am 27.2.1848, zit. n. Röper, a.a.O. S. 157/158.
- 24 FONTANE, THEODOR: *Der Stechlin*, München 1980, S. 270.
- 25 FONTANE, THEODOR: *Cécile*, a.a.O. S. 163/4.
- 26 Ebd. S. 238.

Peter Hasubek: »... wer am meisten red't, ist der reinste Mensch«: das Gespräch in Theodor Fontanes Roman »Der Stechlin«. Berlin: Erich Schmidt 1998. (Philologische Studien und Quellen; 152). 240 S. € 46,80

Hasubek packt sein Thema provokativ und spannend an, indem er *Der Stechlin* als Fontanes »bedeutendste Leistung« (7) bezeichnet und auf die verblüffend zahlreichen Fehlurteile über den Roman aufmerksam macht, bis nach 1950 die Entwicklung des modernen Romans für eine positive und sachgemäßere kritische Rezeption Freiraum sorgte. Aus Hasubeks Interesse an der Rezeptionsgeschichte des Romans sowohl im deutschsprachigen als auch im außerdeutschen Raum ergibt sich dann die Erkenntnis eines Defizits in der systematischen kritischen Behandlung der Funktionen des Gesprächs im Roman.

Diese Analyse erfolgt erst nach drei Kapiteln, die einen eingehenden Forschungsbericht (50 Seiten), theoretische Überlegungen (8 Seiten) und eine Übersicht der Geschichte des Gesprächs im deutschen Roman vor Fontane (30 Seiten) darbieten. Das sind nicht etwa routinierte, trockene Vorüberlegungen zum eigentlichen Thema, sondern dieser Teil macht fast die Hälfte einer reichhaltigen Monographie aus, deren Verdienst es ist, nicht nur eine wohlfundamentierte Argumentation zu bieten, sondern auch anregend und weiterführend auf Lücken in der bisherigen Forschung hinzudeuten und ein Instrumentarium, um viele dieser Lücken zu schließen, bereitzustellen.

Der Forschungsbericht ist luzid, detailliert, systematisch und nach verschie-

denen Aspekten gegliedert. Außerdem wird auch wenig bekanntes einschlägiges Material einschließlich Dissertationen ausgewertet. Der Autor beginnt mit Fragen der Romantypologie – er ordnet den *Stechlin* als Zeit- und weniger als politischen Roman ein – und schreitet zu thematischen Aspekten (See, Figurenkonzeption, Gesellschaftsdarstellung) weiter, um zu den ihn am meisten interessierenden formalen Aspekten (Struktur, Gespräch, Realismus, Humor usw.) zu gelangen. Zwar vermeidet Hasubek es, böseartig zu kritisieren, doch lässt er sich von den Kommentatoren nicht leicht zufriedenstellen, in Bezug auf deren Arbeiten er ein scharfes Auge für Vagheit, Inkonsistenz und unreflektierte, wenig rigoros durchdachte Urteile hat. Für ihn fehlt öfter die historische Komponente und vor allem auch trotz Untersuchungen einzelner Konversationen sowie freilich auch häufiger Verweise auf die Bedeutung der Konversation in diesem handlungsarmen Roman eine eingehende Beschäftigung mit dem Gespräch aus makro- und mikrostruktureller Sicht.

Was Hasubek selber vorhat, ist die Analyse und Interpretation der Gesprächskultur in *Der Stechlin* mit Bezug auf dessen Struktur aus dreifacher Sicht: d.h. auf die »Makrostruktur« des Romans als Ganzes, auf die »Mikrostruktur« der einzelnen Gespräche und auf die »Gesprächssequenzen«, die Fontane bildet,

indem er in einer bestimmten Situation eine Reihe von ineinander übergehenden Konversationen entfaltet. (68)

In einem Umriss der Geschichte des fiktiven Gesprächs, der »Urzelle der Geselligkeit« (71) fängt Hasubek mit den rhetorischen und ästhetischen Strategien in Platons sokratischen Dialogen an und skizziert den Weg über die römische Antike, das deutsche Mittelalter und Frankreich im 17. Jahrhundert. Ausführlicher behandelt werden dann Wielands *Araspes und Panthea* und Friedrich Traugott Hases *Gustav Aldermann* (1779). Letzterer nehme mit seinen kurzen Gesprächen über Alltägliches vieles im sozialen Roman im 19. Jahrhundert vorweg. Tiecks späte Novellen und Gutzkows *Ritter vom Geist* bilden weitere Schlüsseltexte, wobei Hasubeks Interesse Formfragen wie zum Beispiel der Rolle des Erzählers gilt. Zwischen den Werken der beiden letztgenannten Schriftsteller wären Ida Hahn-Hahns Romane erwähnenswert gewesen. Im Hinblick auf Vorgänger in der Gesprächskunst dürfte Fontane vorrangig erst mit Theorie und Praxis im 19. Jahrhundert vertraut sein, und das Kapitel schließt mit einem Seitenblick auf Scotts *Ivanhoe* und *Der Altertümler* eher im Sinne einer Gegenüberstellung zu Fontanes eigener Romankunst.

Die kritische Untersuchung von Struktur und Funktion der Gespräche in Fontanes letztem Roman erfolgt dann im Hauptteil der Studie (108 Seiten) unter zehn verschiedenen Rubriken, die es sich lohnt hier leicht gekürzt aufzulisten, um einen Eindruck der Bandbreite der Fragestellungen zu vermitteln, bevor auf

Einzelnes näher eingegangen wird: *Strukturen des Themas – Thematische Strukturen; Modell des Gesprächs im »Stechlin«; Konversation, Plaudern; Vorgespräch, Begrüßungsgespräch; Nachgespräche; Streitgespräche; Domestikengespräche; Selbstgespräch und Brief; Rolle des Erzählers; Romanbeginn und Romanschluß.*

Hasubek fängt mit der Grundstruktur des Romans an, und geht von Fontanes mit Titeln versehenen Erzählblöcken aus. Er argumentiert, dass der Autor in diesem Roman vor allem ein Zeitbild entwirft, wobei es sich weniger um symmetrische Form als um »gleitende Übergänge« (107) und ein »Netz vielfältiger Veflechtungen« handelt. Die Konversation diene hier im Gegensatz zu anderen Romanen in erster Linie weder der Charakterisierung noch dem Handlungsablauf, sondern eher der Zusammenstellung eines kontrastreichen, vielseitigen Bildes der Epoche mit historischen, geographischen, klassenspezifischen und kulturellen Koordinaten. Was die Mikrostrukturen oder Innenarchitektur des Romans betrifft, zeigt Hasubek an Hand von exemplarischen Textstellen, wie Fontane etwa neunzig Konversationssituationen in diesem Roman kreiert, wobei das scheinbar Zwanglose bei näherem Hinschauen auf der Regie eines Erzählers beruht, der für ein sehr hohes Maß an epischer Integration sorgt. Der Roman sagt durch seine Strukturen und Gesprächsfolgen Bedeutendes über die »Gesetzlichkeiten« (121) der Bildung und Beherrschung von Meinungsverschiedenheiten aus, wobei die oft zweckfreien Gespräche weit davon entfernt sind, sich zu verselbstständigen.

Neu bei Hasubek ist die Strenge Akribie, mit der er die formellen Aspekte des Gesprächs verfolgt, wobei das Thematische nicht auf der Strecke bleibt. Er stellt zum Beispiel fest, dass Fontane mit dem Sprachregister vor allem bei Dubslav raffiniert umgeht, so dass dieser je nach Klasse und Bildung des Gesprächspartners einen etwas anderen Ton anschlägt. Er bemerkt auch die Tendenz der Nachgespräche im *Stechlin*, sich auf andere Themen auszuweiten. Er zeigt deutlich das Gemachte an Fontanes Konversationen, die oft mit Unrecht wegen ihrer vermeintlichen Natürlichkeit und Lebensechtheit von Kritikern gelobt worden sind: dazu gehört – wie Hasubek an verschiedenen Stellen herausarbeitet – die häufig angewendete Strategie, ein Gespräch mit einer Pointe zu beenden, die die Diskussion weniger abschließt als offen lässt.

In der Erörterung der Formen und Funktionen des Streitgesprächs werden die Kapitel 31 und 34 unter die Lupe genommen. Das erste, der Streit zwischen Dubslav und Adelheid, wird als Höhepunkt Fontanescher Kunst gewählt. Das zweite wirft die Frage nach dessen epischer Integration auf. Hasubek bestätigt mit Recht, dass das Fehlen dieses Kapitels mit seiner Konversation zwischen Dr. Pusch, Cujacius und Wrschowitz nach der Hochzeit dem Roman nicht wesentlich schaden würde. Andererseits wären m. E. nicht nur »schwache Bindeglieder« und allgemeine Relevanz als Teil des »möglichst vielseitige[n] Bild[es] der zeitgenössischen Wirklichkeit« (162) als Rechtfertigungen für dieses Kapitel anzuführen. Als drittes auf die Hochzeit fol-

gendes Nachgespräch gehört es in eine Folge von Konversationen, die die Idee bzw. das literarische Muster der Hochzeit als Harmonie stiftendes Happy End relativieren. In der ersten Konversation deutet Melanie der Baronin die verfängliche Geschichte ihrer Hochzeitsreise an, in der zweiten befragt Czako Rex gegenüber Woldemars Brautwahl, und anschließend führt das dritte Gespräch über eine Diskussion der modischen Novellenhandlungen mit wenig überzeugendem romantischem Ausgang zum heftigen allzu menschlichen Streit zwischen Cujacius und Wrschowitz. In *Effi Briest* arbeitet Fontane übrigens insofern ähnlich, als er auf ein ernstzunehmendes, gefühlsbeladenes Ereignis – nämlich Innstettens Rückkehr von dem Duell – ein komisches Streitgespräch, in diesem Fall zwischen Domestiken, folgen lässt. Neben ihrer Funktion als relativierendes Nachgespräch bezieht sich die Konversation im 34. Kapitel auf den literarischen Geschmack der Zeit und damit selbstreflexiv unmittelbar auf den Romantext selbst, während Cujacius' Schlussworte »Kaschube, Wende, Böhmake« einen sehr engen Bezug auf Adelheids Vorurteile gegen Fremde (163) aufweisen. Auch im Hinblick auf dieses Kapitel kann also von dichtem Verflochtensein mit dem Ganzen die Rede sein.

Fazit von Hasubeks Untersuchung ist, dass man am *Stechlin* erkennen kann, wie durch Fontanes hochentwickelte und progressive Erzählkunst das fiktive Gespräch am Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr wie im 18. Jahrhundert vornehmlich dazu dient, das Innenleben der

Figuren zu zeigen und die Handlung voranzutreiben. Fontane bringt es mit einer sich fortwährend wandelnden Perspektivenvielfalt fertig, das Dramatische mit dem Epischen so zu verbinden, dass ein Bild der zeitgenössischen gesellschaftlichen Wirklichkeit entsteht, welches durch die offene, assoziative Struktur der Gespräche im Präsens Zeitfragen zusammenbringt, die zum Teil nur bedingt mit zentralen Themen des Werkes zu tun haben. Im Gegensatz zu *Effi Briest* ist der *Stechlin*-Roman nicht von einem Handlungsstrang aus organisiert, sondern das Gespräch bindet und strukturiert das Kunstwerk als Ganzes. Diese Monogra-

phie vertieft das Verständnis des Strukturwandels in Fontanes Erzählwerk und macht den Blick auf weiter zu erforschende Fragen bei Fontane und im Romanwerk des 19. Jahrhunderts im Allgemeinen frei. Sie schließt etwas abrupt mit einem Hinweis auf Heinrich Mann und das 20. Jahrhundert. Sein Modell für Fontanes Gesprächsstrukturen außer Acht lassend, verzichtet Hasubek auf eine pointierte Wendung, wie man sie im Schlusssatz vielleicht erwartet hätte. Aber eine Monographie ist freilich kein Roman.

□ HELEN CHAMBERS

Nachfolgend wird die Darstellung der beiden Hauptfiguren, die in der ersten Hälfte des Romans die zentrale Rolle spielen, analysiert. Dabei wird versucht, die beiden Figuren in ihrer jeweiligen Funktion zu verstehen. In der ersten Hälfte des Romans wird die Darstellung der beiden Hauptfiguren, die in der ersten Hälfte des Romans die zentrale Rolle spielen, analysiert. Dabei wird versucht, die beiden Figuren in ihrer jeweiligen Funktion zu verstehen. In der ersten Hälfte des Romans wird die Darstellung der beiden Hauptfiguren, die in der ersten Hälfte des Romans die zentrale Rolle spielen, analysiert. Dabei wird versucht, die beiden Figuren in ihrer jeweiligen Funktion zu verstehen.

In der Erforschung der Formen und Funktionen des Streigeprächs werden die Kapitel 31 und 34 unter die Lupe genommen. Das erste, der Streit zwischen Duboslav und Adelhaid, wird als Höhepunkt humanistischer Kunst gewertet. Das zweite wird die Frage nach dessen epischer Integration auf Hayek befragt mit Rücksicht, dass das Fehlen dieses Kapitels mit seiner Konvention zwischen De Pasch, Cujas und Wraschewitz nach der Hochzeit dem Roman nicht wesentlich schaden würde. Andererseits wären es z. B. nicht nur schwache Gedichtglieder und allgemeine Redensarten als Teil des episch-volkstümlichen (Höfischen) der epischen Wirklichkeit (162) als Rechtfertigungen für dieses Kapitel anzuführen. Als dritte Aufgabe Hochzeit fol-

gend wird die Darstellung der beiden Hauptfiguren, die in der ersten Hälfte des Romans die zentrale Rolle spielen, analysiert. Dabei wird versucht, die beiden Figuren in ihrer jeweiligen Funktion zu verstehen. In der ersten Hälfte des Romans wird die Darstellung der beiden Hauptfiguren, die in der ersten Hälfte des Romans die zentrale Rolle spielen, analysiert. Dabei wird versucht, die beiden Figuren in ihrer jeweiligen Funktion zu verstehen. In der ersten Hälfte des Romans wird die Darstellung der beiden Hauptfiguren, die in der ersten Hälfte des Romans die zentrale Rolle spielen, analysiert. Dabei wird versucht, die beiden Figuren in ihrer jeweiligen Funktion zu verstehen.

Fall von Hayeks Unternehmung ist das und zu den Hauptfiguren kann, wie durch Fontanes hochentwickeltes und progressive Erzählkunst das Epos bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr wie im 18. Jahrhundert wesentlich dazu dient, das Innerleben der

Vermischtes

Die Uraufführung der *Fontane-Oper* von Theodor Fontane am 20. September 2001

Die Uraufführung der *Fontane-Oper* am 20. September 2001

Grußwort von Bundespräsident Johannes Rau bei der Übergabe der Fontane-Manuskripte der Stadt Wuppertal an das Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam am 20. September 2001

In diesen Tagen, so kurz nach den Terroranschlägen in den U.S.A., denkt wohl jeder mehr an Washington und New York als an Wuppertal, Potsdam und Berlin. Man weiß noch gar nicht, wie man sich von den schrecklichen Bildern, die sich in unsere Herzen eingebrannt haben, wieder lösen soll und ob man das kann.

Meine Frau und ich bekamen gestern einen Brief von einer Freundin, die schrieb: »Ich bin in meinem Leben noch nie so oft in der Kirche gewesen wie in dieser Woche.« So geht es vielen Menschen. Sie suchen offenbar Orte, an denen sie Stille, Trost, Hilfe und Rat finden können.

Viele fragen sich auch: »Wo darf man hingehen? Darf man noch Geschichten erzählen, bei denen die Zuhörer lachen?« Dann denkt man an Salomo: »Alles hat seine Zeit: Trauern hat seine Zeit, Lachen hat seine Zeit«. Wir alle kennen den Text aus Prediger 3: »Eine Zeit zum Gebären / und eine Zeit zum Sterben, / ...eine Zeit zum Weinen / eine Zeit für die Klage / und eine Zeit für den Tanz / ...eine Zeit für den Krieg / und eine Zeit für den Frieden.«

Nun ist die Zeit des Tanzes sicher noch nicht gekommen. Die Zeit für den Frieden ist aber immer da. Wir dürfen sie uns von denen nicht nehmen lassen, die hinter den Anschlägen stehen. Denn dann erst hätten sie gewonnen.

Zum Frieden, zum inneren Frieden in uns, in unserem Land, in der Welt, gehört vor allem, dass wir uns in der Überzeugung nicht beirren lassen, dass es zu Humanität und Toleranz keine Alternative gibt. Ich meine, dass wir uns darauf auch aus diesem Anlass, bei der Übergabe der Fontane-Autographen, einlassen und uns gemeinsam darauf besinnen können.

Wir sind am Todestag Theodor Fontanes zusammengekommen. Wir ehren ein Werk, das von Humanität und Toleranz geprägt ist. Gerade deswegen ist Fontane oft nicht genügend gewürdigt worden. Heinrich Mann hat 50 Jahre nach Fontanes Tod geschrieben: »Was er sieht, ist bei allem, in jedem

auch das andere, weshalb er abgelehnt wird, wo und wann fanatische Einseitigkeit die Macht antritt.«

Fontanes Lebensweg hat dazu beigetragen, dass er ein Beobachter wurde, der »in jedem auch das andere« sehen konnte. Er hat seinen Lebensunterhalt als Apotheker, als Journalist, als Kriegsberichterstatter, als Theaterkritiker und als Schriftsteller verdient. Er hat die Revolution von 1848 genauso erlebt wie deren blutige Unterdrückung. Er hat am deutsch-französischen Krieg von 1870/71 teilgenommen, und er hat die Gründung des Kaiserreichs in Versailles erlebt. Er hat beobachtet, wie eine alte Welt verging und wie sich eine neue bildete.

Fontane hat immer wieder, auch an sich selber, den Kampf zwischen individueller Freiheit und gesellschaftlicher Konvention beobachtet und beschrieben. Er hat – ich denke, darüber werden wir nachher noch mehr hören – einige der interessantesten Frauengestalten der deutschen Literatur geschaffen. Er war ein genauer Beobachter seiner Zeit, ein scharfsinniger, aber kein scharfzüngiger Beobachter. Wenn ich mich richtig erinnere, dann gibt es in all seinen Werken keine Figur, die gänzlich negativ dargestellt wäre.

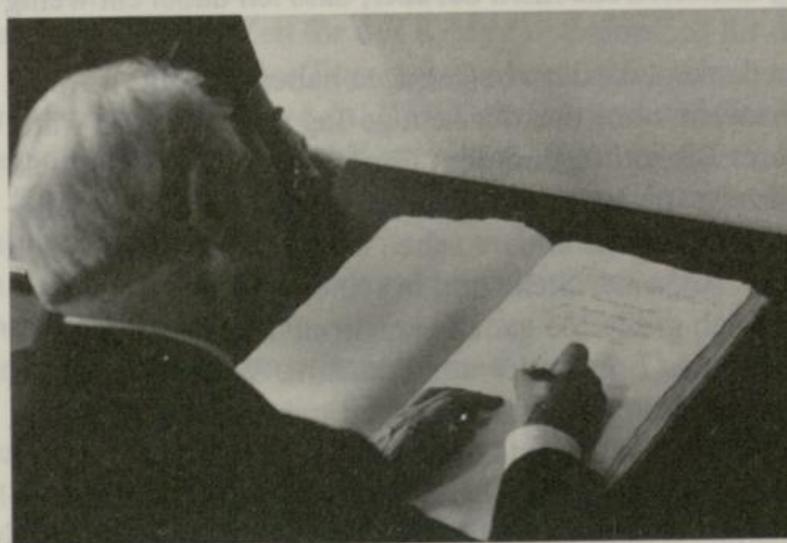
Fontane hat junge Autoren gefördert, z.B. Gerhart Hauptmann, die anders und anderes schrieben als er. Darüber war Gerhart Hauptmann sehr verwundert. Das hat er Fontane auch geschrieben. Fontane hat ihm geantwortet: »Die realistische Schule hat nicht einzig und *allein* recht, aber sie hat so gut recht wie die ihr entgegengesetzte.« Ich glaube, es lohnt sich, in diesen Tagen wieder Fontane zu lesen, der »in jedem auch das andere« sehen konnte.

Dass wir heute zusammenkommen ist Folge eines Kriegsgeschehens. Das Fontane-Archiv hat im Zweiten Weltkrieg vieles verloren. Darum freue ich mich darüber, dass es möglich ist, heute Autographen von Fontane an das Archiv zurückzugeben, und ich freue mich darüber, dass ich dabei ein wenig mithelfen konnte.

Ich möchte all denen danken, die dazu beigetragen haben: Reinhard Appel und Herrn Professor Frowein, ohne den der heutige Tag nicht möglich wäre; der Stadt Wuppertal, ihrer Bibliothek und dem Förderverein der Bibliothek.

Die Stadt Wuppertal zeigt uns heute durch ihr Geschenk an das Fontane-Archiv, dass man in jedem auch das andere sehen kann. Darüber hätte sich Theodor Fontane gefreut. An seiner Stelle und in seinem Namen freuen wir uns alle gemeinsam, und ich grüße Sie ganz herzlich, ob Sie aus Wuppertal kommen oder aus Berlin, aus Bonn oder aus Potsdam. Wichtig ist nicht, woher man kommt, sondern mit welcher Gewissheit man seinen Weg geht, und ob man Ziele hat, die anzustreben und anzugehen sich lohnt.

Alles Gute für Potsdam und alles Gute für das Theodor-Fontane-Archiv.



1. Am 20. September 2001 vor der Tür des Theodor-Fontane-Archivs: Mattias Platzeck, Potsdams Oberbürgermeister; Johanna Wanka, Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg; Hans Kremendahl, Wuppertals Oberbürgermeister; Johannes Rau, Bundespräsident; Hanna Delf von Wolzogen, Leiterin des Theodor-Fontane-Archivs

2. Bei der Übergabe der Publikation »Oceane kehrt zurück«

3. Der Bundespräsident beim Eintrag in das Gästebuch des Archivs



4. Beim Ansehen einiger Exemplare aus der Handbibliothek Fontanes
(Fotos: Wolf-Heinrich von Wolzogen)

Fontanes Melusine-Gestalten

CHRISTINA VON BRAUN

Wenn Ozeane zurückkehren, sollte man sich in Acht nehmen, dann steht zu meist eine Sturmflut an. Ob das hier der Fall ist, mag dahingestellt bleiben. Aber es ist unbestreitbar, daß in Fontanes Melusinen und Oceanen so manches steckte, das liebgewordene Traditionen in Frage stellte. In einem der Fragmente heißt es:

»Das Mädchen ist eine Art Wassernixe, das Wasser ist ihr Element: baden, schwimmen, fahren, segeln, Schlittschuh laufen. Alles was künstl. oder liter. damit zusammenhängt, entzückt sie, drüber liest sie, davon spricht sie und schreibt sie, sie hat Bücher und Bilder dieses Inhalts. Sie liebt das Melusinen-Märchen und Mörikes Gedicht von der ›Windsbraut‹. Und elementar geht sie unter. Sie verschwindet; man weiß nicht genau wie; nur sagen- und legendenhaft wirkt es.«¹

›Melusine‹ ist kein Name – Melusine ist ein Programm. Ein Programm, das Fontane sein Leben lang begleitete. Der erste Entwurf zu dieser Frauengestalt entstand schon 1877. Ihm folgten weitere Fragmente mit demselben Motiv: *Oceane von Parceval* 1882; *Melusine von Cadoudal* 1895 und schließlich die verführerische Gestalt der Melusine im *Stechlin*, 1897. All diesen Frauengestalten sind Eigenschaften wie Schönheit, Anmut, Verführungskraft, Intelligenz und das Element des Undurchschaubaren, Rätselhaften gemeinsam. Letzteres zeichnet für Fontane allerdings ›die Frau‹ schlechthin aus – wie Graf Barby und sein Diener Jeserich konstatieren müssen:

»Ja, Herr Graf, wie soll ich darüber denken? Mit Damen weiß man ja nie – vornehm und nicht vornehm, klein und groß, arm und reich, das is alles eins. Mit unsrer Lizzi is es gerad ebenso wie mit Gräfin Melusine. Wenn man denkt, es is so, denn is es so, und wenn man denkt, es is so, denn is es wieder so. Wie meine Frau noch lebte, Gott habe sie selig, die sagte auch immer: ›Ja, Jeserich, was du dir bloß denkst; wir sind eben ein Rätsel.‹ Ach Gott, sie war

ja man einfach, aber das können Sie mir glauben, Herr Graf, so sind sie alle.«

»Hast ganz recht, Jeserich. Und deshalb können wir auch nicht gegen an. Und ich freue mich, daß du das auch so scharf aufgefaßt hast. Du bist überhaupt ein Menschenkenner. Wo du's bloß her hast? Du hast so was von 'nem Philosophen. Hast du schon mal einen gesehen?«

»Nein, Herr Graf. Wenn man soviel zu tun hat und immer Silber putzen muß.«²

Fontane mußte kein Silber putzen und hatte schon etwas mehr Muße, über die Frauen zu philosophieren. Aber auch sein Philosophieren hatte weniger mit ›Menschenkenntnis‹ und Wissen als mit Sehnsüchten zu tun. Fontane bedurfte der Melusine-Gestalten, um all das zu sagen, was er (noch) nicht auszusprechen wagte. Sie boten die Möglichkeiten, die Grenzen des Fortschritts auszuprobieren, ohne daß jemand dahinter schon Verrat an der Tradition vermuten konnte. Dieser Gebrauch der Frauengestalten hatte auch schon Goethe gedient, der sagte, daß die Frau »das einzige Gefäß« sei, »was uns Neueren noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen.«³ Ganz ähnlich Fontane, der das Alte (an dem er nicht minder hing) gerne bei der alten Garde und das Neue in weibliche Gestalten des Typus Melusine ›zu gießen‹ versuchte.

Die Art von Idealität, die Fontane mit seinen ›Melusinen‹ verband, war paradox: Einerseits verkörperten sie das Elementare, Triebhafte, die ›Natur‹, andererseits aber auch die Unfähigkeit zum Gefühl, zur sinnlichen Erfahrung. Das zeigt sich in einem Tagebucheintrag von 1873, der später in den *Wanderungen* wieder auftauchen sollte. Fontane beschreibt darin den Stechliner See, dessen Name ursprünglich »wildes unruhiges Wasser«⁴ bedeutet:

»Er geht 400 Fuß tief, und an mehr als einer Stelle findet das Senkblei keinen Grund. Und Launen hat er, und man muß ihn ausstudieren wie eine Frau. Dies kann er leiden und jenes nicht, und mitunter liegt das, was ihm schmeichelt, und das, was ihn ärgert, keine Handbreit auseinander. Die Fischer, selbstverständlich, kennen ihn am besten. Hier dürfen sie das Netz ziehen, und an seiner Oberfläche bleibt alles klar und heiter, aber zehn Schritt weiter will er's nicht haben, aus bloßem Eigensinn, und sein Antlitz runzelt und verdunkelt sich, und ein Murren klingt herauf. Dann ist es Zeit, ihn zu meiden und das Ufer aufzusuchen. Ist aber ein Waghals im Boot, der's ertragen will, so gibt's ein Unglück, und der Hahn steigt herauf, rot und zornig, der Hahn, der unten auf dem Stechlin sitzt, und schlägt den See mit seinen Flügeln, bis er schäumt und wogt und greift das Boot an und kreischt und kräht, daß es die ganze Menzer Forst durchhallt von Dagow bis Roofen und bis Alt-Globsow hin.«⁵

Dieser See klingt doch ein wenig wie Jeserichs Beschreibung der weibli-

chen Psyche, oder? Aber es kommt noch etwas hinzu: der Hahn. Im Grunde ist Fontane der Ansicht, daß in jeder ›echten‹ Frau ein ordentlicher, d.h. roter Hahn sitzt, der, wenn nötig, für Unruhe sorgt. Das heißt, der Stechliner See ist nicht nur ein Spiegelbild der unberechenbaren weiblichen Natur, sondern auch der politischen Umwälzungen, deren Zeuge Fontane war. Zu ihnen gehörten etwa der beginnende Kampf der Suffragetten, mit denen Fontane nicht viel im Sinn hatte. Aber so ein bißchen mehr weibliches Stimmrecht, »Schäumen und Wogen, Kreischen und Krähen« scheint doch auch ihm am Herzen gelegen zu haben.

Fontane ging es bei seinen Melusine-Gestalten um eine Vermischung des Elementar-Weiblichen mit dem Rational-Männlichen. Dafür spricht die seltsame Kühllheit, die diese Frauengestalten auszeichnet. Im Entwurf zur *Oceane von Parceval* heißt es:

»Es gibt Unglückliche, die statt des Gefühls nur die Sehnsucht nach dem Gefühl haben und diese Sehnsucht macht sie reizend und tragisch. Die Elementargeister sind als solche uns unsympathisch, die Nixe bleibt uns gleichgültig, von dem Augenblick an aber wo die Durchschnitts-Nixe zur exzeptionellen Melusine wird, wo sie sich einreihen möchte in's Schön-Menschliche und doch nicht kann, von diesem Augenblick an rührt sie uns. *Oceane von Parceval* ist eine solche moderne Melusine. Sie hat Liebe, aber keine Trauer, der Schmerz ist ihr fremd, alles was geschieht wird ihr zum Bild (...) und die Sehnsucht nach einer tieferen Herzens-Teilnahme mit den Schicksalen der Menschen wird ihr selber zum Schicksal. Sie wirft das Leben weg, weil sie fühlt, daß ihr Leben nur ein Schein-Leben, aber kein wirkliches Leben ist. Sie weiß, daß es viele Melusinen gibt; aber Melusinen, die nicht wissen, daß sie's sind, sind keine; sie weiß es, und die Erkenntnis tötet sie.«⁶

Was verbindet Fontane mit einer solchen Frauengestalt, die die tieferen Gefühle scheut? Mir scheint, daß an dieser Stelle die deutsche – genauer: die preußische Geschichte – eine wichtige Rolle spielt. In Preußen hatte der Entkirchlichungsprozeß schon lange begonnen – und dafür scheint die Gestalt der *Oceane* zu stehen, die in einer Kruzifix-Darstellung, die von vielen bewundert wird, »etwas Jahrmarktsbildartiges« sieht und sich zugleich fragt: »je hässlich-drastischer dies alles an mich herantritt, je mehr Blut aus den Nägelmalen quillt, je mächtiger tritt die große Lehre vom Blut des Erlösers an mich heran und mir ist es, als blicke er in meine Seele und frage, wie steht es drin? was tust du? wie folgst du meinem Beispiel? wo bleibt dein Blut?«⁷ Melusine verweigert den christlichen Opfergedanken – aber sie scheint bereit, ein anderes Opfer auf sich zu nehmen: das Opfer von Rationalität, abstraktem Denken, das traditionell mit Männlichkeit gleichgesetzt wird. Es scheint beinahe, als habe Fontane seinen verführerischen Frauenfiguren eine

Aufgabe übertragen, deren das starke Geschlecht müde geworden war – und das erklärt den ›Hahn‹, der in jeder seiner Melusine-Gestalten verborgen war.

Die politisch-historische Dimension von Fontanes Frauengestalten wird deutlich, wenn man sie mit zeitgenössischen Frauengestalten der französischen Literatur vergleicht – etwa Flauberts *Madame Bovary*. Auch die französischen Schriftsteller setzen – als Neuerer – auf das ›weibliche Element‹, doch in ganz anderer Weise: Bei ihnen ist eher eine Aneignung des Traditionell-Weiblichen zu beobachten. »Seltsamer- und eigentümlicherweise«, so schrieb etwa Stéphane Mallarmé, »habe ich alles geliebt, was sich in diesem Wort Sturz zusammenfassen läßt.«⁸ Ähnliches spricht aus Flauberts berühmtem Diktum »Madame Bovary c'est moi« oder aus Rimbauds »Je est un Autre«. Für Flaubert bildete die Aneignung des Weiblichen eine Voraussetzung für schöpferische Potenz:

»Schreiben ist etwas Köstliches, nicht mehr man selbst zu sein, sondern in der ganzen Schöpfung zu kreisen, von der man spricht. Heute zum Beispiel bin ich als Mann und Frau zugleich, als Liebhaber und Geliebte [...] durch einen Wald geritten.«⁹

Fontane hat etwas anderes im Sinn. Bei ihm wird die Aneignung des Weiblichen in der Kunst verspottet, so etwa wenn der Held im Oceanen-Fragment sich über die moderne Kunst äußert:

»Eine entzückende Seite in unserer modernen Kunst ist das Hervorkehren des Elementaren. Das Hervorheben seiner wie sieggewissen Macht über das Individuelle, das Menschliche, das Christliche.«¹⁰

Auch Fontane ging es, wie Flaubert, wie Baudelaire, darum, das Alte zu überwinden, aber nicht durch die Wiederbelebung des Elementaren, Weiblichen, sondern durch die Neuerschaffung einer Weiblichkeit, die die alten Traditionen männlicher Rationalität auf sich genommen hat. So erklärt die Melusine im *Stechlin* zu Pfarrer Lorenzen:

»Ich bin, denk ich, dem Tage nahe, der mich ahnen läßt, daß unsre Prüfungen auch unsre Segnungen sind und daß mir alles Leid nur kam, um den Stab, der trägt und stützt, fester zu umklammern. Ich darf leider nicht hinzufügen, daß dieser Stab (möglich, daß er sich einst dazu auswächst) das Kreuz sei. Meiner ganzen Natur nach bin ich ungläubig. Aber ich hoffe sagen zu dürfen: ich bin wenigstens demütig.«¹¹

Das ›Elementar-Weibliche‹, das ›Natürliche‹, von dem die Melusinen bei Fontane auf den ersten Blick zu erzählen scheinen, erweist sich als ein ›Element‹ des Fortschritts, durch den die gesellschaftlichen Strukturen Preußens überwunden werden sollten, soweit diese verkörpert wurden von einem selbstgefälligen Junkertum und einem Protestantismus, der Selbstgerechtig-

keit mit Nächstenliebe verwechselte. Die Frauengestalten sollen Unruhe in diese Welt der schönen Eindeutigkeiten bringen – nicht durch das Triebhafte, mit dem die Preußen immer schon wenig anfangen konnten, sondern durch eine ganz besondere Form von Intelligenz und Autonomie, die allerdings auch nicht gerade dem Ideal des soldatischen Mannes entsprach. Das wird deutlich in dem Fragment der Melusine von Cadoual (1895), in der die Wasernixe als eine ältliche und arme, aber geistreiche Stiftsdame daherkommt, die ihr privates Christentum entwickelt.

»Die Schwierigkeit lag in ihrer Kirchlichkeit, richtiger in ihrem Bekenntnis. Wäre dies von einer gewissen Allgemeingültigkeit gewesen, hätte sie sich als Herrnhuterin, als Quäkerin, als Methodistin, als böhmische Brüdergemeinde (noch einige halb komische aufzählen) rubrizieren lassen, so wäre vielleicht ein Finden Gleichgestimmter möglich gewesen, sie hatte sich aber eine eigene Religion zurechtgemacht, in der bestimmte Sätze der schärfsten Orthodoxie (grade diese bevorzugte sie) mit vollkommener Freiheitlichkeit – Freigeisterei wäre nicht das richtige Wort gewesen – wechselte, so daß ein Sichfinden auf diesem willkürlich aufgezimmernten Glaubenspodium sehr unwahrscheinlich war.«¹²

Und es zeigt sich auch bei der Melusine im *Stechlin*, die nicht auf kirchlicher, sondern auf politischer Ebene argumentiert:

»Wir kommen da eben von Ihrem Stechlin her, von Ihrem See, dem Besten, was Sie hier haben. Ich habe mich dagegen gewehrt, als das Eis aufgeschlagen werden sollte, denn alles Eingreifen oder auch nur Einblicken in das, was sich verbirgt, erschreckt mich. Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das werdende, denn eben dies werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.«¹³

Fontanes Blick auf das Weibliche ist umso erstaunlicher, als sein Zeitalter, in dem Frauen um das Wahlrecht zu kämpfen begannen, zum Schluß kam, daß die ›Masse‹ – und um die ging es ja mit dem allgemeinen Wahlrecht – ebenso irrational sei wie eine Frau. Dichtete Fontane seinem See weibliche Unberechenbarkeit und Laune an, so vertraten gerade die französischen Massenpsychologen des späten 19. Jahrhunderts wie Gustave Le Bon die Ansicht, daß ›die Masse‹ sich wie eine Frau verhalte und wie diese erobert, verführt und unterjocht zu werden wünsche; man müsse ihrer angeblichen Wildheit und Leidenschaft mit starker Hand und Strenge begegnen. Da ist es schon erstaunlich, daß ein preußischer Autor gerade in den Frauengestalten das Rationale zu entdecken meinte.

Nun, die Franzosen sind stolz auf ihre Französinen, und die Preußen sind stolz auf ihre Soldaten. Darum kann es nicht verwundern, daß die Franzosen

die anstehenden sozialen Neuerungen von einer Verweiblichung des Männlichen und die Preußen – soweit sie überhaupt für Neuerungen waren – von einer Vermännlichung des Weiblichen erwarteten. Eines ist allerdings beiden nationalen Kulturen gemeinsam: Die Frauengestalten müssen für ihre Aufgabe sterben. Flaubert läßt seine Madame Bovary Selbstmord begehen, und Fontane opfert seine Oceane von Parceval dem Meeresherrn. Bei Madame Bovary geschieht das in dem Moment, wo die Heldin eingesehen hat, daß all das, was sie für authentische ›Gefühle‹ hielt, in Wirklichkeit nur Einbildungen waren. Oceane geht ins Meer, nachdem sie zum ersten Mal weinen kann. Der Held hat ihr eine leidenschaftliche Liebeserklärung gemacht und sie sagt: »Ach dies Glück, weinen zu können«. Dann sinkt sie an seine Brust.¹⁴ Bestand Flauberts Dilemma darin, daß er erkennen mußte, daß seine phantasierte Weiblichkeit nur der literarische Teil des Selbst war, so bestand Fontanes darin, daß sein kühles Frauenideal nur bei einer Frau unterzubringen war, die auch bei der Liebe den Kopf nicht verliert. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als die arme Nixe ins Meer zurückzuschicken:

»Es war stille See geworden. Sie nimmt Abschied von der Mutter in ruhiger Heiterkeit. An den Strand. Sie blickt von dem Badesteg hinaus, einzelne weiße Kämme blitzten auf. Sie hat ein Gespräch mit der Badefrau und ein paar andren jungen Damen. Diese folgen ihr mit dem Auge. Sie sahen sie wie sie bis zu dem 1. u. 2. und 3. Reff (Sandbank) schwamm und dann war es als ob Wellen tanzten. Waren es Wellen? Wohl, wohl, was sonst. Oder war es ein Delphin. Und sie schwamm weiter und sie sahen die grüne Kappe, die sie trug. Und nun schwand sie. ›Sie macht eine Biegung etc. etc.‹ Eine Stunde, und sie war noch nicht zurück. Der Tag ging, ein anderer kam, Oceane war fort.

In ihrer Briefmappe fand sich ein Brief, an den Helden adressiert. ›Ich gehe fort. Es war doch recht, das mit dem Elementaren. Es fehlte mir etwas für die Erde, dessen ich bedarf, um sie zu tragen. Ich hatte es nur gefühlt; als ich Dich sah, wußte ich es. Ich geh nun unter in dem Reich der Kühle, daraus ich geboren war. Aber auch dort die Deine. Oceane«.¹⁵

Oceane kehrt zurück? Vielleicht ist es kein Zufall, daß dieses Fragment Fragment geblieben ist. Je mehr sich sein Leben dem Ende zuneigte, scheint sich in Fontanes Denken eine andere Melusine herausgebildet zu haben. Die Melusine im *Stechlin* ist eine Frauenfigur, die die Eigenschaften von Intelligenz, Anmut, Autonomie und Fortschritt in sich vereint, ohne dafür gleich ins Wasser zu gehen. Sie ist das ›Element‹, das Veränderungen bringt – aber nicht durch Untergang, sondern durch Lebendigkeit. Der *Stechlin* ist als das Vermächtnis Fontanes bezeichnet worden. Wenn diese Frauengestalt zu seinem Vermächtnis gehört, so wird man die Erbschaft nicht ausschlagen wol-

len: »Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu«, sagte sich Dubslav still in seinem alten Herzen, als er jetzt Melusine den Arm bot, um sie vom Flur her in den Salon zu führen. »So müssen Weiber sein.«¹⁶

Anmerkungen

- 1 THEODOR FONTANE, *Melusine*, in: NFA XXIV. 1975, S. 129.
- 2 THEODOR FONTANE, *Der Stechlin*, in: ders., AFA, 1984, Bd. 8, S. 121f.
- 3 GOETHE, *Gespräch mit Eckermann*, 5. Juli 1827, in: ECKERMANN, *Gespräche mit Goethe*, hrsg. v. LUDWIG GEIGER, Leipzig o.J., S. 202.
- 4 *Der Stechlin*, S. 419.
- 5 *Der Stechlin*, S. 418.
- 6 THEODOR FONTANE, *Oceane von Parceval*, in: NFA XXIV. 1975, S. 284f.
- 7 *Oceane von Parceval*, S. 293.
- 8 STÉPHANE MALLARMÉ, *Plainte d'automne*, 1867, in: *Oeuvres complètes*, Paris 1945, S. 270.
- 9 Brief an Louise Colet, 23. Dezember 1853, in: *Oeuvres de Gustave Flaubert*. Hrsg. v. MAURICE NADEAU, Lausanne 1964.
- 10 *Oceane von Parceval*, S. 294.
- 11 *Der Stechlin*, S. 287.
- 12 THEODOR FONTANE, *Melusine von Cadoudal*, in: NFA XXIV. 1975, S. 1174f.
- 13 *Der Stechlin*, S. 288.
- 14 *Oceane von Parceval*, S. 297.
- 15 *Oceane von Parceval*, S. 297f.
- 16 *Der Stechlin*, S. 269.

»Der Schlei« oder »die Schleie«?
 Die ersten Buchausgaben des vierten Wanderungsbandes *Spreeland*.
 Fragen zur Edition

GEORG WOLPERT

Vielfach und vielfältig hat Theodor Fontane seine Wanderungsbände bearbeitet, für neue Auflagen Texte umgestellt, übernommen oder herausgenommen, ergänzt, umgruppiert, korrigiert und stilistisch verbessert. Ein work in progress, das auch mit dem Erscheinen des vierten Wanderungsbandes *Spreeland* mit seinem »Schlußwort«¹ zu den Wanderungen nicht abgeschlossen ist.²

Dieser Wanderungsband, der eine zweiundzwanzigjährige Entstehungs- und insofern besonders komplizierte Vorgeschichte hat,³ trägt im Titel die Jahreszahl 1882, wurde aber schon Ende November 1881 ausgeliefert.

Fünf Jahre später, im Herbst 1886 – in einer Zeit also, in welcher den Autor vor allem seine Verletzung und Verärgerung über das mangelnde Interesse der Verleger an der Novelle *Cécile* bestimmen⁴ – kann der *Spreeland*-Band in einer zweiten Auflage erscheinen. Im Text gibt es feine Veränderungen. Heißt es beispielsweise in der ersten Auflage des *Spreeland*-Bandes von 1882 noch:

»Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Schleie,
 Der Fisch will trinken, gebt ihm 'was, daß er vor Durst nicht schreie.«⁵

so setzt die zweite Auflage nun den auch namensetymologisch maskulinsten aller Fische, den Hecht,⁶ in Gegensatz zu einem weiblichen Pendant, der weibliche Reim kommt zu seinem Recht, das Spiel wird beziehungs- und andeutungsreicher:

»Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einer Schleie,
 Der Fisch will trinken, gebt ihm 'was, daß er vor Durst nicht schreie.«⁷

Es ist nicht bekannt, wer diese Veränderung⁸ zu verantworten hat; Fontane selbst vermutlich nicht; schon in einem Brief vom 11. Dezember 1885 an den Verleger äußert er »die herzliche Bitte, daß ich mit Korrektur resp. Revision gar nichts mehr zu tun habe, so daß die Sache den Charakter gewinnt, als wäre ich schon todt. Ihre Güte wird gewiß für eine gute und gewissenhafte Durchsicht, sei's bei Freund Buchbinder in Ruppin, sei's bei einem andern, sorgen. *Ich* kann nicht mehr«⁹. Im Brief vom 11. Januar 1886 erwägt Fontane dann doch, wenigstens veraltete Zahlenangaben zu revidieren; auch dies wird schon sechs Tage später »aufgegeben; man vertrödelt damit ein kolossales Quantum von Zeit«¹⁰. Selbst »ein ganz ganz kurzes Vorwort zur 2. Auflage«¹¹ muß, weil zu spät angekündigt¹², entfallen.

Merkwürdigerweise hat das Exemplar des *Spreeland*-Bandes, das sich in Fontanes Handbibliothek befindet,¹³ (es ist ein Exemplar der ersten Auflage), einige im folgenden aufgeführte Korrekturen aufzuweisen, welche nicht von Fontane stammen¹⁴:

- S. 121 »trat er an das Schalter« – »das« unterstrichen, am Rand »?«
- S. 124 »Trotzdem diesseitig« – »diesseitig« unterstrichen, am Rand senkrechter Strich
- S. 127 »vor dem Maison d'Arrêt« – »dem« unterstrichen, am Rand senkrechter Strich
- S. 132, Fußnote zu S. 131 »steht er *nicht*« – »er« unterstrichen, am Rand »?«
- S. 137 »aber es fehlte doch der eigenthümliche Parfum« – »der« unterstrichen, am Rand »?«
- S. 142, Fußnote »Aquarellbild« – handschriftlich am Rand: »dürfte ein koloriertes Aquatintablatt sein«
- S. 171, Ende des zweiten Absatzes »1727« – handschriftlich am Rand: »falsch. 1736«¹⁵
- S. 283, Fußnote »ihn« – »n« durchgestrichen, am Rand »m«
- S. 411 »entläßt« – »tz« durchgestrichen, am Rand »ß«
- S. 436 »1812 die Kunstausstellung (die erste, die in Berlin überhaupt stattfand)« – »die *erste*, die in« unterstrichen, am Rand »nicht richtig. 1788!«

Obwohl bei dieser unsystematischen Korrektur eine gewisse Aufmerksamkeit für das grammatische Geschlecht der Wörter festzustellen ist, ist die Stelle mit dem »Schleie« weder angestrichen noch sonstwie korrigiert.

Die ins Auge fallenden Druckfehler auf den Seiten 283 und 411 hat auch die 2. Auflage korrigiert, sonst folgt sie an den betreffenden Stellen unverändert und durchgehend der 1. Auflage.

Ein Vergleich der 2. Auflage des *Spreeland*-Bandes mit der 1. Auflage ergibt im übrigen folgendes Bild:

Die beiden Auflagen wirken – abgesehen vom Titelblatt – wie Zwillinge, sie sehen einander auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich. Beide wurden gedruckt »von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen« und sind seitenidentisch bis hin zu dem Blatt mit der Verlagswerbung.

In zahlreichen filigranen Details weicht das mir zur Verfügung stehende Exemplar der 2. Auflage¹⁶ allerdings ab von dem zum Vergleich herangezogenen Exemplar der 1. Auflage¹⁷. Die Bogensignatur »Fontane, Wanderungen IV« erhält nun durchgehend den zusätzlichen Hinweis »2. Aufl.«; ein mehrfach wiederkehrender veränderter Zeilensprung¹⁸, Fehler¹⁹ und Änderungen im Druckbild²⁰ kommen dazu; die Verlagsanzeige ist revidiert.²¹

Das Mischexemplar

Nach Erscheinen der 2. Auflage tauchen wohl immer noch einzelne Exemplare des Spreeland-Bandes mit dem Titelblatt der 1. Auflage von 1882 im Buchhandel auf. Von zumindest einem läßt sich das zweifelsfrei feststellen.²² Es handelt sich um ein Exemplar im Originaleinband des Verlags mit einem Titelblatt der 1. Auflage und einem handschriftlichen Eintrag im vorderen Vorsatz:

Clara Gesenius.

Weihnachten 1889 von Papa.

Die eigentliche Merkwürdigkeit dieses Exemplars liegt für uns in seinem »Innenleben«, nämlich in seiner Zusammensetzung.²³ Das Titelblatt (Abb. 1) und die Seiten 17–448, also der größte Teil des Textes, gehören tatsächlich dem Druck der 1. Auflage an; das Inhaltsverzeichnis²⁴ und die Seiten 1–16 sowie 449–459 jedoch dem Druck der 2. Auflage²⁵; der Schmutztitel und das Vorwort lassen sich, meines Erachtens, keiner der beiden Auflagen eindeutig zuordnen. Leider muß man mit einem recht hohen Ungenauigkeitsfaktor rechnen, wenn man eruieren will, welche der Präliminarblätter zu welchem Druck gehören. Es sind fünf Blätter, also müßte eines der Blätter eingeklebt sein, die andern könnten paarweise zusammenhängen. Da Blatt 4 und 5 – sie enthalten das Inhaltsverzeichnis – eindeutig dem Druck der 2. Auflage zugeordnet werden konnten, könnte man, wenn man feststellen kann, wie die Blätter am Falz miteinander verbunden sind, die mit dem Inhaltsverzeichnis zusammenhängenden Blätter dann ebenfalls dem Druck der 2. Auflage zuordnen. Dementsprechend ließe sich ein Blatt, von dem man feststellen kann, daß es mit dem Titelblatt zusammenhängt, der 1. Auflage zuordnen.

Doch das Buch ist alt, das Papier brüchig, ich konnte also die Bindung, um das Buch nicht zu beschädigen, nur sehr vorsichtig untersuchen. Mein

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Vierter Theil.

Spreeland.

Beesfow = Storfow und Barnim = Teltow.

Von

Theodor Foulane.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herg.

(Bessersche Buchhandlung.)

1882.

Abb. 1: Titelblatt der Erstausgabe

Befund – das Titelblatt ist eingeklebt, die anderen vier Präliminarblätter sind dem 2. Druck zuzuordnen – läßt sich also leider nicht endgültig verifizieren.

Zusammenfassend kann ich festhalten:

Das Exemplar setzt sich zusammen aus Teilen des Drucks der Erstausgabe von 1882 (Titel und Druckbogen 2 bis 28), aus Teilen des Neudrucks von 1886 (Inhaltsverzeichnis, erster und letzter Druckbogen) und jenen Teilen der Präliminarien (Schmutztitel und Vorwort), welche sowohl aus der Erstausgabe als auch aus dem Neudruck stammen könnten.

Fragen zur Edition

Textgrundlage der heute zugänglichen Ausgaben der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* bildet bekanntlich laut Aussagen der Herausgeber die jeweils letzte Auflage, an der Fontane nachweislich durch Änderungen oder Durchsicht der Korrekturfahnen mitgewirkt hat. Im Falle des *Spreeland-Bandes* ist dies die erste Auflage von 1882.²⁶

Nun fällt aber auf, daß die *Große Brandenburger Ausgabe* bei den von mir festgestellten Abweichungen im ersten und letzten Druckbogen der ersten Auflage folgt, die *Hanser-Fontane-Ausgabe* jedoch der zweiten:

Erste Auflage

Seite 10 »einem Schleie«
Seite 454 »auf unsren Adel«
Seite 459 »Und von manch'
ähnlichem
Tage könnt' ich noch
berichten!«²⁷

Zweite Auflage

»einer Schleie«
»auf unsern Adel«
»Und von manch'
ähnlichen
Tagen könnt' ich noch
berichten!«²⁸

Leider kann ich nicht nachprüfen, ob den Herausgebern der *Hanser-Fontane-Ausgabe* eventuell eine wie auch immer zusammengesetzte²⁹ Mischauflage mit dem Titelblatt der ersten Auflage – ähnlich also dem Exemplar aus dem Besitz von Clara Gesenius – als Textgrundlage für den *Spreeland-Band* diente, oder ob die aufgeführten Differenzen mit den »modernisierenden« Eingriffen der Herausgeber³⁰ zu tun haben und hier rein zufällig so konsequent mit Textvarianten der zweiten Auflage übereinstimmen.

Wer – und auf welche Weise – auch immer in die Texte Fontanes eingegriffen hat,³¹ wissen wir nicht; unsere Beobachtungen aber zeigen, daß dies schon sehr früh geschah. Wie sicher ist uns dann aber der Text?

Schlußfolgerungen

- Neben jenen Exemplaren des *Spreeland*-Bandes, die vollständig aus Druckbogen der ersten Auflage bzw. vollständig aus Druckbogen der zweiten Auflage bestehen, findet man solche Exemplare, die zusammengesetzt sind aus Druckbogen beider Auflagen, die sich jedoch durch ihr Titelblatt als einer einzigen Auflage zugehörig ausweisen; man könnte sie Mischexemplare nennen.
- Es kann angenommen werden, daß weitere Exemplare dieser Art existieren. Für die *Hanser-Fontane-Ausgabe* scheint jedenfalls ein Mischexemplar verwendet worden zu sein, das von der Titelei her als ein Exemplar der 1. Auflage angesehen werden konnte, an den bezeichneten Textstellen jedoch Bogen der 2. Auflage enthielt, nämlich zumindest den ersten und neunundzwanzigsten bzw. letzten Druckbogen.³²
- Nur durch die Besonderheit, daß hier die Auflagenbezeichnung Bestandteil der Bogensignatur (Abb. 2) konnte das Mischexemplar überhaupt erkannt werden.

Diese Morgenfrühe war nun da, der Wagen kam und hielt, und
über das holprige Pflaster der ehemaligen Bischofsstadt hin ging
Fontane, Wanderungen. IV. 2

Diese Morgenfrühe war nun da, der Wagen kam und hielt, und
über das holprige Pflaster der ehemaligen Bischofsstadt hin ging
Fontane, Wanderungen. IV. 2. Aufl. 2

Abbildung 2: Ausschnitt von S. 17 mit Bogensignatur, 1. und 2. Auflage

Nun läßt sich feststellen, daß nur die allerwenigsten der frühen Auflagen von Titeln Theodor Fontanes in den Bogensignaturen als einer bestimmten Auflage zugehörig gekennzeichnet sind. Bei den Wanderungsbänden sind das *Die Grafschaft Ruppin*, 3. und 4. Auflage³³, *Das Oderland*, 3. Auflage, *Havelland*, 2. Auflage, *Spreeland*, 2. Auflage; bei den Gedichtbänden die 3., 4. und 5. Auflage³⁴; bei den Romanen konnte ich mit einer einzigen Ausnahme, die allerdings aus dem Rahmen dieser Untersuchung fällt,³⁵ bislang keinen entsprechenden Hinweis entdecken. Das heißt, in den meisten Fällen kennzeichnet nur das Titelblatt das Einzelexemplar und ordnet es einer bestimmten Auflage zu.

Das von mir untersuchte Mischexemplar aus dem Besitz der Clara Ge-senius zeigt, wie wenig zuverlässig diese Zuordnung im Einzelfall sein kann.

Es ist durchaus möglich, daß auch in anderen Ausgaben solche Misch-exemplare existieren, die nur bisher noch nicht bemerkt worden sind.³⁶

- Bei Editionen sollte deshalb grundsätzlich angegeben werden, welches Einzelexemplar für die Konstituierung der Textfassung verwendet wurde.³⁷ Eine Kollationsbeschreibung mit der Notierung charakteristischer Merkmale des betr. Exemplars sollte eigentlich zu den Selbstverständlichkeiten einer Fontane-Edition gehören.
- Detaillierte Aussagen sind natürlich nur durch aufwendige Untersuchungen einer größeren Anzahl von Exemplaren möglich. Erst eine solche systematische druckanalytische Forschung schafft sichere Grundlagen für die Editionsphilologie.

Anmerkungen

- 1 GBA, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 4, *Spreeland*, 2. Aufl., Berlin 1994, S. 437–447. HFA II/2, 3. Aufl., München 1987, S. 868–877.
- 2 Bis kurz vor seinem Tod arbeitet Fontane an dem Fragment gebliebenen *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. Doch auch editionsgeschichtlich geht das »Wanderungen-Projekt« weiter: Der erste Wanderungsband *Die Grafschaft Ruppin* erscheint 1883 als »Vierte vermehrte Auflage«, 1892 abermals erweitert als »Wohlfeile Ausgabe«, *Fünf Schlösser. Altes und Neues aus der Mark Brandenburg* 1889. Vielleicht läßt sich der ganze Fontanesche Wanderungskosmos am besten mit einer riesigen mäandernden Flußlandschaft vergleichen. Mit den heutigen Ausgaben der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, konzipiert als Ausgaben letzter Hand, bekommen wir gleichsam nur zu unterschiedlichen Zeiten eingefrorene Teile dieser Flußlandschaft in die Hände. Und selbst wenn der Kommentar sein Bestes gibt – dem komplexen Geschehen dieses in der deutschen Literaturgeschichte wohl einzigartig dastehenden Projektes wird man so allenfalls ansatzweise gerecht. Peter Wrucks »Stichproben« zeigen diese Problematik geradezu frappierend auf. PETER WRUCK: *Stichproben – die Editionen und den Status der Fontaneschen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« betreffend*, in: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 2 (1998), S. 95–101. Um »Fontanes erstes Lebenswerk wieder in seine originären Zusammenhänge, die lebens- wie wirkungsgeschichtlichen, hinein[zu]-versetzen [...] und der Werk- und Textgeschichte [...] eine plausible Basis zur Verfügung« zu stellen, plädiert Wruck überzeugend für einen »Nachdruck der Wanderungen-Bände in der Editio princeps« (S. 101).

- 3 Einzelheiten dazu in: GBA, *Wanderungen*, Bd. 4, wie Anm. 1, S. 457-459.
- 4 Die spröden Sätze im Tagebuch (GBA, *Tagebücher*, Bd. 2, S. 235) lassen ein wenig davon spüren: »W. Hertz edierte eine neue Auflage von Band IV meiner ›Wanderungen‹, sonst erschien nichts von mir zu Weihnachten, da Müller-Grote den Druck meiner Novelle ›Cécile‹ abgelehnt hatte.« Vgl. CHRISTINE HEHLE: *Überaus sensible Beziehungen. Zehn unbekannte Briefe Theodor Fontanes an Carl Müller-Grote aus den Jahren 1885-1886*, in: *Fontane Blätter* 70, S. 10-31; insbesondere S. 20-21 und 30-31; sowie GBA, *Cécile*, S. 248-249.
- 5 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil. Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow*, Berlin 1882, S. 10.
- 6 DUDEN, Band 7, *Etymologie*, Mannheim 1963, S. 254 unter dem Stichwort »Hecht«: »Haken«, »Stachel«, »Spitze«, »Spieß«.
- 7 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil. Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow*, Zweite Auflage, Berlin 1886, S. 10.
- 8 Im *Brockhaus' Konversations-Lexikon* von 1895 (Bd. 14, S. 487) ist nur die feminine Form angegeben, nämlich »Schleie (Schleihe, Tinca)«. Umgangssprachlich war wohl auch die maskuline Form »der Schlei« gebräuchlich, die auch Fontane immer gebraucht. So in *Spreeland* (1. und 2. Aufl.), S. 82 »Schlei mit Dill« (GBA, *Wanderungen*, Bd. 4, wie Anm. 1, S. 86; HFA II/2, wie Anm. 1, S. 530); auch der Erstdruck in *Deutsche Rundschau*, Bd. XVI, Juli-Sept. 1878, S. 265 hat die maskuline Form; ebenso der Erstdruck des Aufsatzes *In den Spreewald*, veröffentlicht in der *Preußischen Zeitung* von 1859 (vgl. GBA, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 6, *Dörfer und Flecken im Lande Ruppın*, 4. Aufl., Berlin 1994, S. 21). Heute ist sowohl feminines als auch maskulines Genus für Schleie bzw. Schlei im Duden zugelassen.
- 9 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, Brief vom 11. Dezember 1885, in: THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898*. Stuttgart 1972, S. 282. Gedruckt wurde die 2. Auflage dann übrigens nicht bei Buchbinder in Ruppın, sondern bei Eupel in Sondershausen.
- 10 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, Brief vom 17. Januar 1886, in: THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*, wie Anm. 9, S. 283. Der Brief vom 11. Januar 1886 steht ebenfalls auf dieser Seite.
- 11 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, Brief vom 19. August 1886, in: THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*, wie Anm. 9, S. 286.
- 12 Hertz teilt Fontane am 20. August 1886 mit, daß die neue Auflage bereits ausgedruckt sei; vgl. THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*, wie Anm. 9, S. 529.
- 13 Potsdam TFA: Q 16.
- 14 Auf der Seite 302 wird ein »2^{ter} Jahresbericht des Alexis-Bundes (1927), S. 29.«

- erwähnt. Da sämtliche Einträge in diesem Band von *einer* Hand stammen – die Handschrift stimmt überein –, kann ihr Urheber folglich nicht Fontane gewesen sein.
- 15 Der Bau der neuen Kirche in Buch wurde tatsächlich 1736 abgeschlossen. So GBA, *Wanderungen*, Bd. 4, wie Anm. 1, im Anhang (S. 543). Im Text auch weiterhin (entspr. der 1. Aufl.): »1727« (S. 171).
- 16 *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. | *Vierter Theil*. | [Linie] | *Spree-land*. | *Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow*. | *Von* | *Theodor Fontane*. | [Geschweifte Linie] | *Zweite Auflage*. | [Geschweifte Linie] | [Linie] | *Berlin*. | *Verlag von Wilhelm Hertz*. | (*Bessersche Buchhandlung*.) | 1886.
Kollation: 8° π_{1-5} , 1⁸–28⁸, 29₁₋₇ = S. [I–V], VI–IX, [X]; [1–3], 4–459, [460–462] – sämtliche Bogen laut Signatur 2. Aufl.: »Fontane, *Wanderungen*. IV. 2. Aufl.«; die Bogensignatur 9 ist fehlerhaft: »Fontane, *Wanderungen*. V. 2. Aufl.«
Inhalt: S. [I] Schmutztitel; S. [II] leer; S. [III] Titel; S. [IV] leer; S. [V], VI Vorwort; S. [VII], VIII–IX Inhaltsverzeichnis; S. [X] leer; S. [1–3], 4–459 Text; S. [460] Druckvermerk; S. [461–462] Verlagswerbung
Druckerei: »Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.«
Exemplar: im Besitz des Verfassers.
- 17 *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. | *Vierter Theil*. | [Linie] | *Spree-land*. | *Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow*. | *Von* | *Theodor Fontane*. | [Linie] | *Berlin*. | *Verlag von Wilhelm Hertz*. | (*Bessersche Buchhandlung*.) | 1882.
Kollation: 8° π_{1-5} , 1⁸–28⁸, 29₁₋₇ = S. [I–V], VI–IX, [X]; [1–3], 4–459, [460–462] – sämtliche Bogen laut Signatur 1. Aufl.: »Fontane, *Wanderungen* IV.«
Inhalt: S. [I] Schmutztitel; S. [II] leer; S. [III] Titel; S. [IV] leer; S. [V], VI Vorwort; S. [VII], VIII–IX Inhaltsverzeichnis; S. [X] leer; S. [1–3], 4–459 Text
S. [460] Druckvermerk; S. [461–462] Verlagswerbung
Druckerei: »Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.«
Exemplar: im Besitz des Verfassers.
- 18 Hier nur einige Beispiele von vielen: S. 4, Fußnote, Z. 5–9; S. 7, Z. 9–10; S. 286–287 veränderter Seitenumbruch, ebenso S. 291–292; S. 321 fast durchgehend veränderter Zeilenumbruch.
- 19 Auch hier nur einige Beispiele: S. 11, Z. 21 der Buchstabe »h« in »hätte« fehlt in der 2. Aufl.; S. 386, Z. 24 »Im empfang gleich den Eindruck« (2. Aufl.) für »Ich empfang gleich den Eindruck« (1. Aufl.); S. 457, Z. 7 »siez« ist in der 2. Aufl. ohne Spatium gedruckt; S. 459, Z. 19 »Wanderungen«, schließende Anführungszeichen fehlen in der 2. Aufl.
- 20 S. 3, Z. 10 schließende Anführungszeichen bei »die Spreevald-Hauptstadt« in der 2. Aufl. im Druckbild verändert; S. 73 Absatzmarkierung verschoben; S. 281 Stellung der Gedichtzeile zum Prosatext.

- Grundsätzlich lassen sich in jedem Druckbogen der untersuchten Exemplare der *Spreeland*-Bände 1. und 2. Aufl. Veränderungen, wie ich sie hier und in den Anm. 23 und 24 beschreibe, finden.
- 21 In der 2. Aufl. des *Spreeland*-Bandes wird in der Verlagsanzeige S. [461] statt der 3. nun die 4. Aufl. des ersten Wanderungsbandes *Die Grafschaft Ruppin* angezeigt; auch der Preis hat sich geändert, der Band kostet nun eine Mark mehr. Die fehlerhafte Auflagenerläuterung zu *Das Oderland*, »Dritte vermehrte Auflage«, ist korrigiert in »Dritte verbesserte Auflage«. S. [462] ist unverändert.
- 22 Zweifelsfrei nicht etwa wegen des handschriftlichen Eintrags mit der Jahreszahl 1889 im vorderen Vorsatz – Beleg für das Auftauchen dieses mit einem Titelblatt der 1. Aufl. versehenen Bandes nach Erscheinen der 2. Aufl. ist seine Zusammensetzung (dazu Anm. 28).
- 23 *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. | Vierter Theil. | [Linie] | Spreeland. | Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. | Von | Theodor Fontane. | [Linie] | Berlin. | Verlag von Wilhelm Hertz. | (Bessersche Buchhandlung.) | 1882.*
Kollation: 8° π_{1-5} (Blatt 1: 1. oder 2. Aufl. | Blatt 2: 1. Aufl. | Blatt 3: 1. oder 2. Aufl. | Blatt 4 und 5: 2. Aufl.), 1⁸ (2. Aufl.), 2⁸–28⁸ (1. Aufl.), 29₁₋₇ (2. Aufl.) = S. [I–II] 1. oder 2. Aufl., [III–IV] 1. Aufl., [V], VI 1. oder 2. Aufl., [VII], VIII–IX, [X] 2. Aufl.; [1–3], 4–16 (2. Aufl.), 17–448 (1. Aufl.), 449–459, [460–462] (2. Aufl.)
Inhalt: S. [I] Schmutztitel; S. [II] leer; S. [III] Titel; S. [IV] leer; S. [V], VI Vorwort; S. [VII], VIII–IX Inhaltsverzeichnis; S. [X] leer; S. [1–3], 4–459 Text; S. [460] Druckvermerk; S. [461–462] Verlagswerbung
Druckerei: »Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.«
Exemplar: im Besitz des Verfassers.
- 24 Das Inhaltsverzeichnis der 2. Aufl. hat gegenüber dem der 1. Aufl. einige Abweichungen: S. VIII »Großbeeren« (1. Aufl.) – »Groß-Beeren« (2. Aufl.); S. IX »Inv.-Kirchhof« (1. Aufl.) – »Invaliden-Kirchhof« (2. Aufl.).
Das Inhaltsverzeichnis des beschriebenen Mischauflagen-Exemplars entspricht dem der 2. Aufl.
- 25 Dies zeigt der Druckvergleich entspr. dem in Anm. 18–20 mitgeteilten Befund.
- 26 GBA, *Wanderungen*, Bd. 4, wie Anm. 1, S. 451. HFA II/3, 3. Aufl., München 1987, S. 1206.
- 27 GBA, *Wanderungen*, Bd. 4, wie Anm. 1, S. 16 / S. 441 / S. 446.
- 28 HFA II/2, wie Anm. 1, S. 463 / S. 872 / S. 877.
- 29 Wenn man annimmt, daß ein entspr. Mischexemplar verwendet wurde, muß man auch davon ausgehen, daß zumindest die Druckbogen 1 und 29 des betr. Exemplars aus dem Druck der 2. Aufl. stammen.
- 30 Die Orthographie wurde in HFA und GBA »modernisiert« (HFA II/3, wie Anm. 31, S. 809) bzw. »dem heutigen Gebrauch weitgehend angeglichen«

(GBA, *Wanderungen*, Bd. 4, wie Anm. 1, S. 452).

- 31 Wie wichtig auch aller kleinste Eingriffe in die Texte Fontanes für Rezeption und Interpretation werden – bzw. einer solchen im Weg stehen – können, zeigt, um nur auf ein Beispiel in diesem Zusammenhang hinzuweisen, WOLFRAM SEIBT: *Kruses Grab. Die versteckten Nicht-Ehen in Fontanes Gesellschaftsroman »Unwiederbringlich«*, in: *Fontane-Blätter* 45, S. 45–70, insbesondere S. 46–49 und S. 68, Anm. 5.
- 32 Da natürlich theoretisch jedes Mischexemplar anders zusammengesetzt sein kann, ist nicht auszuschließen, daß der von mir untersuchte Befund am 1. und 29. Druckbogen sich auch für weitere Bogen feststellen läßt.
- 33 Nicht aber die 2. (1865) und die 5. Aufl. (Wohlfeile Ausgabe 1892).
- 34 Nicht aber die 2. (1875) und die 7. Aufl. (1901); die 6. Aufl. konnte ich nicht einsehen.
- 35 *L'Adultera*, laut Titelblatt 3. Aufl. 1899, hat die Bogensignatur: »Th. Fontane, Ges. Romane u. Novellen.«
Vgl. zu diesem Problem KLAUS-PETER MÖLLER: *Der vorgetäuschte Erfolg*, in: *Fontane Blätter* 68, S. 210f, Anm. 30. Hier auch der Hinweis, daß ein spezieller Aufsatz zur »Dominik-Ausgabe« in Vorbereitung ist.
- 36 Ein Druckvergleich der mir vorliegenden Exemplare der 5. und 6. Aufl. des ersten Wanderungsbandes *Die Grafschaft Ruppın* ergibt folgendes Bild: Die Präliminarblätter und die Druckbogen 13–35 der 6. Aufl. (1896) sind neu gesetzt; die Druckbogen 1–12 dieser Auflage sind satzidentisch mit den entsprechenden Druckbogen der 5. Aufl. (1892). Die Bogensignaturen sind ohne Auflagenbezeichnung. Das Druckbild der ersten zwölf Bogen läßt keinen eindeutigen Schluß zu: Druck von Stereotypen? Vom Stehsatz? Oder fanden Restbogen der 5. Aufl. eine Verwendung? Und wenn ja, ist das ein Einzelfall? Oder ist es umgekehrt, und das Exemplar der 5. Aufl. (und diese Auflage ist Textgrundlage der heutigen Editionen) ist das zusammengesetzte? Um hier sichere Aussagen zu erhalten, müßten die Beobachtungen anhand eines systematischen Vergleichs einer möglichst großen Menge von Exemplaren überprüft und verifiziert werden.
- 37 Die GBA gibt seit 1998 einen entspr. Hinweis: *Effi Briest*, S. 516; *Quitt*, S. 413; *Graf Petöfy*, S. 316; *Stine*, S. 201; *Cécile*, S. 336, *Der Stechlin*, S. 546.

Ludwig Burgers Nachlass in den Sammlungen des Nationalmuseums zu Breslau

JAN PACHOLSKI

Den Fontane-Lesern und Kennern ist Ludwig Burger als Illustrator der Kriegsbücher von 1864 und 1866 bekannt. Ferner weiß man von ihm, dass er Mitglied des *Tunnels über der Spree* war, wo er den Übernamen »Graff« führte.

Ein kurzes Biogramm Burgers liefern die Künstlerlexika wie z. B. das von Thieme und Becker, in dem er als »Maler und Illustrator (Radierer, Lithograph und Zeichner für den Holzschnitt)«¹ klassifiziert wird, nur etwas mehr finden wir im Buch *Fontane und sein Berlin* von Otto Drude². In der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin (Preußischer Kulturbesitz) ist nur eine einzige Veröffentlichung über Ludwig Burger zu finden, es ist ein Katalog der vom 22. Februar bis 30. April 1885 dauernden Sonderausstellung in der Berliner Nationalgalerie, während der die Werke von Ludwig Burger und einem anderen Künstler, Kupferstecher und Zeichner, Gustav Lüderitz, der Öffentlichkeit präsentiert wurden³.

Ludwig Burger, der am 19. September 1825 in Krakau (nicht in Warschau, wie es bei Thieme und Becker angegeben wird) geborene Sohn eines aus Schwabach stammenden Kaufmanns begann seine künstlerische Laufbahn in der Hauptstadt des von Russland völlig abhängigen Königreichs Polen, wo er beim Maler Blödner ersten Zeichenunterricht genoss. Auch später führten seine Wege noch einmal nach Osten, im Jahre 1857 schuf er im Schloss Wilanów bei Warschau die Wandmalereien *Allegorien der Jagd, des Landlebens und der Viehzucht* und das Bild *Personifikation der Malerei*⁴. Die meisten Jahre seines Lebens verbrachte er jedoch in Berlin, wo er seit Herbst 1842 an der dortigen Akademie der Künste studierte. Wenn man also eine kurze Zeit (1846–47), als er in einer Spielkartenfabrik in Stralsund arbeitete, und seine zahlreichen Reisen abrechnet, ist sein weiteres Leben und sein Werk eindeutig mit Berlin verbunden. Endgültig seit 1853 war er hier ansäs-

sig, hier starb er auch, kurz nach seinem neunundfünfzigsten Geburtstag, am 22. Oktober 1884.

In der Stadt an der Spree sind seine wichtigsten Werke entstanden, seit 1869 war er Mitglied der dortigen Akademie der Künste. Doch den ersten Erfolg brachten ihm die Bilder, die einige Jahre zuvor 1857 während der Reise des Kaisers Franz Joseph I. von Österreich durch Ungarn entstanden und in der *Leipziger Illustrierte Zeitung* veröffentlicht worden sind.

Neben den Illustrationen zu Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, unter denen neben Fontanes Kriegsberichten von 1864 und 1866⁵ Schmidts *Preußens Geschichte in Wort und Bild* zu nennen ist, ist Burger auch beim aufwendigsten Berliner Bauprojekt der 60er Jahre, nämlich dem Neuen Rathaus tätig gewesen. Er führte dort zusammen mit seinem Bruder Adolf und Hermann Scherenberg die Ausmalung vom Vorraum des Festsaals aus und schuf die Wand- und Deckengemälde des Stadtverordnetensitzungssaals, wie auch den Zyklus *Gestalten aus der deutschen Märchenwelt* in der Lesehalle.

Ferner schuf er Dekorationsmalereien in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses, in der Kriegsakademie und Universitätsbibliothek, wie auch in Privathäusern, unter anderen von Familie Ravené und im Zimmer der Fürstin von Bismarck in dem ehemaligen Palais Radziwiłł. Von Burger stammte auch die Sgraffitokomposition *Militärische Tugenden* in dem Feldmarschallsaal der Zentral-Kadettenanstalt in Lichterfelde⁶. Von Burgers Projekten, die er für Bauten außerhalb Berlins entworfen hat, sind hier Glasmalereien für den Kölner Dom und eine Sgraffitokomposition für den Bahnhof in Metz⁷ zu nennen.

Ludwig Burger gehörte zu einer größeren Reihe der in der zweiten Hälfte des 19. Jh. wirkenden akademisch ausgebildeten Gebrauchsgraphiker, deren Position irgendwo halbwegs zwischen den Künstlern und Handwerkern anzusehen ist. Burger und ihm gleiche sind heute fast vergessen. Ihre in Massenproduktion entstandenen Werke sind sogar seitens der Kunsthistoriker vergleichsweise wenig erforscht, die Literatur- und Kulturhistoriker, die sich mit jener Epoche befassen, betrachten sie etwa so wie wir die heutigen Zeitungsphotoreporter. Wohl mit recht. Wie aber heute kein Zeitungs- bzw. Zeitschriftenbericht ohne einen Schnappschuss vorstellbar ist, war im ausgehenden 19. Jh. der Einsatz des Gebrauchsgraphikers unentbehrlich. Das Beispiel von Burgers und Fontanes Zusammenwirken zeigt deutlich, dass auch den größeren Werken eine künstlerisch gekonnt durchgeführte Illustrierung zugute kam.

Das zweifelsohne wichtigste Feld der Zusammenarbeit beider Tunnel-Freunde waren die schon erwähnten zwei ersten Kriegsbücher⁸. Im Buch *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* findet man zwar 53 Illustrationen

tionen und Vignetten im Holzschnitt, sie dienen aber eher nur als reine Dekoration, es bestehen keine so engen Zusammenhänge zwischen Text und Bild, wie im zweiten gemeinsamen Werk von Fontane und Burger, im Buch *Der deutsche Krieg von 1866*. Selbst auf dem Titelblatt des zweiten Kriegsbuches ist der Name Burger mit der gleichen Schriftgröße wie der von Fontane angegeben. Der Illustrator gilt also, auch wenn nicht als dem Autor ebenbürtig, doch mindestens als jene zweite Person, deren Arbeit im Wesentlichen die Gestaltung des Buches beeinflusst hat. Selbst die Tatsache, dass am Ende des zweiten Bandes sich ein separat paginierter Anhang *Die Denkmäler*⁹ befindet, kann das deutlich bezeugen. Als nicht weniger wichtig erscheint der im zweiten Kriegsbuch erzielte enge Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen und dem Gezeichneten. Der Text und die Illustrationen kommentieren und ergänzen sich einander, wodurch das gesamte Werk an Verständlichkeit und Klarheit gewinnt.

Fontane und Burger arbeiteten gemeinsam an der Einteilung des Stoffes in die Kapitel und Abschnitte, sie bestimmten auch die Zahl der Bilder und Initiale¹⁰. Dass die Zusammenarbeit beider Künstler nicht immer reibungslos verlaufen ist, sehen wir deutlich am Beispiel der folgenden Passagen aus Fontanes Briefen an Burger:

am 3. Dezember 1868: »Und nun noch eins. Bitte von ganzem Herzen, teuerster Burger, dehnen Sie die Geschichte nicht weiter aus, machen Sie Schicht, ziehen Sie Strich, Grenze, wir kommen sonst aus der Unruhe nicht heraus.«¹¹

Und am 16. Mai 1869: »Sie haben gewiß in vielen Stücken Recht, aber eines kann ich doch nicht gelten lassen. *Ich* bin an einer Verzögerung *absolut* unschuldig. [...] Ende Oktober v. J. war ich mit dem *ganzen* M. S. fertig und die 6½ Monate die seitdem vergangen sind, hab ich lediglich an die *Korrektur* des M. S. gesetzt.«¹²

Fontanes letztes Kriegsbuch wurde auf Wunsch des Autors nicht illustriert. Eine der Ursachen solch einer Entscheidung war gerade Burgers Unzuverlässigkeit. Trotz des Bruchs mit Fontane blieb der Graphiker dem aktuellen kriegshistorischen Stoffe treu. Er fertigte Bilder, Initiale und Vignetten zur bei Hallberger in Stuttgart veröffentlichten Reihe *Illustrierte Geschichte des Deutsch Französischen Krieges 1870 & 1871*.

Schon bei der flüchtigen Betrachtung des Titelblattes dieses Werkes kann man eindeutig feststellen, dass die Gestaltung dieses Blattes in ihrer Manier den Titelseiten aus Fontanes Kriegsbüchern sehr ähnlich oder sogar identisch ist. Im Zentrum befindet sich Germania/Borussia/Victoria in einer alttümlichen Rüstung und mit einem Schwert in der Hand, hinter ihr tragen Soldaten von verschiedenen Einheiten, die Wappen von deutschen Staaten,

ganz oben herrscht der preußische Adler auf der aus einem Kanonenlauf angefertigten Säule sitzend. Dazu kommen noch Waffen aller Art und im Hintergrund Namen der Schlachtfelder: Wörth, Weissenburg, Vionville, Gravelotte, Sedan, Metz, Straßburg, Toul, Metz, Paris¹³.

Es lohnt sich an dieser Stelle hinzuzufügen, dass eine interessante Spur der Zusammenarbeit von beiden Künstlern im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam erhalten ist. Es handelt sich um die von Burgers Hand am Rande des Fontaneschen Manuskripts¹⁴ geschriebenen Glossen, von denen eine lautet: »Hier muß die Schlußvignette, ›Das böhmische Wappen, auf dem die Pickelhaube das österreichische ›Käppi‹ verdrängt‹ angebracht [?] werden.« Das entspricht genau der fertigen, von A. von Steindel in Holz gestochenen Vignette Nr. 31. auf Seite 130 des ersten Bandes vom 66er Kriegsbuch¹⁵.

Auch wenn es dem Inhalt dieser Glossen ziemlich eindeutig zu entnehmen war, dass sie tatsächlich von Burger geschrieben wurden, konnte man keine Gewissheit haben, bis sie mit einem unumstrittenen Beispiel der Burgerschen Handschrift verglichen wurden. Da aber eine Stelle gefunden wurde, die eine größere Menge des notwendigen Vergleichsmaterials liefert, konnte man die Frage nach der Herkunft der obengenannten Glossen eindeutig beantworten.

Eine Sammlung von uns interessierenden Materialien befindet sich in der Zeichnung- und Grafikabteilung der Kunstgalerie des 16.–19. Jh. vom Nationalmuseum zu Breslau. In den 29 thematisch geordneten Mappen werden mehr als 1600 Blätter verschiedener Art und Größe aufbewahrt.

Höchstwahrscheinlich haben wir es hier mit einem bedeutenden Teil des Ludwig Burgerschen Nachlasses zu tun, das ergibt sich eindeutig aus der Struktur der erhaltenen Sammlung. Zu allererst sollte man aber die Frage beantworten, warum der Burgersche Nachlass sich gerade in Breslau befindet. Es scheint jedoch keine einfache Aufgabe zu sein, auf diese Frage eine Antwort zu finden. Man weiß zwar, dass die Familie Burger starke Beziehungen zu den Gebieten des heutigen Polens (Krakau und Warschau) gehabt hat, nicht aber zu Schlesien und dessen Hauptstadt. Bekannt ist, dass die den Burgerschen Nachlass enthaltenden Mappen am 25. Oktober 1973 in das Inventarbuch der Zeichnung- und Grafikabteilung der Kunstgalerie des 16.–19. Jh. vom Nationalmuseum zu Breslau als Position VII-14081 eingetragen worden sind. Einige Monate früher, am 1. März des gleichen Jahres übergab das Breslauer Staatsarchiv dem Nationalmuseum eine größere Sammlung der graphischen Werke, darunter, neben einer Menge französischer und italienischer Kupferstiche und Radierungen aus dem 17. und 18. Jh., befand sich auch das uns interessierende Werk von Ludwig Burger.

Die von den MitarbeiterInnen der Zeichnung- und Grafikabteilung ihren Kollegen aus dem Staatsarchiv mehrfach gestellte Frage nach der Herkunft der gesamten Sammlung bleibt leider bis heute ohne Antwort. Die im Staatsarchiv herrschende Unordnung lässt nur Vermutungen und Hypothesen zu. Es scheint also durchaus möglich zu sein, dass die Tatsache, dass Burgers Nachlass sich gerade in Breslau befindet, nicht etwa aus den Beziehungen der Familie Burger zu den Gebieten des heutigen Polens, sondern eher aus den Beziehungen zwischen der Hauptstadt Niederschlesiens und Berlin resultiert.

Der gesamte Nachlass dieses Künstlers sollte laut dem Ausstellungskatalog aus dem Jahre 1885 mehr als 150 reich gefüllte Mappen umfassen¹⁶, wovon in der Königlichen National-Galerie zu Berlin nur eine Auslese von 977 Blättern in vier Räumen präsentiert wurde. Da es sich im Falle der Breslauer Sammlung fast ausschließlich um unvollendete Entwürfe, Skizzen und Studien handelt, kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie nicht zur Ausstellungsauslese gehört. Sie scheint eher aus dem privaten Besitz zu stammen, was auch Burgers Stempel und Exlibris-Aufkleber¹⁷ zu belegen vermöchten. Dennoch bleibt die Frage, wo sich die jetzige Breslauer Sammlung vor dem Kriege befand, zur Zeit noch offen. Wenn man die Tatsache berücksichtigt, dass Burger Akademiemitglied gewesen ist, scheint es durchaus möglich zu sein, dass sein Nachlass vom Archiv der Akademie der Künste betreut worden ist, es bleibt aber weiterhin nur eine Hypothese.

Nachdem fast das gesamte Gebiet der ehemaligen preußischen Provinz Schlesien von der Volksrepublik Polen übernommen worden war, wurden die in Breslau befindlichen großen Sammlungen der Bücher und Dokumente von polnischen Archivaren betreut. Nach einiger Zeit, als die Mitarbeiter des Staatsarchivs die uns interessierende Sammlung endlich durchgesehen hatten, haben sie festgestellt, dass es sich hier nicht um geschriebene Dokumente, sondern um Graphiken handelt. Demzufolge wurden diese dem Nationalmuseum übergeben, das sich zur Aufbewahrung der Kunstwerke besser eignen sollte.

Die genaue und in den Dokumenten belegte Antwort auf die Frage nach der Herkunft dieses Burgerschen Teilnachlasses steht also dahin. Ebenso offen bleibt die Frage, ob sich in den bisher teilweise unerschlossenen Beständen des Staatsarchivs kein handschriftlicher Teil des Nachlasses befindet, was natürlicherweise für die Fontane-Forschung von größerer Bedeutung sein könnte. Bevor wir uns jedoch weiter bemühen werden, in dem umfangreichen und undurchsichtigen Bestand des Breslauer Staatsarchivs etwas herauszufinden, schildern wir die Burgersche Graphiksammlung im Nationalmuseum zu Breslau.

Die schwarzen Pappmappen sind auf der Vorderseite mit Überschriften versehen worden, die meisten von ihnen tragen auf der Innenseite Burgers Exlibris, eine ca. 5 x 7 cm große in Technik der Kreide-Lithographie angefertigte Vignette mit der von einem Ornament umrandeten Inschrift »Ludwig Burger Maler Bibliothek u[nd] Sam[m]lungen«.

Die meisten Mappen führen Überschriften, die den Inhalt und die Anzahl der Blätter angeben, im Falle von manchen Mappen stimmen Überschriften und Inhalte nicht überein. Viele der Blätter tragen, hauptsächlich auf der Rückseite, den Abdruck eines ovalen Stempels mit der Inschrift »L. Burger Maler«. Die meisten Bleistiftzeichnungen, die auf feinem Papier skizziert worden sind, sind später auf dickerem Karton aufgeklebt worden, nicht selten zwei, drei oder sogar vier auf einem Blatt. Die Größe der einzelnen Blätter ist sehr unterschiedlich, von Bogen ca. 40 x 60 cm (also etwa wie das heutige A3 Format) bis zu kleinen Stücken, wie z.B. die schon genannte Exlibris-Vignette ca. 5 x 7 cm.

Wenn es um die Anwendung der Techniken geht, sind das überwiegend Bleistiftzeichnungen, helle Partien der Bilder werden manchmal mit weißer Kreide herausgehoben, Tinte- oder Tuscheskizzen sind auch zu finden. Es gibt wesentlich weniger Aquarelle und nur vereinzelte Radierungen. Nicht selten findet man aber in den Mappen fertige Abzüge von Holz- oder Kupferstichen, wobei die Blöcke bzw. Platten, aus denen die Abzüge abgedruckt sind, nicht von Burger selbst gestochen worden sind, was die Signaturen¹⁸ des jeweiligen Stechers bezeugen.

Dass der Künstler nur die Zeichnung entwarf und nicht selbst stach, sondern diese schwere und vor allem zeitaufwendige Aufgabe einem spezialisierten Handwerker übergab, war unter den Gebrauchsgraphikern des 19. Jh. ein übliches Verfahren.

Die Mehrheit des gefundenen Teilnachlasses machen Studienzeichnungen aus, die vom Künstler vorgenommen werden, um das Darstellen der menschlichen Gestalten in verschiedensten, oft diversen Posen zu beherrschen oder zu vervollkommen. In den meisten Mappen dominieren männliche Gestalten mit verschiedensten »zivilen« Requisiten wie Zigarre, Hut und Schoppen oder auch »militärischen« wie Degen, Säbel und Gewehr. Burgers Vorliebe zum Militärischen ist offensichtlich, fast die Hälfte der Übungen und Studien machen die Gestalten der Krieger und Duellanten aus. Neben den Soldaten erscheinen auch Mönche, Handwerker und Musiker.

Der Künstler war gerade für seine militärhistorischen und allegorischen Darstellungen berühmt, kein Wunder also, dass die theatralische Gestik und die entsprechenden Requisiten in seinen Übungen, Studien und vorläufigen Entwürfen eine privilegierte Rolle spielen.

Außerdem findet man hier eine Menge verschiedenster gebrauchsgraphischer Entwürfe, es gibt Ornamente wie auch Visiten- und Speisekarten, darunter witzige Einladungen zu Festen des *Vereins deutscher Künstler* in Berlin¹⁹.

Genauer zu betrachten ist der Inhalt der dritten Mappe, die sehr persönliche Zeichnungen beherbergt. Die kleinformatigen Bleistiftzeichnungen stellen den Nachwuchs des Künstlers dar²⁰. Die Kinder sind am häufigsten während des Schlafes gezeichnet. Den Überschriften ist zu entnehmen, dass die Kinder im sehr frühen Alter gestorben sind, wobei sich das Jahr 1865 als Datum des Todes immer wiederholt²¹.

Was in diesem Jahre passiert ist, weiß man bisher nicht, es war aber gerade jene Zeit, als Burger an den Illustrationen zu Fontanes Buch *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* gearbeitet hat. Kann man dadurch erklären, warum der ansonsten sehr tüchtige Künstler so unzuverlässig war, wenn es um die Termine ging?

Für Fontane-Leser und Kenner scheint von besonderer Bedeutung die neunte Mappe zu sein. Sie ist »Verschiedene Studien« betitelt worden und enthält eine Sammlung von in jeder Hinsicht sehr unterschiedlichen Werken. Man findet hier unter etlichen Probeabzügen, die wahrscheinlich dem Zeichner von Holzstechern zur Beurteilung geliefert worden sind, einige Bilder aus Fontanes 66er Kriegsbuch²². Es ist die Illustration »Gefecht bei Blumenau. Vorgehen im Centrum«²³, dazu kommen noch neun Bildnisse der Feldherren²⁴.

Interessant ist auch eine von H. Müller gestochene Postkarte²⁵. Die dargestellte Szene, die mit der Inschrift »Otto I. schleudert am Ottensund seine Lanze ins Meer« versehen ist, entspricht fast genau dem Hintergrund der vom gleichen Holzstecher ausgeführten Initialillustration Nr. 40 auf Seite 265 des 64er Kriegsbuches²⁶.

Eine andere Postkarte ist nur als ein Entwurf erhalten²⁷. Sie stellt die Hl. Barbara dar. Die Heilige wird hier als Patronin der Artilleristen geschildert. Sie steht auf einer Kanonenkugel, auf der Kehrseite des Bildes eine merkwürdige Blume, die statt der Blüten Artilleriegranaten hat, darüber sind die Jahresdaten 1864, 1866, 1870, 1871 und darunter eine Parole »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.« zu lesen.

Weitere Probedrucke, die sich im Breslauer Nachlass befinden, sind Titelblätter von Büchern und Zeitschriften²⁸. Höchstwahrscheinlich für ein biographisches Buch wurden die Bilder vorbereitet, die die Szenen aus dem Leben Kaisers Wilhelm I. schildern. Auf den Probedrucken werden die Trauung²⁹ des künftigen Königs und Kaisers mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar am 11. Juni 1829 wie auch die silberne Hochzeit³⁰ des glei-

chen Paars am 11. Juni 1854 dargestellt. Ein anderes Bild zeigt den König zu Pferde, in seiner Hand ein Fernrohr, daneben ein Adjutant, im Hintergrund sieht man eine stark befestigte Stadt mit Bollwerken und hervorragenden Kirchtürmen³¹, höchstwahrscheinlich Königgrätz.

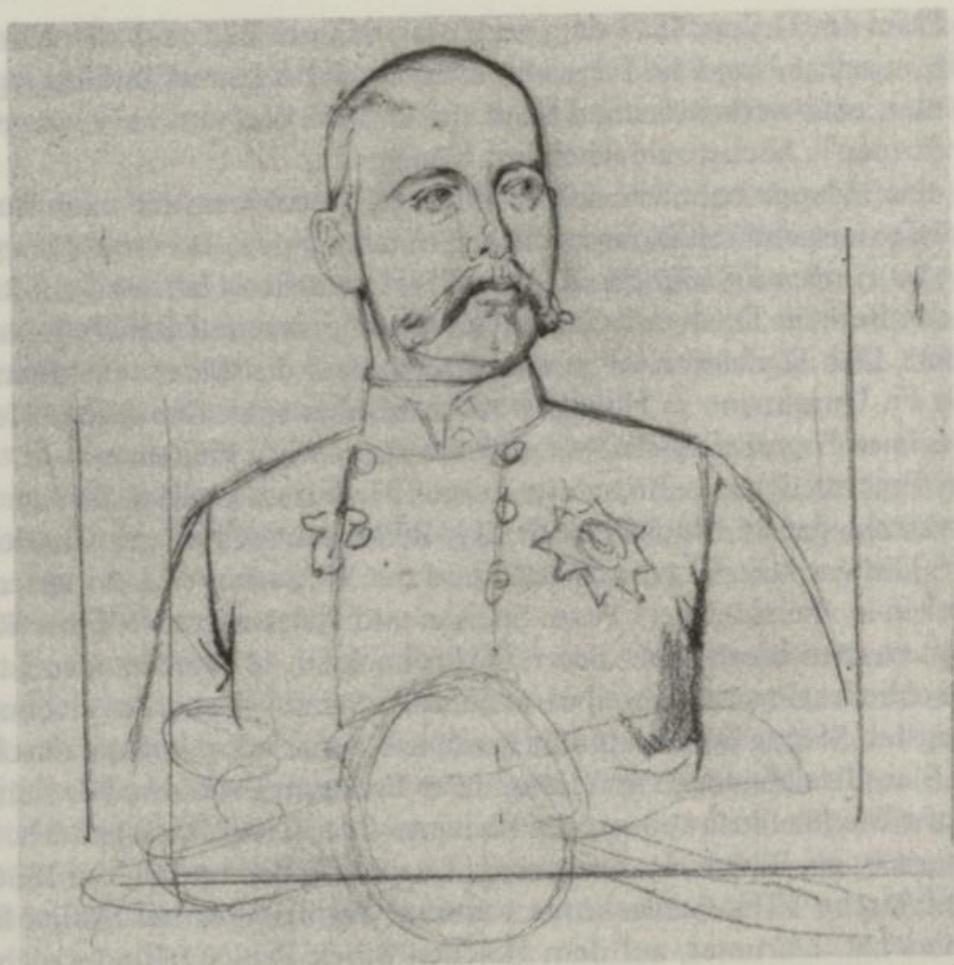
In einer Mappe befinden sich zwei fertige Broschüren, die nach Burgers Entwürfen ausgeführte Stiche enthalten. In dem ersten, *Denkmal König Friedrichs des Großen Enthüllt am 31. Mai 1851*³² betitelten Heft wird auf 31 Bildern das Berliner Denkmal samt allen Nebenfiguren und Reliefs genau geschildert. Den Signaturen ist zu entnehmen, dass die Bilder von einem gewissen Fr. Unzelmann in Holz gestochen worden sind. Das zweite Heft ist *Die Marmor-Gruppen auf der Schloss-Brücke in Berlin*³³ betitelt.

Ein Prachtstück des Breslauer Burger-Nachlasses bilden farbige Entwurfsskizzen der 26 Medaillons für das Restaurant »Flora« in Charlottenburg³⁴. Diese mit Feder gezeichneten und mit Wasserfarben kolorierten Bilder stellen in »heraldischer« Form Speisen und Getränke dar³⁵. Einer Randnotiz ist zu entnehmen, dass dieser Zyklus im Jahre 1873 entstanden ist.

Abschließend muss man aber noch zwei Skizzen³⁶ aus der siebenundzwanzigsten Mappe erwähnen. Für Fontane-Kenner können diese unscheinbaren Bleistiftzeichnungen von besonderer Bedeutung sein, weil es sich hier um Entwürfe für Illustrationen aus Fontanes 66er Kriegsbuch handelt. Eine von ihnen ist ein Bildnis des Erzherzogs Leopold³⁷, der am 28. Juni 1866 das österreichische VIII. Armeekorps während des Treffens bei Skalitz kommandiert hat. Darunter, auf dem gleichen Stück Papier befindet sich das Bildnis von einem während des gleichen Treffens tödlich verwundeten preußischen Offizier, Major von Haugwitz³⁸, Führer des 2. Bataillons des Posenschen Infanterie-Regiments Nr. 58.

Wenn man von den früher schon erwähnten Probeabzügen von Illustrationen aus dem 66er Kriegsbuch absieht, sind das leider die einzigen Entwürfe für Fontanes Werke im ganzen Breslauer Burger-Nachlass. Es scheint jedoch, dass die hier vorgestellte Sammlung trotzdem für Kenner jener Epoche und besonders gerade für Forscher des Fontane-Kreises durchaus interessant sein kann.

Zum Schluss möchte ich mich bei den MitarbeiterInnen des Nationalmuseums zu Breslau, vor allem beim Herrn Dr. Bogusław Czechowicz, für Rat und Hilfe bei meinen Recherchen recht herzlich bedanken. *Last, but not least* danke ich sehr Herrn Klaus-Peter Möller aus dem Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam für seine wertvollen Hinweise.



Erzherzog Leopold, Kommandant des VIII. österreichischen Armeekorps. Bleistiftzeichnung von Ludwig Burger aus den Sammlungen des Nationalmuseums zu Breslau.

Muzeum Narodowe we Wrocławiu. Foto: Arkadiusz Podstawka

Anmerkungen

- 1 ULRICH THIEME, FELIX BECKER (Hrsg.): *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*. Leipzig 1907–1950, Bd. V. (1911), S. 247.
- 2 Vgl. OTTO DRUDE: *Fontane und sein Berlin. Personen, Häuser, Straßen*. Frankfurt a. M., Leipzig 1998, S. 39f.
- 3 *Zwanzigste Sonder-Ausstellung in der Königlichen National-Galerie zu Berlin. Werke von Ludwig Burger und Gustav Lüderitz*. Berlin 22. Februar–30. April 1885. [Ausstellungskatalog] Berlin (Mittler) 1885.

- 4 Entwürfe für diese Malereien wurden während der *Zwanzigsten Sonder-Ausstellung in der Königlichen National-Galerie zu Berlin* präsentiert, Katalognummern 227 und 244–246.
- 5 »[Burger] illustrierte mit hervorragender Kunstfertigkeit Th. Fontane's patriotische Werke *Der Schleswig-Holsteinische Krieg* und *Der deutsche Krieg von 1866*, letzteres mit nicht weniger als 480 Zeichnungen für den Facsimileschnitt.«, *Zwanzigste Sonder-Ausstellung...*, S. 10.
- 6 Entwürfe für diese Kolossal-Halbfigurenkomposition wurden während der *Zwanzigsten Sonder-Ausstellung* präsentiert, Katalognummern 70–79.
- 7 Entwürfe für die allegorische Kompositionen für die Ankunfts- und Abfahrts-halle wurden während der *Zwanzigsten Sonder-Ausstellung* präsentiert, Katalognummern 262–263.
- 8 Einige Bilder aus Fontanes Kriegsbüchern wurden während der *Zwanzigsten Sonder-Ausstellung...* präsentiert, Katalognummern 546–491 (*Der deutsche Krieg von 1866., Feldzug in Böhmen und Mähren.*) und 917–945 (*Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864 und Der deutsche Krieg von 1866. Der Feldzug in West- und Mitteledeutschland.*)
- 9 Vgl. THEODOR FONTANE: *Der deutsche Krieg von 1866* (mit Illustrationen von LUDWIG BURGER). Berlin (Decker) 1871, Bd. II. *Der Feldzug in West- und Mitteledeutschland.* 48 S.
- 10 Vgl. Fontanes Briefe an Burger aus dem 14. und 21. Februar 1869, in: THEODOR FONTANE: *Briefe an den Verleger Rudolf von Decker*. Hrsg. von WALTER HETTICHE. Heidelberg 1988, S. 102–104.
- 11 Ebd. S. 94.
- 12 Ebd. S. 126.
- 13 Ein Probeabzug dieses Titelblattes befindet sich in den Sammlungen der Nationalmuseums zu Breslau unter der Inv. Nr. VII-14081/694.
- 14 Theodor-Fontane-Archiv, Handschrift M 7–8, Reinschrift des wesentlichen Teiles vom Unterkapitel *Das Doppelgefecht bei Hühnerwasser*, Kapitel *Die Elb-Armee vom 22. bis 26. Juni*, ebd. Bd. I. *Der Feldzug in Böhmen und Mähren*, Halbbd. 1. *Bis Königgrätz*, S. 125–130.
- 15 *Im Verzeichniß der Illustrationen im Text* heißt es: »Schlußvignette. Die preußische Pickelhaube nimmt von dem böhmischen Wappen Besitz.«, ebd. Bd. I., Halbbd. 2. *Königgrätz, bis vor Wien.*, S. 727.
- 16 Vgl. *Zwanzigste Sonder-Ausstellung...*, S. 11.
- 17 Gerade einem auf der Innenseite einer Mappe aufgeklebten Exlibris entnehmen wir eine wichtige Information zum Burgers Wohnsitz. Es ist die Anschrift Trebbinstraße 15, nicht weit also von einer Fontane-Blätter-LeserInnen wohl bekannten Adresse in der Potsdamer Straße.

denden
(1911),

Frank-

Berlin.

1. April

- 18 Signaturen der Stecher werden mit dem üblichen Kürzel »Sc« eingeführt (»Sculpsit« – lat. gestochen), vor Burgers Initial oder Namen steht dagegen meistens »Del« (»Delineavit« – lat. gezeichnet)
- 19 Inv. Nr. VII-14081/954, auf einem von Putten gehaltenen Band die schöne Devise »Unaufhaltsam vorwärts einig und froh«, darunter Flaschen, Gläser, Masken und Musikinstrumente, Datum 1845; Inv. Nr. VII-14081/955, ein Greis mit Attributen eines Malers (Palette und Pinsel), bei ihm nackte Nymphen, daneben wiederum Flaschen und Gläser sowie die Information »Der Zutritt ist nur Masken gestattet«, Datum 1847; ähnlich Inv. Nr. VII-14081/959, Datum 1868 und Inv. Nr. VII-14081/963, 1876.
- 20 Inv. Nr. VII-14081/127-155.
- 21 Hedwig, geboren am 10. Oktober 1860, gestorben 1865; Walter, geboren am 22. Juli 1862, gestorben 1865; Elsbeth, geboren am 29. November 1863, gestorben 1865.
- 22 Die auf den Karten von Fontanes Kriegsbücher von 1864 und 1866 befindliche Illustrationen werden auf dem Titelblatt des jeweiligen Bandes als »Holzschnitt« bezeichnet. Die gegenwärtige Kunstgeschichte nennt jedoch die hier angewandte Technik Holzstich. Es bestehen wesentliche Unterschiede zwischen dem traditionellen Holzschnitt und dem am Ende des 18. Jh. entwickelten Holzstich. Der Holzschnitt, die älteste druckgraphische Technik, gehört zum Hochdruck. Das Bild wird in einer Holzplatte, deren Faser in Richtung der Bildfläche läuft, geschnitten. Die weißen Stellen der Komposition werden weggeschnitten und die druckenden Linien stehen als scharfe Stege oder Grate. Der Holzstich dagegen ist eine Tiefdrucktechnik, bei ihm wird mit dem Stichel, nicht mit dem Messer oder Flachmeißel, in dem hierfür quer zur Faser geschnittenen Holz gearbeitet. Ähnlich wie beim Kupfer- oder Stahlstich und anders als beim traditionellen Holzschnitt entsprechen die schwarzen Stellen auf dem Abzug den Ritzen auf der Druckplatte. Der Holzstich lässt wesentlich mehr Abzüge von einer Platte zu und steht in seiner Feinheit dem Kupfer- oder Stahlstich so nah, dass es beim ersten Anblick kaum möglich ist, eindeutig festzustellen, in welcher Technik das betrachtete Werk ausgeführt worden ist. In der zweiten Hälfte des 19. Jh. war der wesentlich billigere Holzstich als eine populäre Imitation des Kupferstichs sehr verbreitet.
- 23 Inv. Nr. VII-14081/512, in FONTANE: *Der deutsche Krieg...*, Bd. I, S. 720, Illustration Nr. 233, in Holz gestochen von Otto Roth (Leipzig); sämtliche Beschreibungen für die Abbildungen aus dem ersten Band nach dem *Verzeichniß der Illustrationen im Text*, ebd. Bd. I, S. 725–735.; Beschreibungen für die Abbildungen aus dem zweiten Band nach dem *Illustrationen-Verzeichniß*, ebd. Bd. II., Anhang *Die Denkmäler*, S. 49–56.

- 24 Inv. Nr. VII-14081/534, »Se. Erlaucht Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode« ebd. Bd. II, S. 312/313, Illustration Nr. 419, in Holz gestochen von H. Müller; Inv. Nr. VII-14081/535, »Se. Hoheit Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha« ebd. Bd. II, 12/13, Illustration Nr. 416, in Holz gestochen von H. Schmidt; Inv. Nr. VI-14081/537, »Prinz Alexander von Hessen« ebd. Bd. II, S. 158, Illustration Nr. 322, in Holz gestochen von A. Vogel; Inv. Nr. VII-14081/538, »General der Infanterie Vogel v. Falckenstein« ebd. Bd. II, S. 44/45, Illustration Nr. 417, in Holz gestochen von A. Vogel; Inv. Nr. VII-14081/539, »Se. Königliche Hoheit Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin« ebd. Bd. II, S. 260, Illustration Nr. 418, in Holz gestochen von H. Schmidt; Inv. Nr. VII-14081/550, »Se. Königliche Hoheit Prinz Karl« ebd. Bd. I, S. 472/473, Illustration Nr. 248, in Holz gestochen von A. Vogel; Inv. Nr. VI-14081/551, »Albert, Kronprinz von Sachsen« ebd. Bd. I, S. 223, Illustration Nr. 60, in Holz gestochen von H. Schmidt; Inv. Nr. VII-14081/552, »Se. Hoheit Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin« ebd. Bd. I, S. 688/689, Illustration Nr. 253, in Holz gestochen von H. Müller; Inv. Nr. VII-14081/553, »Se. Königliche Hoheit Prinz Albrecht, Sohn« ebd. Bd. I, S. 334/335, Illustration Nr. 251 in Holz gestochen von H. Müller und H. Schmidt.
- 25 Inv. Nr. VII-14081/526.
- 26 Im *Verzeichniß der Illustrationen...* heißt es: »Initial A. zum Abschnitt ›Jütland‹, (Preußischer Vorposten am Limfjord. In der Luft die Erscheinung Kaiser Otto's, der den Speer über den Ottensund schleudert. Umgestürzter dänischer Grenzpfahl. Portrait des Generals v. Falckenstein, nach unten abschließend)«, THEODOR FONTANE: *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*. Berlin (Decker) 1866, S. 376.
- 27 Inv. Nr. VII-14081/1185, Federzeichnung auf sehr feinem Papier, Entstehungsjahr 1889.
- 28 Inv. Nr. VII-14081/683, JULIUS LOHMEYER: *Künstlerfestspiele. Albrecht Dürer. Die Malerhöhle. Tiziano Vecellio*. Berlin 1878; Inv. Nr. VII-14081/684, G. VON GLASENAPP (Hrsg.): *Biographische Blätter aus deutscher Geschichte*. Berlin o. J.; Inv. Nr. VII-14081/685, FRIEDRICH KOERNER: *Prinz Eugen*. Berlin o. J.; Inv. Nr. VII-14081/686, FERDINAND SCHMIDT: *Preussens Geschichte in Wort und Bild*. Berlin o. J.; Inv. Nr. VII-14081/687, FRIEDRICH KOERNER: *Geschichte des Deutschen Volks in seinen staats- und kulturgeschichtlichen Thaten und Schöpfungen*. Berlin 1881; Inv. Nr. VII-14081/688, BRUNO WEISSHUN: *Wilhelm der Erste König von Preussen*. Potsdam 1864; Inv. Nr. VII-14081/689, HEINRICH PRÖHLE (Hrsg.): *Unser Vaterland. Blätter für Deutsche Geschichte, Cultur und Heimatkunde. Zur Erweckung und Belebung des patriotischen Sinnes*. Berlin o. J.; Inv. Nr. VII-14081/690, *Novellen Flora familien Buch historisch-romantischen Inhalts*

- für Leser aller Stände. Berlin o. J.; Inv. Nr. VII-14081/694, *Illustrierte Geschichte des Deutsch Französischen Krieges 1870 & 1871*. Stuttgart o. J.; Inv. Nr. VII-14081/695, KARL VON ROTTECK: *Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Tage*. Braunschweig o. J.; Inv. Nr. VII-14081/696, FERDINAND SCHMIDT: *Illustrierte Geschichte von Preußen*. Berlin und Leipzig o. J.; Inv. Nr. VII-14081/697, H. GOELL: *Das Gelehrte Alterthum*. Leipzig o. J.; Inv. Nr. VII-14081/701, *Das Buch der Erfindungen Gewerbe und Industrie*. Leipzig o. J.
- 29 Inv. Nr. VII-14081/851b.
30 Inv. Nr. VII-14081/854.
31 Inv. Nr. VII-14081/853.
32 Inv. Nr. VII-14081/867, Berlin (Decker) 1851.
33 Inv. Nr. VII-14081/868, Berlin (Decker) 1857.
34 Inv. Nr. VII-14081/1268-1279 und Inv. Nr. VII-14081/1567-1580.
35 Es sind: »Entrees«, »Suppe«, »Rindfleisch«, »Rheinwein«, »Gebackenes«, »Hors d'Oeuvres«, »Schlachthiere«, »Bowlé«, »Flussfische«, »Seefische«, »Rothwein«, »Zahmes Geflügel«, »Gemuese«, »Wildes Geflügel«, »Wild«, »Champagner«, »Compots«, »Butter & Kaese«, »Eis«, »Biere«, »Fruechte«, »Caffe«, »Confect«, »Liqueure«, und das letzte Medaillon »Schluss«, das den Katzenjammer eindeutig symbolisiert.
36 Inv. Nr. VII-14081/1538, zwei Skizzen auf einem Blatt.
37 FONTANE: *Der deutsche Krieg*, Bd. I, S. 324, Illustration Nr. 91.
38 Ebd Bd. I, S. 332, Illustration Nr. 92.

Das Trauerspiel von Afghanistan

Der Schnee leis stäubend vom Himmel fällt,
 Ein Reiter vor Dschellalabad hält.
 »Wer da!« - »Ein britischer Reitersmann,
 Bringe Botschaft aus Afghanistan.«

Afghanistan! er sprach es so matt;
 Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
 Sir Robert Sale, der Kommandant,
 Hebt ihn vom Rosse mit eigener Hand.

Sie führen ins steinerne Wachthaus ihn,
 Sie setzen ihn nieder an den Kamin,
 Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
 Er atmet hoch auf und dankt und spricht:

»Wir waren dreizehntausend Mann,
 Von Kabul unser Zug begann,
 Soldaten, Führer, Weib und Kind,
 Erstarrt, erschlagen, verraten sind.

Zersprengt ist unser ganzes Heer,
 Was lebt, irrt draußen in Nacht umher,
 Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
 Seht zu, ob den Rest ihr retten könnt.«

Sir Robert stieg auf den Festungswall,
 Offiziere, Soldaten folgten ihm all,
 Sir Robert sprach: »Der Schnee fällt dicht,
 Die uns suchen, sie können uns finden nicht.

Sie irren wie Blinde und sind uns so nah,
 So laßt sie's hören, daß wir da,
 Stimmt an ein Lied von Heimat und Haus,
 Trompeter, blast in die Nacht hinaus!«

Da huben sie an und sie wurden's nicht müd',
 Durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,
 Erst englische Lieder mit fröhlichem Klang,
 Dann Hochlandslieder wie Klagegesang.

Sie bliesen die Nacht und über den Tag,
 Laut, wie nur die Liebe rufen mag,
 Sie bliesen - es kam die zweite Nacht,
 Umsonst, daß ihr ruft, umsonst, daß ihr wacht.

Die hören sollen, sie hören nicht mehr,
 Vernichtet ist das ganze Heer,
 Mit dreizehntausend der Zug begann,
 Einer kam heim aus Afghanistan.

THEODOR FONTANE, *Gedichte*. Bd. 1. Berlin, Weimar: Aufbau 1989, S. 160–161.

Notiz zur Wirkungsgeschichte

Die Ballade, die sich früher keiner besonderen Aufmerksamkeit erfreute, hat es inzwischen zu einer gewissen Popularität gebracht. Ende 1980 marschierte die Rote Armee der Sowjetunion in Afghanistan ein. Am 3. Sept. 1984 erschien in der FAZ ein Kommentar unter dem Titel *Das Trauerspiel von Afghanistan* mit Verweis auf Fontanes Ballade, aus der die letzte Strophe zitiert wurde. Wenige Tage danach konnte man einen leitenden Mitarbeiter der Deutschen Staatsbibliothek, Unter den Linden (damals DDR), der das Privileg genoß, die FAZ lesen zu dürfen, in einer internen Besprechung mit der Bemerkung vernehmen, nun bräuchte der Westen auch noch Fontane in Stellung gegen »uns« (gemeint waren die sozialistischen Staaten). Jahre später, zum Ende der sowjetischen Invasion wurden Fontanes Verse wieder zitiert. In den neunziger Jahren erschienen mehrere Zeitungsartikel, die sich der Beziehung zwischen der britischen Tragödie im 19. Jahrhundert, Fontanes Ballade und dem Desaster der Roten Armee widmeten (in den Bibliographien der *Fontane Blätter* verzeichnet). Vorläufiger – und hoffentlich abschließender – Höhepunkt dieser Popularität sind die Ereignisse in Afghanistan nach dem Terroranschlag am 11. September 2001 in den USA, die selbst dem Fernsehpublikum Fontanes Text, gelesen von einem berühmten Schauspieler, nahebrachten und die dem Archiv eine Fülle von Anfragen wegen der am 1. und 2. Mai 1858 entstandenen, 1860 zuerst gedruckten und von Fontane in alle Auflagen seiner Gedichte aufgenommenen Ballade bescherte.

RED.

Bibliographie

1. ...

2. ...

3. ...

4. ...

5. ...

6. ...

7. ...

8. ...

9. ...

10. ...

11. ...

12. ...

13. ...

14. ...

15. ...

16. ...

17. ...

18. ...

19. ...

20. ...

21. ...

22. ...

23. ...

24. ...

25. ...

26. ...

27. ...

28. ...

29. ...

30. ...

31. ...

32. ...

33. ...

34. ...

35. ...

36. ...

37. ...

38. ...

39. ...

40. ...

41. ...

42. ...

43. ...

44. ...

45. ...

46. ...

47. ...

48. ...

49. ...

50. ...

51. ...

52. ...

53. ...

54. ...

55. ...

56. ...

57. ...

58. ...

59. ...

60. ...

61. ...

62. ...

63. ...

64. ...

65. ...

66. ...

67. ...

68. ...

69. ...

70. ...

71. ...

72. ...

73. ...

74. ...

75. ...

76. ...

77. ...

78. ...

79. ...

80. ...

81. ...

82. ...

83. ...

84. ...

85. ...

86. ...

87. ...

88. ...

89. ...

90. ...

91. ...

92. ...

93. ...

94. ...

95. ...

96. ...

97. ...

98. ...

99. ...

100. ...

hat
erte
er-
Af-
iert
der
ivi-
der
tel-
ter,
ert.
Be-
lal-
ien
en-
ch
em
ie-
ler
n-
te.
D.

Auswahlbibliographie

Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs bis 12. Februar 2002
 Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

Rückgabe von Handschriften aus der Stadtbibliothek Wuppertal (Nr. I bis III) sowie weitere Erwerbungen (Nr. IV bis V).

Aus der Stadtbibliothek Wuppertal hat das Theodor-Fontane-Archiv das Fragment *Oceane von Parceval* (Nr. I) sowie 24 Briefe (Nr. II bis III) zurückerhalten, die aus dem Vorkriegsbestand des Theodor-Fontane-Archivs stammten. Die Briefe sind, teilweise mehrfach, publiziert, die Briefe an Emilie zuletzt in EMILIE UND THEODOR FONTANE: *Der Ehebriefwechsel*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER unter Mitarbeit von THERESE ERLER, 3 Bde. Berlin 1998. Das Fragment *Oceane von Parceval* ist vollständig mit Faksimiles sämtlicher Seiten abgedruckt in *Oceane kehrt zurück*. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam und der Stadtbibliothek Wuppertal, Potsdam 2001 (ISBN 3-9807348-1-1, zu beziehen durch das Theodor-Fontane-Archiv Potsdam). Weitere Erwerbungen sind unter IV. und V. verzeichnet.

I. *Oceane von Parceval*

FONTANE, THEODOR: eigh. Entwürfe zu *Oceane von Parceval*. Auf den Rückseiten Entwürfe und Entwurfsbruchstücke zu anderen Werken bzw. Exzerpte (s. Inhalt)

2° 42 [von ehemals 45] Bl.

Signatur: N 20

Inhalt: 1. *Oceane von Parceval* – Bl. 1^r, 2^r, [3 fehlt], 4^r, 5^r, 6^v, 7^r, 8^v, 9^r, 10^v, 11^r, 12^v, 13^r, 14^v, 15^r, 16^v, 17^r, 18^v, 19^r, 20^v, 21^r, 22^v, Vorderseiten Bll. 23 bis 38 [39 fehlt], Vorderseiten Bl. 40 bis 44, [Bl. 45 fehlt].

2. eigh. Entwurfsbruchstück zu *Vor dem Sturm* – Bl. 2^v.

3. eigh. Entwurf zur Rezension über Perez Galdós: *Gloria (Die Gegenwart)*, 28.10.1880; vgl. NFA 21/1, 458–468) – Rückseiten der Bl. 29–23, 44–41 und 38–33.

4. Notizen zu einer Aufführung von Friedrich Schillers *Die Jungfrau von Orleans* – Bl. 30^v.

5. Exzerpt aus dem 10., 11. und 12. Gesang der *Edda*. – Bl. 40^v.

Die anderen Seiten leer. Die 9 Bogen (Doppelblätter) 5_6, 7_8, 9_10, 11_12, 13_14, 15_16, 17_18, 19_20, 21_22 sind jeweils nur auf den beiden Außenseiten beschrieben.

II. Briefe von Theodor Fontane an seine Frau Emilie

- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Neu-Hardenberg, 20.09.1862
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r-2^r Text, 2^v Adresse. (HBV 62/66) Signatur: B 664
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Hermsdorf, 01.09.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/32) Signatur B 665
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 30.09.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/37) Signatur: B 666
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 03.10.1869
4° 6 Bl. (3 Bg.), 1^r-5^v Text, 6^r-^v leer. (HBV 69/38) Signatur: B 667
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 07.10.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/39) Signatur: B 668
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 10.10.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/42) Signatur: B 669
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 15.10.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/43) Signatur: B 670
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 19.10.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/44) Signatur: B 671
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 20.10.1869
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r-2^v Text. (HBV 69/45) Signatur: B 672
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 21.10.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^r Text, 4^v leer. (HBV 69/46) Signatur: B 673
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 24.10.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/47) Signatur: B 674
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 27.10.1869
4° 2 Bl. (1 Bg.), 8° 2 Bl. (1/2 4°-Bg.) 1^r-4^v Text. (HBV 69/48) Signatur: B 675
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 24.11.1869
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r-2^v Text. (HBV 69/56) Signatur: B 676
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 25.11.1869
4° 1 Bl. (1/2 Bg.), 1^r-^v Text. (HBV 69/57) Signatur: B 677
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 26.11.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/58) Signatur: B 678
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 28.11.1869
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r-2^v Text. (HBV 69/59) Signatur: B 679
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 29.11.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/60) Signatur: B 680
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 01.12.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/62) Signatur: B 681
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 02.12.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/63) Signatur: B 682

- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 03.12.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/64) Signatur: B 683
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Emilie Fontane, Berlin, 04.12.1869
4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r-4^v Text. (HBV 69/65) Signatur: B 684

III. Briefe von Theodor Fontane an seinen Sohn Friedrich

- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Friedrich Fontane, Berlin, 08.01.1885
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV 85/2) Signatur: B 685
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Friedrich Fontane, Krummhübel, 14.09.1887
4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer. (HBV 87/113) Signatur: B 686

IV. Ein Brief Fontanes an Louis Ehlert

- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Louis Ehlert, Berlin, 25.09.1874
Inhalt: Fontane verschiebt einen Besuch bei Ehlert und bittet um Verständnis dafür, daß er nicht in die Gesellschaft Robert v. Keudells eingeführt werden möchte.
4° 1 Bl. (1/2 Bg.). (HBV nicht verzeichnet) Signatur: D 43

V. Zwei Briefe von Wilhelm Wolfsohn an einen unbekannt Adressaten

- WOLFSOHN, WILHELM: eigh. Br. m. U. an Unbekannt, o. O., 27.12.1860
Inhalt: Wolfsohn bittet den unbekannt Adressaten, Berthold Auerbach einen Brief sowie einige Visitenkartenbilder zu bringen.
8° 1 Bg. (2 Bl.), 1^{r-v} Text, 2^{r-v} leer Signatur: C 326
- WOLFSOHN, WILHELM: eigh. Br. m. U. an Unbekannt, Dresden, 10.07.1861
Inhalt: Wolfsohn bittet den Adressaten, ihm die Adresse von Jos. Rabinowitsch mitzuteilen, da ihm »außerordentlich viel daran liegt«, sich mit diesem »in Vernehmen zu setzen«.
8° 1 Bg. (2 Bl.), 1^{r-v} Text, 2^{r-v} leer Signatur: C 327

Primärliteratur

- FONTANE, THEODOR: Ein Berliner Bildchen. s. Muhs, Rudolf
- FONTANE, THEODOR: Oceane von Parceval. – In: Oceane kehrt zurück. Potsdam 2001, S. 19–109. [Faks. d. Handschr. u. Transkription] (2001/114)
- FONTANE, THEODOR: Rund um den Schwielowsee. Wanderungen u. Gedichte um Caputh, Ferch, Petzow, Baumgartenbrück, Geltow, Werder u. Glindow zum Anhören, Durchlesen u. Nachwandern (mit CD). Zusammengestellt u. gesprochen von Dietmar Strauch. –
Caputh: edition progris 2002. 117 S. Mit Fotos. CD (2001/140)

- 683 FONTANE, THEODOR: *Shakespeare in the London Theatre 1855–1858*. Transl. with an
 introd. by RUSSELL JACKSON. RICHARD FOULKES [Hrsg.]. – London: The Society
 for Theatre Research 1999. XXX, 146 S. (2001/111)
- 684 FONTANE, THEODOR: *Der Stechlin*. Roman. Hrsg. von KLAUS-PETER MÖLLER. – Ber-
 lin: Aufbau-Verl. 2001. 715 S. (Grosse Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von GOTTHARD
 ERLER. Das erzählerische Werk. Editorische Betreuung CHRISTINE HEHLE;
 17) (94/130=R17)
- 585 FONTANE, THEODOR: *Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg*.
 387 Eine Auswahl. Hrsg. von Christian Grawe. – Stuttgart: Reclam 2001. 396 S. Mit 17
 586 Abb. u. 4 Ktn. (Universal-Bibliothek; 18140) (2002/20)
- Fontane zum Schmunzeln. Ein vergnügliches Lesebuch von u. über Th. Fontane.
 Textzusammenstellung: LEA SUSEMICHEL. – Wien: tosa 2001. 238 S. (2001/106)
- RASCH, WOLFGANG [Hrsg.]: Eine unbekannte Rezension Fontanes von Karl Heigels
 »Neuen Novellen« (1873). – In: *Fontane Blätter* 72/2001, S. 10–13. (65/5536=72)
- THEODOR FONTANE UND MARTHA FONTANE. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von
 REGINA DIETERLE. – Berlin, New York: de Gruyter 2002. 971 S. : Abb., Faks.
 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft; 4) (2002/1)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

- 26 ALBRECHT, WOLFGANG: *Zwischen Kriegs- und Kunstgeschichte, Tradition und Mo-*
 3 h *derne: Fontanes Bericht über seine »Osterreise« in Frankreich 1871*. – *Francia* 26
 1- (1999) 3, S. 1–18. (2001/133)
- 7 ANDREE, CHRISTIAN: *Katalog der Fontane-Sammlung Christian Andree*. Hrsg. von d.
 Kulturstiftung der Länder. – Berlin 1999. 120 S. : 30 cm (Patrimonia; 142a)
 (98/66q=2)
- BACHLEITNER, NORBERT: *Of Grieving Girls and Suicidal Soldiers: Th. Fontane and*
Ferdinand von Saar. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi
 2001, S. 33–41. (2001/112)
- BADE, JAMES N.: *Botho's Trip to the Cemetery: The Poetic Landscape in »Irrungen,*
Wirrungen«. – In: *Seminar* 37 (2001) 2, S. 129–138. (2001/117)
- BECKERT, UTE: *Lieder und Gesänge mit Begleitung des Pianoforte nach Texten von*
Theodor Fontane. E. Beitr. zur märk. Musikgeschichte. Diplomarb. Hochschule
 für Musik »Carl Maria von Weber«. – [Dresden] 2001. 140 S. Mit Noten u. Abb.
 30 cm (2002/15 q)
- BERBIG, ROLAND: *Die Gelegenheiten im Gelegenheitsgedicht des 19. Jahrhunderts*. –
 In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* (2001) 4, S. 7–23.
 (2001/134)

- BOCCARIUS, PETER: Ein preußischer Apotheker und seine Ode an die deutsche Birne. Th. Fontane: Balladendichter aus Leidenschaft. – In: *PM History* 5/2000, S. 90–95. (2001/43 q)
- BÖSCHENSTEIN, RENATE: Fontane's Writing and the Problem of »Reality« in Philosophy and Literatur. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi 2001, S. 15–32. (2001/112)
- BOWMAN, PETER JAMES: »Schach von Wuthenow«: Interpreters and Interpretants. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi 2001, S. 43–62. (2001/112)
- BUNNERS, CHRISTIAN: »Die fromme Phrase aber ist die schlimmste«. Aus Anlaß von Th. Fontanes 100. Todestag. – In: *Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt* 16 (1998) 3, S. 10–12. (ZA 1998+,42)
- CHEVREL, YVES: Theodor Fontane and France: A Problematic Encounter. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi 2001, S. 63–75. (2001/112)
- DEL F VON WOLZOGEN, HANNA: »Dame von Welt, aber auch Nonne ...«. Über Fontanes klösterliche Frauen. – In: *Preußens FrauenZimmer*. Hrsg. im Auftrag des Kloster Stifts zum Heiligengrabe von URSULA RÖPER u.a. Berlin: Henschel 2001, S. 108–117. (2001/105 q)
- DEL F VON WOLZOGEN, HANNA: Oceane kehrt zurück. – In: *Oceane kehrt zurück*. Potsdam 2001, S. 16–17. (2001/114)
- DIETERLE, REGINA: Familie Fontane und Familie Fritsch. Unbekannte Briefe, Gelegenheitsgedichte, Dokumente, Fotografien. – In: *Fontane Blätter* 72/2001, S. 178–180. (65/5536=72)
- ESTER, HANS: Problems of Translation, Arising from the Context of Fontane's Works. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi 2001, S. 77–84. (2001/112)
- EVERETT, BARBARA: Night Air: »Effi Briest« and other Novels by Fontane. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi 2001, S. 85–94. (2001/112)
- EWBANK, INGA-STINA: »Hedda Gabler«, »Effi Briest« and »The Ibsen Effect«. – In: *Theodor Fontane and the European Context*. Rodopi 2001, S. 95–104. (2001/112)
- FELLER, KATRIN: Bedeutung und Entwicklung des Melusine-Motivs in Theodor Fontanes Romanwerk. Magisterarb. Heinrich-Heine-Univ. Düsseldorf. – Düsseldorf 2001. 84 S.: 30 cm (2001/138 q)
- FISCHER, GERHARD: Theodor Fontane und die Tradition des »Berliner Romans«. – In: *Berlinische Monatsschrift* 1998/8, S. 12–16. (ZA 1998+,41)
- GEPPERT, HANS VILMAR: Ein Feld von Differenzierungen. Zur krit.-produktiven Scott-Rezeption von Arnim bis Fontane. – In: *Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Amsterdam [u.a.]: Rodopi 2000, S. 479–500. (Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft; 45) (ZA 2000+,18)

- GEPPERT, HANS VILMAR: Prussian Decadence: »Schach von Wuthenow« in an International Context. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 105–117. (2001/112)
- GÖRNER, RÜDIGER: Fontane and the European Context: Introduction. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 11–14. (2001/112)
- GORETITY, JÓZSEF: Rol literaturnych i chudozestvennych alljusii v proizvedenjach Turgeneva, Fontane i Moricza. (K voprosy o svjazi mezdu intertekstualnostiu i mifologiceskim myshleniem) [Die Rolle literarischer und wissenschaftlicher Allusionen in Werken Turgenjews, Fontanes und Móricz' (Zur Frage der Verbindungen zwischen Intertextualität und mythologischem Denken); russ.]. – In: Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae 44 (1999), S. 379–387. (ZA 1999+,39)
- HARDY, BARBARA: Tellers and Listeners in »Effi Briest«. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 119–135. (2001/112)
- HETTICHE, WALTER: Die Tenzonendichtung im »Tunnel über der Spree«. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens (2001) 4, S. 24–35. (2001/134)
- HOWE, PATRICIA: »A visibly-appointed stopping-place«. Narrative Endings at the End of the Century. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 137–151. (2001/112)
- JEONG, HANG-KYUN: Dialogische Offenheit. Eine Studie zum Erzählwerk Th. Fontanes. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. 256 S. (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft; 315)(2001/141)
- JOERGENSEN, SVEN-AAGE: »Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864«. Gattung u. Gesinnung. – In: Fontane Blätter 72/2001, S. 109–121. (65/5536=72)
- JOLLES, CHARLOTTE: »Gideon ist besser als Botho«. Zur Struktur des Erzählschlusses bei Fontane. – In: Aus dem Tempel zu Pästum (1998) 5/6, S. 5–30. [zuerst 1967] (2002/8)
- JOLLES, CHARLOTTE: Unwiederbringlich – Der Irrweg des Gafen Holk. – In: Aus dem Tempel zu Pästum (1998) 5/6, S. 31–51. [zuerst in Fontane Blätter 61/1996] (2002/8)
- KAISER, JOACHIM: Der Schriftsteller als Ehemann. Th. u. Emilie Fontanes Briefwechsel. – In: DERS., Von Wagner bis Walser. Neues zu Literatur und Musik. Zürich: Pendo 1999, S. 56–64. (ZA 1999+,37)
- KUZMICS, HELMUT: Aristocracy and Bourgeoisie in Late Nineteenth-Century Prussia and England. Comparing Processes of Individualisation in Fontane and Trollope. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 153–166. (2001/112)
- LEGRAND, JACQUES: Fontane and Stendhal: Mediators of a European Idea of Intellectual Nobility. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 167–179. (2001/112)

- LOSTER-SCHNEIDER, GUDRUN: Rehistorisierung des Geschlechterdiskurses im frühen Realismus? Historische Romane aus gendersensibler Perspektive am Beispiel von Amalie Schoppes »Marat« (1838). – In: DETHLOFF, UWE [Hrsg.]: Europäische Realismen. Facetten-Konvergenzen-Differenzen. Diversités des réalismes européens: convergences et différences. Internationales Symposium der Fachrichtung Romanistik an der Universität des Saarlandes 21.–23. Oktober 1999. St. Ingbert: Röhrig 2001, S. 239–262. (Annales Universitatis Saraviensis; 18) (ZA 2001+,5)
- LOWSKY, MARTIN: Unvergessliche Seelenverwandtschaft: Theodor Fontane lernt Mathematik bei Jakob Steiner. – In: Mathematik und Mensch. Sichtweisen der allgemeinen Mathematik. Mühlthal: Verl. Allg. Wissenschaft 2001, S. 173–182. (Darmstädter Schriften zur allgemeinen Wissenschaft; 2) (ZA 2001+,4)
- MACHNER, BETTINA: Wege und Irrwege einer Sammlung. Vernichtet geglaubte Manuskripte Th. Fontanes wieder im Stadtmuseum Berlin. – In: Fontane Blätter 72/2001, S. 42–93. (65/5536=72)
- MASANETZ, MICHAEL: Vom Leben und Sterben des Königskindes. »Effi Briest« oder der Familienroman als analytisches Drama. – In: Fontane Blätter 72/2001, S. 42–93. (65/5536=72)
- MC CORMACK, W. J.: Haunted Realism. Beckett through Fontane. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 181–196. (2001/112)
- MENDE, HANS-JÜRGEN: Zwischen schöpferischer Anpassung und vehementen Gesellschaftskritik – Fontane und Preußen. Im Gespräch mit Helmuth Nürnberger. – In: Berliner Lesezeichen 9 (2001) 5, S. 5–13. (2001/104)
- MÜLLER, VOLKER: Der Weg nach Sanssouci. Das Fontane-Jahr. Notizen, Plädoyers u. Eskapaden. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. 147 S. (2002/16)
- MÜLLER-WALDECK, GUNNAR: Der Raubmörder Mohr und der Swinemünder Apotheker. – In: neue deutsche literatur 49 (2001) 540, S. 128–135. (2001/131)
- MUGNOLO, DOMENICO: Theodor Fontane and the Nineteenth-century Italian Novel: A Contrastive Comparison. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 197–205. (2001/112)
- NEUHAUS, STEFAN: Zeitkritik im historischen Gewand? Fünf Thesen zum Gattungsbegriff des Historischen Romans am Bsp. von Th. Fontanes »Vor dem Sturm«. – In: DURRANE, OSMAN; PREECE, JULIAN [Hrsg.]: Travellers in Time and Space. Reisende durch Zeit und Raum. The German Historical Novel. Der deutschsprachige historische Roman. – Amsterdam; New York: Rodopi 2001, S. 209–225. (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik; 51)(2001/135)
- NEUHAUS, STEFAN: Theodor Fontane: Ellernklipp. – In: ders., Revision des literarischen Kanons. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2002, S. 84–98. (2002/23)
- Oceane kehrt zurück. Hsrg. vom THEODOR-FONTANE-ARCHIV u. d. STADTBIBLIOTHEK WUPPERTAL. Hehle, Christine [Edition, Redaktion]. – Potsdam 2001. 109 S. : Faks. (2001/114)

- OLIVEIRA, TERESA MARTINS DE: Fontane's »Effi Briest« and Eca de Queirós's »O Primo Bazilio«: Two Novels of Adultery in the Context of European Realism. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 207–215. (2001/112)
- PIA: Fontanes natürliche Tochter. Entwirren statt spekulieren. – Internetpublikation Sept. 2001. 10 gez. Bl.=http://www.landshut.org/members/msagerer/f_00hauptseite.htm (ZA 2001+,6)
- POPPE, REINER: Theodor Fontane. Effi Briest. Kommentare, Diskussionsaspekte u. Anregungen für produktionsorientiertes Lesen. – Hollfeld: Joachim Beyer Verl. 2000. 64 S. (Blickpunkt – Text im Unterricht; BL519) (2001/124)
- RASCH, WOLFGANG [Hrsg.]: Am Lethestrom (II) – Karl Bleibtreus Erinnerungen an Fontane. – In: Fontane Blätter 72/2001, S. 14–22. (65/5536=72)
- RESTENBERGER, ANJA: Effi Briest: Histor. Realität u. literar. Fiktion in den Werken von Fontane, Spielhagen, Hochhuth, Brückner u. Keuler. – Frankfurt/M. u.a.: Lang 2001. 274 S. (Mäander. Beitr. zur dt. Lit.; 1) (2001/121)
- SCHARMANN, UTE: Oceane von Parceval. Geschichte eines Aufenthalts in Wuppertal. – In: Oceane kehrt zurück. Potsdam 2001, S. 12–15. (2001/114)
- SCHLINGENSIEPEN, FERDINAND: Eine Stunde, wenn sie glücklich ist, ist viel ... Th. Fontane, Bad Kissingen u. d. Deutsche Krieg von 1866. – Verlag Stadt Bad Kissingen 2001. 108 S.: Abb. (Kissinger Hefte; 4)
- SCHLINGENSIEPEN, FERDINAND: Fontane und Schottland. – In: Fontane Blätter 72/2001, S. 138–160. (65/5536=72)
- SCHÜRE, FRANK: Der »Giftmischer« im Romancier. Fontane auf d. Spur in Schwesternstiften u. Apothekerlaboren. Ms. e. Radiosendung SWR 19. 9. 1998. – Baden-Baden 1998. (2002/10 q)
- SELBMANN, ROLF: Von Birnbäumen und Menschen. Eine neue Sicht auf Fontanes Ballade »Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«. – In: Fontane Blätter 72/2001, S. 94–108. (65/5536=72)
- SETTLER, HUMBERT: »L'Adultera« – Fontanes Ehebruchsgestaltung – auch im europäischen Vergleich. – Flensburg: Baltica 2001. 184 S. (2001/125)
- SOLÈRES, ISABELLE: Theodor Fontane et l'unification allemande. – In: Günter Grass. »Ein weites Feld«. Aspects politiques, historiques et littéraires. Sous la direction de Françoise Lartillot. Actes du colloque de Nancy, novembre 2001. – Centre de Recherches Germaniques et Scandinaves de l'Université de Nancy II. Nancy 2001, S. 21–42. (Bibliothèque Le Texte et l'Idée; X) (2002/18)
- STEINKRAUSS, RASMUS: Theodor Fontanes und Bernhard von Lepels Tenzzone »Röschchen oder Rose«. Semesterarb. Humboldt-Univ. zu Berlin. – Berlin 2001. 29 S. (2002/9 q)
- STILLMARK, ALEXANDER: Fontane and Turgenev: Two Kinds of Realism. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 217–229. (2001/112)

- Theodor Fontane and the European Context. Literature, Culture and Society in Prussia and Europe. Proceedings of the Interdisciplinary Symposium at the Institute of Germanic Studies, University of London in March 1999. Ed. by PATRICIA HOWE and HELEN CHAMBERS. – Amsterdam; Atlanta, GA: Rodopi 2001. 270 S. (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft; 53) [Beiträge einzeln verzeichnet] (2001/112)
- TSCHUGUNOV, DMITRI ALEKSANDROVIC: Nemezkije pisateli vtoroi poloviny XIX veka (T. Storm, T. Fontane, B. Auerbach) i tvorcestvo I. S. Turgenjeva. – Diss. Univ. Voronezh 2001. 206 S. 30 cm (2002/12 q)
- TSCHUGUNOV, D[MITRI] A[LEKSANDROVIC]: »Sapiski ochotnika« I. S. Turgenjeva i »Puteschestvija po marke Brandenburg« T. Fontane: opyt tipologiceskogo issledovanija [Turgenjevs »Aufzeichnungen eines Jägers« u. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«: Ergebnisse typologischer Forschungen; russ.]. – In: XIX vek kak literaturnaja i kulturnaja epoha. Konferencija pamjati A. V. Karel'skogo (Moskva, 18–20 maja 1999g.) Moskovski gosudarstveni universitet im. M. V. Lomonosova: Tezisy dokladov. Moskva 1999, S. 99–100. (ZA 1999+,41)
- VOLLMANN, ROLF: [kurz zu allen 17 Romanen und Novellen Fontanes]. – In: Die wunderbaren Falschmünzer. Ein Roman-Verführer. Bd. 1: 1800–1880. Bd. 2: 1881–1930. (2001/108=1+2)
- WEISS-SUSSEX, GODELA: Fontane's and Georg Hermann's Berlin: Relationships with Contemporary Berlin Painting. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 231–252: Abb. (2001/112)
- WRUCK, PETER: Gelegenheitsdichtung und Geselligkeit im literarischen Verein. Beobachtungen anhand von Liederbüchern d. Berliner Mittwochsgesellschaft u. des »Tunnels über der Spree«. Im Anh.: Moritz Gottlieb Saphir: »Der Gelegenheitsdichter«. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens (2001) 4, S. 36–59. (2001/134)
- WÜLFING, WULF: »Trinkspruch reiht sich an Trinkspruch«. Bemerkungen zur Rhetorik des Toasts bei Theodor Fontane. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens (2001) 4, S. 60–78. (2001/134)
- ZUBIAURRE, MAITE: Panoramic Views in Fontane, Galdós and Clarin: An Essay on Female Blindness. – In: Theodor Fontane and the European Context. Rodopi 2001, S. 253–263. (2001/112)

2. Rezensionen

- Aust, Hugo: Theodor Fontane. Ein Studienbuch. Tübingen: Francke 1998. Rez.:
 – H. CHAMBERS in Michigan Germanic Studies 25(1999)1, S. 125–129.
 – M. GRIMBERG in Etudes Germaniques 56 (2001) 4, S. 580–581.

- Berbig, Roland: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Berlin: de Gruyter 2000. Rez.:
- B.D.: Netzwerk. In: Neue Zürcher Ztg v. 25. 8. 2001.
 - S. NEUHAUS: Kompendium und Kaleidoskop. In: <http://www.literaturkritik.de/txt/2001-03/2001-03-0049.html>
 - R. PARR: Theodor Fontanes literarisches Leben: Buchstaben »V« und »Z«. In: <http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/parr2.html> (18. 1. 2002)
- Fontane, Emilie und Theodor: Der Ehebriefwechsel. 3 Bde. Berlin: Aufbau 1998. Rez.:
- W. ALBRECHT in Francia 27 (2000) 3, S. 266–268.
 - M. GRIMBERG in Etudes Germaniques 56 (2001) 4, S. 583.
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Eine Auswahl. Hrsg. von Christian Grawe. Stuttgart: Reclam 2001. Rez.:
- M. LOWSKY: Die »Wanderungen« des »Leisetreters« Fontane: eine vortrefflich konzentrierte Ausw.-Ed. ist erschienen. In: Der Haide-Anzeiger 43/2001, S. 3–4.
- Fontane, Theodor: Wie man in Berlin so lebt. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin: Aufbau 2000. Rez.:
- G. BRANG: »Schnoperte etwas Lindenluft«. In: Neues Deutschland v. 11./12. 8. 2001.
- Fontane-Handbuch. Hrsg. von Christian Grawe u. Helmuth Nürnberger. Stuttgart: Kröner 2000. Rez.:
- ANON. in Walthari (2002) 37.
 - ANON. in Fachdienst Germanistik Juni (2001) 6.
 - ANON. in lesenswert (2001) 1.
 - ANON. (gro): Sahnehäubchen. In: Heilbronner Stimme v. 16. 12. 2000.
 - ANON. (js): Wer schrieb »Effi Briest«? In: Nürnberger Ztg v. 23. 12. 2000.
 - ANON. (rh.): Imposantes Bauwerk. In: Neue Zürcher Ztg v. 1. 9. 2001.
 - S. AGERER in http://www.landshut.org/members/msagerer/f_00hauptseite.htm (15. 11. 2000)
 - H. FALL: Fundgrube für Fontane-Fans. In: Westdeutsche Allg. Ztg o.D. (Weihnachten 2000).
 - F. HEINZ: Zweimal Fontane. In: Kultur-Report Dez. (2000) 28.
 - H. KAPPUS in ekz-Informationsdienst (2001) 3.
 - H.-A. KOCH in Informationsmittel für Bibliotheken 9 (2001) 1.
 - W. LÜCKEL in STUZ Studentenztg Mainz Wiesbaden Okt. (2001) 32.
 - M. OTTENBREIT: Alles über den Dichter der Mark Brandenburg. In: www.literaturkritik.de (2001) 6.
 - D. RÖMHILD in Germanistik 41 (2000) 3/4.
 - W. ZIMORSKI in Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 50/2001, S. 153–154.
- Helmstetter, Rudolf: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane u. die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen

- Realismus. München: Fink 1997. Rez.:
- G. BUTZER in <http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/butzer.htm> (17. 1. 2002)
- Horlitz, Manfred [Hrsg.]: Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation. Potsdam 1999. Rez.:
- A. BURKHARDT in Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 52 (2001), S. 230-231.
 - H. CASPAR in Berliner Lesezeichen 9 (2001) 3, S. 90-91.
- Mecklenburg, Norbert: Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998. Rez.:
- M. GRIMBERG in Etudes Germaniques 56 (2001) 4, S. 583-584.
- Nürnberger, Helmuth: Fontanes Welt. Berlin: Siedler 1997. Rez.:
- M. GRIMBERG in Etudes Germaniques 56 (2001) 4, S. 581-582.
- Osborne, John: Theodor Fontane. Vor den Romanen. Krieg und Kunst. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. Rez.:
- CHR. GRAWE in Jahrb. der Raabe-Gesellschaft 2001, S. 217-222.
 - M. GRIMBERG in Etudes Germaniques 56 (2001) 4, S. 581.
- Scheuer, Helmut (Hrsg.): Gedichte von Theodor Fontane. Stuttgart: Reclam 2001. (Interpretationen) Rez.:
- S. AGERER in http://www.landshut.org/members/msagerer/f_00hauptseite.htm (Juli 2001)
- Sprengel, Peter: Von Luther bis Bismarck. Kulturkampf und nationale Identität bei Fontane, Meyer u. Hauptmann. Bielefeld: Aisthesis 1999. Rez.:
- H. OTTE in Jahrb. der Raabe-Gesellschaft 2001, S. 213-216.
- Theodor Fontane (1819-1898). Un promeneur dans le siècle. Etudes publiées sous la direction de Marc Thuret. Asnières 1999. Rez.:
- M. GRIMBERG in Etudes Germaniques 56 (2001) 4, S. 582-583.
- Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.-17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I-III. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. Rez.:
- S. AGERER in http://www.landshut.org/members/msagerer/f_00hauptseite.htm (22.11.2000)
 - S. AGERER: Ein Feuerwerk der Fontane-Interpretation. In http://freenet.meome.de/app/fn/artcont_portal_news_article.jsp/61288.html (20.12.2001)
 - M. EWERT in Das Argument 43 (2001) 4/5, S. 716-717.
 - W. HINCK in Fontane Blätter 72/2001, S. 128-133.
 - S. NEUHAUS: Mehr als eine Momentaufnahme. In: literaturkritik.de 3 (2001) 3.

Villmar-Doebeling, Marion: Theodor Fontane im Gegenlicht. Ein Beitr. zur Theorie des Essays u. des Romans. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. Rez.:
– H. AUST in *Fontane Blätter* 72/2001, S. 124–128.

Wölfel, Udo: Theodor Fontane im Riesengebirge. Husum: Verl. der Nation 2000. Rez.:

– K. DENNINGHOFF: Lücke in der Sekundärliteratur geschlossen. In: *Bocholter-Borkener Volksblatt* v. 16.01.2001.

3. Zeitungsartikel

betr. Rückgabe von Fontane-Handschriften:

anon. in *Berliner Kurier*; *Berliner Ztg*; *Bild*; *Märkische Oderztg*; *Neue Rhein-Ztg*; *Neue Ruhr-Ztg*; *Neues Deutschland*; *Nordwest Ztg*; *Oldenburgische Volksztg*; *Potsdamer Neueste Nachrichten*; *Schweriner Volksztg*; *Westfälischer Anzeiger*; *Wilhelmshavener Ztg*; v. 18. 9.; *Flensburger Tageblatt*; *Kieler Nachrichten*; *WZ Generalanzeiger* v. 19. 9.; *die neue bildpost*; *Ostfriesen Ztg* v. 20. 9.; *Berliner Morgenpost*; *Berliner Ztg*; *Die Kitzinger*; *Lippische Landesztg*; *Märkische Allg.*; *Main-Echo*; *Neue Osnabrücker Ztg*; *Neue Presse*; *Neue Westfälische*; *Nordbayerischer Kurier*; *Nordkurier*; *Pinneberger Tageblatt*; *Siegener Ztg*; *Westdeutsche Ztg*; *Westfälische Rundschau*; *WZ General-Anzeiger* v. 21. 9.; *Frankfurter Neue Presse* v. 22. 9.; *Märkische Allgemeine* v. 22./23. 9.; *Die Tagespost* v. 26. 9. 2001.

Büstrin, Klaus: »Oceane« ist zurückgekehrt. Die Stadt Wuppertal übergab dem Theodor-Fontane-Archiv Autographen. – In: *Potsdamer Neueste Nachrichten* v. 21. 9. 2001.

Dahmen, Ulla: Fontane-Schatz kehrte zurück in die Mark Brandenburg. Oberbürgermeister Dr. Hans Kremendahl u. Bibliotheksleiterin Dr. Ute Scharmann übergaben Briefe des Dichters an das Archiv in Potsdam – In: *WZ General-Anzeiger* v. 21. 9. 2001.

Dahmen, Ulla: »In Jedem ist das Andere«. Stadtbibliothek Wuppertal hat Handschriften überreicht. – In: *Remscheider General-Anzeiger*; *Westdeutsche Ztg*; *WZ General-Anzeiger* v. 21. 9. 2001.

Jakob, Dagmar-Ellen: Geheime Fontane-Briefe jetzt in Potsdam. – In: *Bild Berlin-Brandenburg* v. 20. 9. 2001.

Kargus, Andrea: Fontane-Schatz kehrte heim. – In: *Remscheider General-Anzeiger* v. 26. 9. 2001.

Karutz, Hans-Rüdiger: Johannes Rau übergab Fontane-Handschriften. – In: *Die Welt* v. 21. 9. 2001.

Pergande, Frank: Fontanes Melusinen. Das »Oceane«-Manuskript ist nach Potsdam zurückgekehrt. – In: *Frankfurter Allg. Ztg* v. 21. 9. 2001.

Wirsching, Sandra: Oceane kehrt zurück. Schenkung aus Wuppertal: Fontane-Handschriften wieder in Potsdam. – In: Märkische Allg. v. 21. 9. 2001.

weiteres:

- anon. (oh/kh): Effi Briest – ein Kind der Lüfte [betr. Theateraufführung im Landestheater Neustrelitz u. Schauspielhaus Neubrandenburg]. – In: Nordkurier v. 1./2. 9. 2001.
- Brand, Christian: Beim alten Vater Fontane gibt's Probleme. Doch e. Besuch lohnt allemal. – In: Märkische Oderztg v. 28./29. 7. 2001.
- Bruske, Klaus: »Für den Berliner ist alles gut genug.« Th. Fontane erholte sich, arbeitete u. schrieb krit. über die dt. Sommerfrische. – In: Gießener Allg. v. 28. 7. 2001.
- Feix, Ingrid: »Ohne Dir is es nischt«. Fontane-Woche bei Brecht im Preußenjahr. – In: Märkische Oderztg v. 21./22. 7. 2001.
- Felsch, Tobias: Im Bann der Massen-Metropole. Mit Fontanes »Sommer in London« auf Streifzügen durch eine Weltstadt, in d. »Sardinien und Wales zusammenleben«. – In: Märkische Allg. v. 28. 8. 2001.
- Heinrichs, Pia; Pollmann, Brigitte: Zweitgrößter Fontanekreis in Bocholt. Stappenbeck: »Wir wollen Fontane den Lesern näher bringen«. – In: Bocholter-Borkener Volksblatt v. 8. 3. 2001.
- Kroll, Frank-Lothar: Der Fürst im Blick des Schriftstellers [Fontane u. Bismarck]. – In: Die Tagespost v. 23. 8. 2001.
- Muhs, Rudolf: Die Waldteufel brummen. Eine Wiederentdeckung: Was Th. Fontane vor genau 142 Jahren vom vorweihnachtlichen Berlin hielt. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 15. 12. 2001.
- Otto, Balthasar D.: Fontanes Irrungen am See. Zur Geschichte eines Standbildes. Gestern wurde d. Dichter umgesetzt. – In: Märkische Allg. v. 15./16. 9. 2001.
- Schmelcher, Antje: Wo ist das Eierhäuschen geblieben? Abfahrt vier Uhr, Jannowitzbrücke: Mit Fontane auf lustiger Spreefahrt in ein vergessenes Ausflugslokal. – In: Frankfurter Allgemeine v. 22.10.2001.
- Steyer, Elfriede: Ein Blick, ein Augenrollen. »Frau Jenny Treibel« in d. Rangsdorfer Bibliothek. – In: Märkische Allg. v. 3. 9. 2001.
- Zimmer, Anke: Schwache Männer, gestrauchelte Frauen. Neuer Fortsetzungsroman: »Cécile« von Fontane. – In: Fuldaer Ztg v. 10. 9. 2001.

4. Fontane in den elektronischen Medien

Videokassetten:

- Corinna Schmidt. Spielfilm (DEFA 1951) nach »Frau Jenny Treibel«. – VHS-Videoaufzeichnung. (VC 59)
- Unterm Birnbaum. Spielfilm (DEFA 1973). – VHS-Videoaufzeichnung. (VC 60)
- Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Fernsehfilm, 5 Teile. NDR 1986, Regie: Eberhard Itzenplitz. – VHS-Videoaufzeichnung. (VC 57)

Audio-Kassetten:

- Fontane, Theodor: Effi Briest. Hörspielbearbeitung u. Regie: Rudolf Noelte. 4 Kassetten. Produktion: Sender Freies Berlin; Hessischer Rundfunk; Bayerischer Rundfunk 1974. – München: DerHörVerlag 1998. (MB 62+63/1998)

5. Nachträge

- Fontane, Theodor: Gedichte Romane Erzählungen. Bd. I. Lieder Gedichte Balladen. [Ausw.: Ernst Wilhelm Balk. Ill. von Gerhard Ullrich.] – o.O.u.J. [um 1945] S. 25–62.(Fontane-Archiv-Sammlung) (Hf 54/609=1)
- Fontane, Theodor: Jenseit des Tweed. Bilder u. Briefe aus Schottland. Reprint d. Erstausg. Mit Bleistiftzeichnungen Bernhard v. Lepels, Anh. u. Dok. hrsg. von Otto Drude. – Dortmund: Harenberg 1979. 438 S.(Die bibliophilen Taschenbücher; 144) (2001/127)
- Fontane, Theodor: Die Poggenpuhls. Ein Roman. – Leipzig: Insel o.J. [1928]. 95 S. (Insel-Bücherei ; 17) (2001/115)
- Fontane, Theodor: Die Poggenpuhls. Roman. Nachw. von Hans-Heinrich Reuter. Ill. von Brigitte Grabowski. – Leipzig: Verlag Dt. Zentralbücherei für Blinde [1987]. 174 S. 30 cm (2001/118 q)
- Vitz, Susanne: Die Kompositionstechnik in Theodor Fontanes Roman »Vor dem Sturm«. Zulassungsarb. zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt Sek. II. – Münster 1994. 127 S. : 30 cm (2001/126 q)
- Volkov, Evgenij Michailovic: Nemezki roman: 1870– 1910 godov: problemy poetiki. Ministerstvo obrazovania rossiskoi federazii orlovskii gosudarstvenny pedagogičeski universitet [Hrsg.]. – Orel 1996. 205 S. [mehrfach zu Fontane; russ.] (2002/7)

Informationen

September 2002

Das Institut für Theater- und Medienwissenschaft der Universität Wien hat die Möglichkeit, die im Rahmen der Projektarbeit im Sommersemester 2002 an der Universität Wien durchgeführten Untersuchungen zum Thema 'Theater und Medien' zu veröffentlichen. Die Ergebnisse sind in der folgenden Broschüre zusammengefasst.

Veröffentlichung und Übersetzung aus 'Mark Brandenburg'
Die Broschüre enthält die Ergebnisse der Untersuchungen zum Thema 'Theater und Medien' und ist in deutscher Sprache verfasst. Sie ist als Broschüre im Umfang von ca. 100 Seiten erschienen.

Die Broschüre ist als Download verfügbar und kann kostenlos heruntergeladen werden. Die Broschüre ist in deutscher Sprache verfasst und enthält die Ergebnisse der Untersuchungen zum Thema 'Theater und Medien'. Die Broschüre ist im Umfang von ca. 100 Seiten erschienen.

Die Broschüre ist als Download verfügbar und kann kostenlos heruntergeladen werden. Die Broschüre ist in deutscher Sprache verfasst und enthält die Ergebnisse der Untersuchungen zum Thema 'Theater und Medien'. Die Broschüre ist im Umfang von ca. 100 Seiten erschienen.

Donnerstag, 19. September
11 Uhr - 12 Uhr

Kolleg I - Wien
Die Broschüre ist als Download verfügbar und kann kostenlos heruntergeladen werden. Die Broschüre ist in deutscher Sprache verfasst und enthält die Ergebnisse der Untersuchungen zum Thema 'Theater und Medien'. Die Broschüre ist im Umfang von ca. 100 Seiten erschienen.

Symposium im September 2002

Zum 10jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs im Lande Brandenburg veranstaltet das Fontane-Archiv in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft vom 18. bis 22. September 2002 ein internationales Symposium zum Thema:

»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«
Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* –
Romantisierung einer Landschaft?

Fontanes *Wanderungen*, viel gelesen, doch von der Forschung wenig beachtet, werden im Kontext der europäischen Reiseliteratur betrachtet. Wahrnehmungskonzepte von Landschaft und Geschichte bis hin zu populären touristischen Rezeptionsvorgängen sollen erörtert werden. Auch ein Blick in die Werkstatt des *Wanderungen*-Autors ist vorgesehen.

Die Jahrestagung der Theodor Fontane Gesellschaft ist in das Symposium integriert.

Vorläufiges Tagungsprogramm

Mittwoch, 18. September

Anreise und Eröffnung

Donnerstag, 19. September

Reisen I – Wandern

KARL ALFRED OPITZ, Lissabon, Portugal: Die »Wurstmaschine«. Diskurspolyphonie und literarische Subjektivität in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*

UWE HENTSCHEL, Chemnitz: »Märkische Bilder« oder »Wanderungen«? Anmerkungen zur Textsortenproblematik

WOLFGANG ALBRECHT, Weimar: Kulturgeschichtliche Perspektivierung und Literarisierung in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*

MICHAEL EWERT, München: Theodor Fontanes Wanderungen durch die märkische Historiotopographie

Werkstatt I – Quellen

GABRIELE RADECKE, München: Vom Reisen zum Schreiben: Eine textgenetische Betrachtung der *Wanderungen* am Beispiel des »Pfauneninsel«-Kapitels

MICHAEL MASANETZ, Leipzig: »Historisch-romantisches Lüderlichkeits-Material« aus Preußens intimer Sittengeschichte und seine diskrete Fiktionalisierung

MANFRED HORLITZ, Potsdam: Fontanes Quellennutzung für seine *Wanderungen*-Texte

RUDOLF MUHS, London, Großbritannien: Ironie und Poesie. Zur Behandlung der Zeitgeschichte in den *Wanderungen* von Max Schlesinger und Theodor Fontane

JAN PACHOLSKI, Wrocław, Polen: An der Katzbach, bei Königgrätz – historische Landschaften in den *Wanderungen* und Kriegsbüchern

HELMUTH NÜRNBERGER, Freienwill: Beschreibung des Dorfes Karwe bei Wustrau – »vielleicht der Normal-Aufsatz« und was daraus wurde

Freitag, 20. September

Werkstatt II – Literarisches Leben

ROLAND BERBIG, Berlin; HUBERTUS FISCHER, Hannover: In preußisch-brandenburgischer Mission. Fontanes *Wanderungen*-Kapitel im *Johanniterblatt* und im *Morgenblatt für gebildete Leser*

PETER WRUCK, Berlin: Fontane als Erfolgsautor. Entstehungsbedingungen, Strukturen und Verwendungsweisen der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*

Geschichte und Geschichten I – Strukturen

STEFAN NEUHAUS, Bamberg: Archäologie der Poesie. Überlegungen zum Kompositionsprinzip von Fontanes *Wanderungen*

ISABELLE SOLÈRES, Toulouse, Frankreich: Geschichte als Kristallisierung individueller Schicksale: *Schloss Friedersdorf* (1861)

Nachmittags, ca. 14.30 Uhr: Mitgliederversammlung der Theodor Fontane Gesellschaft

Nachmittags für Nicht-Mitglieder Möglichkeit zur Besichtigung des Theodor-Fontane-Archivs

Abends: Führung »Gräber im Park« mit Peter Schaefer

Samstag, 21. September

Reisen II – Sehen

ANDREAS STUHLMANN, Hamburg: Fontanes *Wanderungen* als Gegenentwurf und Supplement zu Heines *Reisebildern*

ERDMUT JOST, Berlin: Das poetische Auge. Visuelle Programmatik in Theodor Fontanes Landschaftsbildern aus Schottland und der Mark Brandenburg

PHILIPP FRANK, Hamburg: Erlebnisreisen. Fontanes *Wanderungen* in wahrnehmungstheoretischer Sicht

Geschichte und Geschichten II – Spuren

HUGO AUST, Köln: Trümmer. Natur, Geschichte und Poesie des Verfalls, wie er sich im Vorübergehen zeigt

RENATE BÖSCHENSTEIN, Corseaux, Schweiz: Prägnante Mikrostrukturen in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*

Fahrten auf den Spuren von Fontanes »Wanderungen«:

Besuch von Paretz (halbtägig) oder

Besuch von Paretz, Caputh und der Dominsel Brandenburg (ganztägig)

Sonntag, 22. September

Reisen III – Das touristische Auge

WULF WÜLFING, Bochum: Fenster – Blicke – Aussichten. Zu einigen reiseliterarischen Aspekten in Theodor Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*

CLAUDIA BUFFAGNI, Sassuolo, Italien: Das Motiv der Reise: Ein strukturbildendes Element in Fontanes Prosawerk

INGRID KUCZYNSKI, Duisburg: Reisen in fiktive Räume – der Umgang mit Landschaftskonstrukten in der britischen Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts

CHRISTINE HAUG, Mainz: Reiselektüre für Eisenbahnreisende – eine frühe Buchreihe des Verlagshauses F.A. Brockhaus (1856–1861)

EDA SAGARRA, Dublin, Irland: Der ›European added value‹ der neuzuentdeckenden Landschaften im 19. Jahrhundert

Teilnahmegebühren

Die Preise gelten für das angebotene Vortragsprogramm und verstehen sich inklusive Kaffeepausenbewirtung. Nicht enthalten sind Mittag- und Abendessen sowie die Ausflüge.

Ermäßigungen gelten für Studierende und Arbeitslose gegen Vorlage eines Ausweises.

Paket A Dauerkarte für das gesamte Vortragsprogramm
vom 19. – 22.09.2002
(zur Kombination mit dem Halbtagsausflug) 65,00 €
ermäßigt: 45,00 €

Nur für Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft
Paket B Dauerkarte ab Fr, 14.30 Uhr,
Vorträge Samstag + Sonntag (zur Kombination
mit dem Halbtagsausflug) 40,00 €
ermäßigt: 25,00 €

Paket C	Dauerkarte ab Fr, 14.30 Uhr, Vorträge am Sonntag (zur Kombination mit dem Ganztagsausflug)	30,00 € ermäßigt: 20,00 €
---------	---	------------------------------

Die Teilnahme an der Mitgliederversammlung der Theodor Fontane Gesellschaft ist kostenfrei. Die Einladungen der Mitglieder und das Rahmenprogramm erscheinen in den Mitteilungen 22.

Tageskarten sind ausschließlich vor Ort zu erwerben

Tageskarte Do, 9.00 – 18.15 Uhr 25,00 €
ermäßigt: 20,00 €

Tageskarten Fr, Sa, So, 9.00 – 13.00 Uhr je 15,00 €
ermäßigt je 12,00 €

Anmeldung

Theodor-Fontane-Archiv

z. Hd. Frau Katja Leuchtenberger Tel: 0331 / 201 39 6

Am Bassin 4

Fax: 0331 / 201 39 70

14467 Potsdam

eMail: tfasympo@rz.uni-potsdam.de

Ihren Tagungsbeitrag entrichten Sie bitte in Barzahlung vor Ort oder überweisen ihn unter Angabe Ihres Namens und des gewünschten Programmpakets auf das Konto des Theodor-Fontane-Archivs

Landeszentralbank

Stichwort »Symposium«

Konto-Nr.: 16 001 500

BLZ: 16 000 000

Veranstaltungsort und Unterkunft

Ostdeutsche Sparkassenakademie

Am Luftschiffhafen 1

14471 Potsdam

Zimmerreservierung unter 0331/907-70 02

Hier können Sie unter dem Stichwort »Fontane-Symposium« Ihre Unterkunft direkt im Tagungshotel buchen (Einzelzimmer 45,00 €, Doppelzimmer 57,00 € inkl. MwSt. und Frühstück).

Für Unterkünfte in anderen Hotels wenden Sie sich bitte an die Unterkunfts-Vermittlung der Potsdam Tourismus GmbH: 0331/27 558-20

Autorenverzeichnis

KLAUS-PETER MÖLLER, arbeitet seit 1998 als Archivar im Theodor-Fontane-Archiv; Forschungsinteressen: Literatur der frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.

PROF. DR. MICHAEL NIEHAUS, geb. 1959. Promotion 1993, Habilitation 2001 im Bereich Neuere Deutsche Literaturwissenschaft. Arbeitet derzeit in einem Forschungsprojekt zu Naturrecht und Kommunikationstheorie an der Ruhr-Universität Bochum. Publikationen u.a. zur Erzählliteratur des 19. u. 20. Jhds., zu Literaturtheorie, Geschichte und Theorie des Strafverfahrens, Kommunikationstheorie, Fernsehen.

DR. CHRISTINE HEHLE, geb. 1969. Studium Germanistische Mediävistik, Französisch, Latein in München. Promotion 2000 in München über Notker III. von St. Gallen. Seit 1995 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam; editorische Betreuung der Abteilung *Das erzählerische Werk* der Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe. Veröffentlichungen überwiegend zu Fontane.

PROF. DR. URSULA RÖPER, Dr. phil., Studium der Religionswissenschaft und Ethnologie an der Freien Universität Berlin. Forschungen zu bau-, sozial- und kirchenhistorischen Themen des 19. Jhds. Publikationen u.a. *Schinkels Vorstadtkirchen* (Berlin 1991), *Mariane v. Rantzau und die Kunst der Demut* (Stuttgart 1997). Freie Ausstellungskuratorin, u.a. *Preußens FrauenZimmer* (Kloster Stift zum Heiligengrabe, Ausstellung und Katalog 2001).

GEORG WOLPERT, geb. 1953; Studium der Theologie und Literatur in Heidelberg, Würzburg, Bonn u. London; veröff.: *Wind und Erde*.

JAN PACHOLSKI, geb. 1973 in Breslau, Polen; beendete sein Germanistikstudium 2000 mit der Diplomarbeit zu Fontanes *Der Deutsche Krieg von 1866*; Doktorand an der Breslauer Universität.

PROF. DR. CHRISTINA VON BRAUN, Autorin, Filmemacherin, Promotion im Fach Philosophie, seit 1994 Professorin für Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ca. fünfzig Filmdokumentationen und Fernsehspiele zu kulturgeschichtlichen Themen; zahlreiche Bücher und Aufsätze. Forschungsschwerpunkte: Gender, Medien, Religion und Moderne, Antisemitismus.

Vertriebshinweise

Die Fontane-Blätter können als Einzelheft (€ 13,50 zuzüglich Versand) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich, € 9,50) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam.

Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das Register der Fontane-Blätter für die Hefte 1/1965–57/1994. 126 S. (€ 2,00)
- das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965–71/2001 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 29 S. (€ 2,00)
- Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- Horlitz, Manfred (Hrsg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. – Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (€ 2,00)
- Ich bin ganz einfach nur Fontane. FontaneJahrBuch. Museumspädagogischer Dienst Berlin; Theodor-Fontane-Archiv. 1998. 118 S. Mit Karte, zahlr. Abb. (€ 1,53)
- Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – PATRIMONIA 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (€ 1,53)
- Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Potsdam 1996. (€ 8,50)
- Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Potsdam 1999. (€ 76,00)

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat. Der Umfang der Beiträge sollte 20 Manuskriptseiten nicht überschreiten, Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen möglichst verzichten. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskriptform

Die Texte sollen auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite, 60 Anschläge/Zeile) geschrieben werden. Anmerkungen sollen als Endnoten auf besonderen Seiten stehen. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.

Bei Computerdruck sollte eine durchgängige Schriftgröße von 12 Punkten in einer nichtproportionalen Schrift (möglichst Courier) gewählt werden, linksbündig als Fließtext (ohne Silbentrennung). Zwischen - (kurzem) Trennungs- und – (längerem) Gedankenstrich wird unterschieden. Die Texte sollen in zweifacher Ausfertigung und nach Möglichkeit zusätzlich auf Diskette in zwei Dateien eingereicht werden: einmal im Format der Textverarbeitung (bevorzugt WordPerfect für Windows), einmal unformatiert als ASCII-Datei (*Endnoten in eigener Datei!*).

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen im Manuskript

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

Auslassungen des Autors bzw. Herausgebers: drei Pünktchen in eckigen Klammern [...]; Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Zitate im Manuskript

Normale Anführungszeichen „...“; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen „...“; längere Zitate (über 4 Zeilen) werden wie Absätze behandelt.

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

Der Stechlin erschien bereits ...

In: *Fontane Blätter* 62/1996, ...

Sein Auftreten im *Tunnel über der Spree* ...

6. Anmerkungen im Manuskript

Anmerkungen als fortlaufend gezählte Endnoten, im Text hochgestellt ohne Klammern oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht vor dem Satzzeichen, wenn sie sich nur auf das vorausgehende Wort bezieht. Die Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnoten. Namen von Autoren und Herausgebern unterstrichen (werden im Heft zu Kapitälchen).

1 Charlotte Jolles: *Theodor Fontane*. 4., überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar 1993, S. 16.

10 Theodor Fontane: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870*. Hrsg. von Otto Drude. – Frankfurt am Main, Leipzig 1993, S. 37–38.

Beim ersten Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. – Ort Jahr, S. (Reihentitel)

Bei Zeitschriftenaufsätzen und anderen nicht selbständig erschienenen Schriften:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. – In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)

Bei wiederholten Zitaten in direkter Folge: Ebd., S. X; sonst Name und Hinweis auf die laufende Anmerkungsnummer des erstmaligen Zitats. Verweise: vgl. (nicht s.)

8 Schobeß, wie Anm. 3. Vgl. Schreinert, wie Anm. 7.

Bei Zitaten oder Nachweisen aus Fontanes Werken gelten folgende *Siglen*:

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von PETER GOLDAMMER, GOTTHARD

ERLER u. a. – Berlin, Weimar: Aufbau 1969–1993 (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Grosse Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von GOTTHARD ERLER. – Berlin, Weimar: Aufbau 1994ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. – In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes*. Verzeichnis u. Register. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES u. WALTER MÜLLER-SEIDEL. – München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER. – München: Carl Hanser 1962–97. (Abteilung/Band evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von EDGAR GROSS, KURT SCHREINERT u. a. – München: Nymphenburger 1959–75. (Bd. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. – Berlin: Propyläen 1968–71.

7. weitere Abkürzungen

Abb.	Abbildung	Fs.	Festschrift
Aufl.	Auflage	H.	Heft
Bd.	Band	Hrsg.	Herausgeber
Br.	Brief	hrsg.	herausgegeben
bearb.	bearbeitet	Jb.	Jahrbuch
Diss.	Dissertation	Jg.	Jahrgang
eigh.	eigenhändig	m.U.	mit Unterschrift
Einl.	Einleitung	Nachw.	Nachwort
erw.	erweitert	Nr.	Nummer
FA	Theodor-Fontane- Archiv Potsdam	S.	Seite
FBI	Fontane Blätter	überarb.	überarbeitet
		Vorw.	Vorwort

8. Briefeditionen

Briefnumerierung in römischen Ziffern, mittig, ohne Klammern, ohne Leerzeile nach unten;

Adressat, Anrede u. Textbeginn linksbündig, nicht eingerückt;

Ort, Datum und Unterschrift rechtsbündig; das als Trennungszeichen verwendete = wird ebenso stillschweigend aufgelöst wie die Konsonantenverdopplung;

wenn Erläuterungen des Herausgebers dem Text direkt folgen, sind diese durch einen schmalen Strich vom Briefftext abzusetzen.

9. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen oder Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Platzierungsvorschläge im Text. Bildlegenden mit genauem Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor selbst einzuholen.

DIE REDAKTION

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Hubertus Fischer, Hannover; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39 70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.

Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe

Umschlagentwurf, Typographie, Satz:
Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag:
Königsdruck, Berlin

Prop

iesell-
berger

Abd

Berlin;
Leipzig;

Dr

berl

Dis

ein

Einl

erw

LA

FBI

8. B

lin

öffent-

er For-

nweise

v

gen zu-

sch

tsgeber

n Wie-

Abd

mal

sch

quid

ISSN 0015-6175